24. [illegible]. 22.



Lith. v. P. Rohrbach. Druck v. W. Korn & C° in Berlin.

„Und wenn der Weg der Wahrheit queer durch mein Herz durchführt, — ich werde ihn einschlagen! Jch darf es sagen, denn ich habe es gethan."

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1866.

Heinrich Simon.

Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Herausgegeben

von

Dr. Johann Jacoby.

Zweite wohlfeile Auflage.

Mit Heinrich Simons Portrait.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1865.

„Unsere Geschichtschreibung ist erbärmlich, weil es an Biographien fehlt; diese sind komponirt, statt objektiv. Wenn mir *Ein* *Menschenleben* von Tag zu Tag vorliegt in seinem Handeln und Denken, soweit das an äußerlichen Momenten darstellbar ist, so giebt mir dies eine *bessere* Einsicht in die *Geschichte der Zeit*, als die beste allgemeine Darstellung derselben.“

Heinrich Simon.

(Seite 339.)

I.

Familie. Kindheit. Gymnasial- und Universitätszeit.

In dem Zimmer Heinrich Simons in Zürich hing das lebensgroße Bild eines stattlichen Mannes von Künstlerhand gemalt: in pelzverbrämtem Rock, in gepuderter altfranzösischer Haartracht, von imponirender Haltung, mit geistreichem und gutmüthigem Gesichtsausdruck. Dieses Bild war das Bild seines Großvaters. Oftmals hat es dem Verbannten von der traulichen Heimath, von den Liebesklängen, die von früh an in sein Leben einklangen, erzählt. Oftmals sah er mit stolzer Freude die frisch heranblühende Generation der Seinen unter diesem Bilde geeinigt und lehrte die Kleinsten das Bild des Urvaters kennen. Dieses Bild hat eine Geschichte.

Der Großvater Heinrich Simons war ein reicher Handelsherr in Breslau aus jüdischer Familie; erst seine Kinder traten nach seinem und der Mutter Tode zur christlichen Kirche über. Er genoß sowohl seiner Verhältnisse als seines Charakters wegen unter seinen Mitbürgern allgemeine Achtung. Einst war dieser Großvater zur Messe nach Leipzig gereist. Nach angestrengtem Tage schritt er gegen Mitternacht müde und luftbedürftig über die Elsterbrücke langsam seinem Gasthofe zu. Da sah er in der vom Mond erhellten Nacht eine Männergestalt regungslos an einen Pfeiler gelehnt, das Gesicht unverwandt dem Strome zugekehrt; und als er über die Brücke geschritten sich unwillkürlich umdrehte, stand dieselbe Gestalt in selber Stellung unbeweglich wie vorher. Von einer plötzlichen Ahnung gefaßt, eilte er zurück — und erfaßte den Unglücklichen im Momente, wo dieser sich in den Strom zu stürzen im Begriff war. Er rettete ihn, aber der Mann dankte ihm nicht, hatte nur bittere Vorwürfe, daß man ihn nicht sich selbst überlassen hatte: er sei hülflos und rettungslos verloren. Es war ein junger Maler; er hatte eine, seine Mittel und Aussichten übersteigende Ehrenschuld, die morgen gezahlt sein sollte; der Tod sollte seine Ehre rein waschen.

Der Großvater bezahlte die Schuld. Er gab ihm Mittel, um für die nächste Zukunft zu leben — und gab ihm für's Leben die große Lehre: „Niemals verzweifeln!"

Nach einem Jahre aber traf in Breslau im großväterlichen Hause eine mächtige Kiste ein — man hörte nie, von wannen sie kam — und daraus entnahm man das stattliche, wunderbar schöne Bild des Großvaters, sprechend getroffen; die edle Hand hält Papiere, es scheinen Wechsel, sie lauten — seltsame Verkettung — auf Zürich.

Dieser würdige Mann wurde im besten Lebensalter durch einen Schlagfluß im Jahre 1792 den Seinen entrissen. Er hinterließ eine zahlreiche Familie, vier Söhne, zwei Töchter. Treue Liebe einigte die Geschwister, und um so mehr schlossen sie sich an einander, als auch die Mutter frühzeitig starb.

Der beiden älteren Söhne werden wir später ausführlich gedenken. Vorerst sei erwähnt, daß die beiden Töchter sich in Breslau verheiratheten, und daß sie in manchem freundlichem Bezuge zu Heinrich Simons, ihres Neffen, Leben standen.

Die jüngeren Söhne starben im deutschen Freiheitskampfe. Ihre Namen nennt das Denkmal, welches Schlesien den gefallenen Helden in der Elisabethiner-Kirche zu Breslau errichtet hat. Der 21jährige Otto, ein preußischer Garde-Kosack, ward, nachdem er bereits zum eisernen Kreuze vorgeschlagen worden, bei Groß-Görschen erschossen. Der Aeltere, Ludwig, machte die Feldzüge als Premier-Lieutenant der Breslauer Landwehr mit, commandirte bei Leipzig die Compagnie, erhielt dort das eiserne Kreuz, ward am 11. Februar 1814 bei Chateau-Thierry schwer verwundet und starb am 10. März in Montmirail an seinen Wunden. Ueber die näheren Umstände seines Todes erfuhr die Familie Folgendes. Ludwig war nach dem Gefecht besinnungslos in ein Bürgerhaus gebracht, dort treu verpflegt worden und auf dem Wege der Genesung. Da verbreitete sich der panische Schrecken: „Die Kosacken kommen!" Der Kranke ließ sich mühsam in seine Offiziersuniform kleiden, das eiserne Kreuz schmückte die verwundete Brust. So, den Degen zur Seite, lag er auf seinem Bette. Da stürzten Kosacken herein, fluchend, tobend, drohten zu plündern. Der preußische Offizier commandirte zur Ruhe, und als Zureden bei den Rasenden nichts half, warf er seine Offiziers-Autorität in die Waagschale und stürzte mit dem Säbel in der Hand ihnen entgegen. Im selben Augenblick aber sank er ohnmächtig zusammen. Seine Brustwunde hatte sich geöffnet, er kam

nicht wieder zur Besinnung. Das Haus ward von den Russen von oben bis unten geplündert, die Bewohner retteten das nackte Leben und trauernd begruben sie wenige Tage später den ihnen theuer gewordenen Feind.

Die beiden älteren Söhne des oben erwähnten Kaufherrn, kaum um ein Jahr auseinander, verknüpfte ein inniges Band der Liebe und Treue. Von frühester Kindheit bis ins späteste Alter waren sie sich die nächsten aufopferndsten Freunde.

Ihr schönes Verhältniß, der ganze Geist des großväterlichen Hauses von Heinrich Simon, das Jugendleben seines Vaters und seines Oheims und die damalige Zeit ergiebt sich am besten aus den zwei letzten Briefen, welche die beiden Brüder — beide Greise — mit einander gewechselt, und welche wir auszugsweise hier folgen lassen. Wir sagten: „die letzten Briefe;“ denn Heinrich Simons Vater lag auf dem Sterbebette, als er unter unsagbaren Schmerzen seine Antwort auf das liebevolle Schreiben des älteren Bruders dictirte, der erst sieben Jahre später sein Leben beschloß.

Der ältere Bruder an den jüngeren Bruder.

Leipzig, 30. August 1850. Morgens $5^1/_4$ Uhr.

Mein innigst und herzlich geliebter, alter guter Bruder Hermann! Der 2. September 1850 naht, der Tag, der vor 69 Jahren Dich den geliebten Eltern und mir, damals Deinem einzigen Bruder, geschenkt hat, und ich sann heut im Bette nach, womit könnte der arme Lazarus I. seinen armen Bruder Lazarus II. zu diesem Tage erfreuen? Da trat in Folge Goethes „Wahrheit und Dichtung“, worin ich schon seit $3^1/_2$ Uhr gelesen, der Gedanke hervor: gieb ihm, soweit du vermagst, Euere gemeinschaftlich verlebte Jugendzeit. Sind Stunde und Stimmung günstig, so knüpft sich vielleicht mehr daran.

Zunächst aber die Scenerie, welche der Zeit und dem Raume nach den Schreibenden umgiebt. Seit dem 29. v. M. lebe ich in Leipzig bei meinen geliebten Kindern Hermann und Elise und ihren drei Kindern; ich schreibe in meines Hermanns wohnlichem Zimmer, der von Dir den Namen und Gott sei Dank, auch die Ruhe, Zufriedenheit und Bravheit hat. Und nun zur Sache.

Meine erste Erinnerung geht bis 1783, also meinem dritten Jahre — Du und die Schwester Luise waren da, die letztere noch

an der Brust der Amme. Du hattest diese Amme ebenfalls früher gehabt, und gerne hätschelte sie mit Dir; mir war sie nicht recht grün, und ich erinnere mich, daß ich einmal, von ihr gescholten oder gar geklappst, sie mit meinem hölzernen Säbel schlug. Dann erinnere ich mich noch dunkel der Freude, wenn meine Amme uns besuchte, und deutlich des Carmerschen Hauses in der Carlsgasse, in welchem wir geboren sind. Ich gedenke im Vorsaale von der Treppe linker Hand der schönen Spindenstube; noch schwebt mir ein kunstreich ausgelegtes Spind vor, worauf Adam und Eva im Paradiese am verhängnißvollen Baume; ein anderes Spind enthielt schöne Porzellainsachen, chinesische: die fünf Sinne und die Jahreszeiten sind mir erinnerlich. Dann denke ich der alten Pflegerin unserer Kindheit, der treuen Anna-Marie. Wir erhielten ein kleines Taschengeld vom Vater, welchem bisweilen noch außerordentliche Spenden hinzutraten, denn der Vater war ja so überaus freigebig, und wahrscheinlich gab ich auch deshalb gern von Jugend auf, und so hatte ich mein kleines Taschengeld und alle meine Habe nach und nach der Anna-Marie geschenkt. Ein besonderer Grund muß eine Revision veranlaßt haben, ich soll das Taschengeld vorzeigen oder berechnen, und so bin ich dem peinlichen Gefühle blosgegeben, mir wenigstens einen Theil von der Anna-Marie zurück zu erbitten. — Erinnerst Du Dich noch eines alten Bedienten Johann? der den guten Vater auf einer Reise nach Berlin begleitete. Es muß im Winter 1785—86 gewesen sein. Harter Winter, tiefer Schneefall. Johann verunglückte auf der Reise und brach den Fuß. Ich erinnere mich, daß wir ihn gemeinschaftlich besuchten, mit dem Hofmeister oder einem Comptoirdiener.

Erinnerst Du Dich noch des Comptoirs in dem Carmerschen Hause, die Fenster nach der Ohle, der hintere Theil durch ein Gitter von dem vorderen getrennt, linker Hand der Zahltisch mit einer steinernen Platte, rechts der Tisch mit der Waage. Schon damals wohnte die Mutter in einem Garten, dem damaligen blauen Hause. Ich erinnere mich noch einer für uns bestimmten Kinderkutsche, auf deren Bocksitz die Mutter von den Comptoirdienern gefahren wurde.

Nun vor Allem der geliebten Eltern gedenkend: die Mutter wirthlich, sparsam und streng gegen die Kinder. Wenn es Schläge gab, nur von ihr und dem Hofmeister. Dabei cholerisch und bisweilen heftig, besonders gegen die ältere Schwester. Ich erinnere mich nur eine Ohrfeige von ihr erhalten zu haben, als ich einmal mit ungewandter [illegible] Frühstücksstube trat und den

„guten Morgen“ sagte, welches wir mit einem Handkuß zu thun pflegten. Wir duzten nicht, sondern Sie'eten die Eltern. Der Vater, sanguinischen Temperaments, war kindlich und herzensgut, vor Allem denke ich nochmals seiner Freigebigkeit, seiner Mildthätigkeit, gern half er wo er helfen konnte. Noch erinnere ich mich, wenn er zu Neujahr die für Hausarme eingepackten Geldrollen und Röllchen so ganz froh vor sich liegen hatte und wegschickte. Doch konnte er bisweilen auch sehr heftig sein, und dessen freuten sich alle von ihm Abhängige, Groß und Klein, denn wenn er es gewesen, so konnte man Alles nachher von ihm verlangen. Gepudert, Perrücke mit einem Haarbeutel, noch schwebt mir vor, wie der Friseur mit der Puderquaste ihn einpuderte und wir bisweilen mit der Quaste ebenfalls etwas abbekamen. Morgens und Abends war er mit einem schönen Schlafpelze bekleidet, und lebendig schwebt mir vor, wie er Abends auf dem Sopha lag und wir Beide auf ihm kletterten und mit ihm spielten und er uns liebkoste. Dann erinnere ich mich seines dreieckigen Hutes, eines schwarzen Fracks mit großen, zierlich gearbeiteten Holzknöpfen, die auf der Mitte ein Stahlknöpfchen hatten. Der Vater war aber auch in dem Rufe großen Scharfsinnes und einer großartigen kaufmännischen Speculationsgabe. Man fragte ihn gern um Rath, und er galt etwas in seinen Kreisen und bei der Stadt.

Beide Eltern spielten gern Karten, und uns und die Schwestern ergötzten besonders die Tarokkarten. Die Mutter hatte auch Besuche von Damen, mit welchen sie zuweilen spielte. Einer Dame gedenke ich, für welche bei schlechtem Wetter stets eine Portechaise geholt werden mußte. Es ward erzählt, daß die durch das geringe Trinkgeld und ihre Leibesschwere erbitterten Träger sie einst auf dem Markte im Schnee haben sitzen lassen, bis sie sich entschloß, zu Fuß nach Hause zu gehen.

Ich erinnere mich bestimmt, noch einmal Friedrich den Großen vor unserem Hause vorbeireiten gesehen zu haben und noch deutlich des Huldigungstages Friedrich Wilhelm des Zweiten im Herbst 1786. Du und ich begleiteten Vater und Mutter zu Wagen. Ganz deutlich schwebt mir vor, daß wir deshalb mit den Eltern bei Licht frühstückten (sonst frühstückten wir in der Kinderstube, später bei dem Hofmeister). Auch des Huldigungseides der Stände gedenke ich noch; wahrscheinlich wohnten wir auf einer Tribüne oder an einem Fenster dem Akte bei. Hieran reiht sich die Erinnerung an eine herrliche Blanchard'sche Luftschiffahrt, wiewohl sie wahrscheinlich einer spä-

teren Zeit, doch noch vor Vaters Tode, angehört. Nach langem Harren schwillt der Ballon immer mehr, schon hebt er sich, nun wird das Seil losgeschnitten, und da steigt er stolz empor und stolz grüßt der Luftschiffer aus seiner Gondel. Ich sehe noch die Menge Kopf an Kopf, welcher Jubel folgte dem sich erhebenden Ballon!

Zweier Hauslehrer, des Ersteren mit einem sehr gutmüthigen, offenen Gesichte, erinnere ich mich noch dunkel aus einer Zeit, wo er nicht mehr bei uns war. Wir besuchten ihn mehreremale in seiner letzten Krankheit. Jetzt fällt mir eben noch eine Erinnerung bei, wie der erste abgehende Hofmeister den zweiten eben ankommenden — Pick — über die Verhältnisse, die Eltern und uns orientirte, und dieser sich dabei rasirte. Erinnerst Du Dich noch der Unterrichtsstunden bei Pick? Wenn wir wiederholen sollten, gegenüber sitzend, oder ich auf der breiten, Du auf der schmalen Tischseite und der Hofmeister den Rücken wandte, schwatzten wir, indem wir uns in wunderbare fingirte Zustände versetzten, besonders aus den Ritter- oder Kriegszeiten, bei welchen wir natürlich immer die Hauptpersonen waren.

Gedenkst Du noch, mein Hermann, der ersten Gelegenheit, die mir ward, Dir meine Liebe mit einiger Aufopferung zu bezeigen? Du hattest, mit mir spielend, statt unsere Lectionen zu wiederholen, das Dintenfaß umgekehrt. In diesem Augenblicke trat der Hofmeister in das Zimmer; wir ganz erschrocken, er heftig: „Wer hat das gethan?" Kaum hatte ich mich als Thäter angegeben, so hatte ich meine Ohrfeige weg. So wie wir allein waren, stürztest Du mit Thränen mir in die Arme. So streng Pick auch war, so hingen wir doch mit der innigsten Liebe an ihm.

Ein besonders angenehmes Spiel noch im Carmerschen Hause war für uns und Luise das Klettern auf die Wollsäcke im Waarengewölbe, später in dem neuen gegenüberliegenden Hause, welches der Vater erkauft hatte, das Klettern in die Wagen, die im Hausflur und im Hofe unter Dach standen.

Meines Wissens noch vor des Vaters Tode zwei mehrtägige Spazierfahrten, eigentlich kleine Reisen, welche Epoche in unserem einsamen Leben machten. Die erste ging nach Dührenfurth zu Wasser, die zweite nach Skarsine; von der zweiten mußten wir eine Reisebeschreibung machen.

Eine Episode noch im alten Hause brachten die natürlichen Pocken, deren Spuren Du mehr verwunden hast als ich; lange lag ich blind da und ließ mein Liebchen Jettchen D., das auch krank

darniederlag, täglich grüßen, noch eifriger aber mich beständig nach Deinem Befinden erkundigen. Doch auch eine große Lust hatte ich während dieses Krankenlagers, das waren die Mährchen und Geschichten, die der Hofmeister zu erzählen nicht müde ward. Besonders die eine ist mir lange im Gedächtniß geblieben, die mehrere Abende und Nächte fortgesetzt wurde, jetzt ist sie mir leider auch entschwunden, vielleicht taucht sie wieder auf. Einer kürzeren aber erinnere ich mich noch: la belle et la bête, die ich dann später im Magasin des enfants wiederfand. Wie wünschte ich manchmal das Ungeheuer zu sein, das so sanft zu den Füßen der Prinzessin lag und von dieser so zärtlich geliebkost wurde, auch abgesehen von der Verwandlung in den herrlichen Prinzen, welche das Mährchen so befriedigend endigt.

Der Hofmeister besuchte mit uns die Schulprüfungen bei Elisabeth, Magdalena und dem reformirten Gymnasium. Besonders auf Letzterem ging Alles sehr elegant und zierlich zu, bisweilen ward der Gedanke rege, daß es ein gut einstudirtes Drama sei. Die Reden in Prosa und Poesie zwischen den einzelnen Prüfungen machten uns viel Freude. Diese Deklamatorien wurden denn auch bald von uns nachgeahmt. In unseren Spielstunden trat Einer nach dem Andern auf und deklamirte. Zwar Goethe und Schiller waren noch nicht in unseren Händen, aber doch Gellert, Haller, Utz, Hageborn u. s. w. Einige Zeilen aus einem Gedicht von Utz: „Germania“, schweben mir noch vor:

„Wie lang' zerfleischt mit eig'ner Hand
Germanien seine Eingeweide!
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm, zu schlauer Feinde Freude!“

Der jüngere Bruder an den älteren Bruder.

Breslau, 3. September 1850.

Mein innigst geliebter Bruder!

Gestern, an meinem neu begonnenen 70sten Jahre, hat mir Dein Brief aus Leipzig eine recht innige Freude gemacht. Es war wirklich eine recht herrliche Idee, daß wir, die wir nun 6 Tage lang beide siebzig Jahre alt sind, durch Dich an unsere Kinderjahre erinnert werden. Mir war die Freude doppelt, da Dein Brief, mein

theurer Heinrich! mir zeigt, wie frisch noch Dein Geist und Dein Gemüth sein kann, wenn Du etwas mit Liebe ergreifft. Auch ich habe bis vor Kurzem das große Glück gehabt, ein heiteres Gemüth zu besitzen, und erst seit wenigen Jahren, seitdem ich durch große Schmerzen heimgesucht werde, will der Körper den Geist nicht mehr zur Freiheit kommen lassen. Indeß man muß es tragen, und der liebe Himmel wird es ja gnädig machen.

Nochmals also meinen recht herzlichen Dank und die innige Bitte, ja das Eisen zu schmieden, dieweil es warm ist, d. h. mit andern Worten diese Erinnerungen fortzusetzen und nicht etwa bei den Jünglingsjahren abzubrechen. Es wird für Dich selbst ein schöner Zeitvertreib sein und Kinder-, Jünglings-, Mannes- und Greises-Erinnerungen werden uns Alle innig erfreuen.

Ich gehe vorläufig auf die Kindererinnerungen ein, auf die Zeit, die wir zusammen verlebten; freilich bleibt mir nur eine kleine Aehrenlese. Doch kann ich Dich versichern, daß von Deinen Erinnerungen auch nicht eine einzige meinem Gedächtniß entschwunden war.

...... Sehr deutlich ist mir die Erinnerung noch im Carmerschen Hause, daß ich aus dem Hamburger Correspondenten, welcher damals zweimal wöchentlich am Dienstag und am Freitag ankam, die Nachricht von der Erstürmung der Bastille dem Vater vorlas. Es geschah dies in der Wohnstube, in welcher der Vater am Podagra leidend auf dem Sopha lag, und konnte derselbe seine Freude nicht genug zu erkennen geben. — Sehr wenig ist mir aus den früheren Lebensjahren des Vaters bekannt worden, das Wenige will ich indeß doch mit einigen Worten erwähnen. Seine Eltern waren arm und nährten sich, wie es scheint, nur mühevoll. Sie wohnten hier in Breslau vor dem Oderthore, in dem noch jetzt zum blauen Hause genannten Gebäude, wo er auch im Jahre 1730 geboren wurde. Die Vorstädte waren damals noch Bauerhäuser, und das jetzige Gebäude des blauen Hauses würde damals für ein Palais angesehen worden seiu. Von seinen Kinder- und Jünglingsjahren ist mir blos bekannt, daß er etwa um das Jahr 1748 nach Holland ging, um dort die Handlung zu erlernen, und habe ich seinen Lehrbrief aus dem Jahre 1754 noch in Händen gehabt; er wird darin als tren, fleißig und zum Kaufmann qualificirt sehr lobend erwähnt. In dem Jahre 1792 war er wieder in Breslau. Damals legte er den Grund zu seinem Vermögen. Er behielt durch

seinen Jugendaufenthalt eine beständige Vorliebe für Amsterdam und unterhielt sich sehr gerne davon.

Beim Einzug in das neu erkaufte Haus denke ich zuvörderst des Malers Katscher, eines wirklichen Künstlers, welcher die neue Wohnung, besonders die beiden großen Vorderstuben kostbar ausmalte. Namentlich war die eine Stube mit herrlichen Landschaften geziert, und wir wohnten dem Malen sehr häufig bei, welches er uns erlaubte und ihm sogar lieb zu sein schien. In dem neugekauften Hause war der ganz hinten gelegene Stall an den Grafen Sandretzky vermiethet; derselbe hatte eine große Anzahl Pferde, nichts als Schecken, und die Wagen, welche im Hofe unter einem großen hölzernen Schuppen standen, welcher mehr als die halbe Länge des Hofes einnahm, waren blos Wurstwagen, welche theilweise mit Chaisen verbunden waren.

Das Dach des Schuppens bildete einen sehr großen Taubenschlag, welcher von den Eltern mit schönen Tauben bevölkert war, die wir nach und nach durch unser Taschengeld sehr vermehrten.

Der oftmalige, um diese Zeit fallende Besuch eines Mannes, welcher sich nach mehrmonatlicher Abwesenheit zuweilen wieder einfand, darf hier nicht übergangen werden. Es war dies der Oberst von Grotthaus, welcher den Eltern sehr befreundet zu sein schien. Er war in englischen Diensten und hatte unter dem General Elliot die Belagerung von Gibraltar auf den schwimmenden Batterien mitgemacht. Durch seine rothe Uniform machte er immer viel Aufsehen, es war ein exaltirter Mann, welcher wunderschön erzählen konnte. Er kam in der Regel uneingeladen, aß bei uns und wohnte auch zuweilen mehrere Tage da.

Zu den genaueren Bekannten des Vaters gehörte der Kaufmann Schall. Er hatte ein eigenes Haus, Ecke des Marktes und Blücherplatzes, und in diesem parterre sein Quincaillerie-Gewölbe. In diesem Gewölbe fanden sich jeden Morgen seine genaueren Bekannten, bestehend in höheren Civil- und Militär-Beamten, sowie mehrere Kaufleute ein, und es fand von 11—12 lebhafte Conversation statt. Der Vater war beinah täglich dort. Der alte Schall, ein herzensguter Mann, steht noch sehr lebhaft vor mir; er war sehr stark und trug beständig einen langen und ungeheuer weiten weißlichen Ueberrock, um damit einen großen Bruchschaden, den er hatte, zu verdecken. Die Frau, eine äußerst fein gebildete Dame, eine geborene Französin, die früher lange Zeit Gouvernante gewesen war, leitete in der Regel die Unterhaltung. Wenn wir alle

8—14 Tage die Erlaubniß bekamen, den Vater dort abzuholen, so freuten wir uns schon im Voraus, da die Alten sehr schön mit uns thaten und uns in der Regel beschenkten.

Es war damals Sitte, daß, wenn Jemand eine neue Wohnung bezog, die Befreundeten ihm Geschenke machten und zwar geschah dies bei Aermeren mit nützlichen werthvollen Sachen, bei Wohlhabenden in Kuchen, Torten und werthvollen Weinen. Sehr deutlich schwebt mir noch mein Erstaunen vor, als ich in die erste große Vorderstube trat und einen Tisch in der ganzen Länge, so wie 4 bis 5 Nebentische gedeckt fand, worauf wenn wenig 40—50 Torten und Kuchen, so wie Weinflaschen und kostbare Früchte, frische und eingemachte, aufgespeichert standen, welche alle seit einigen Stunden als Geschenke eingelaufen waren. Kurze Zeit darauf stellten sich die Besuche, Herren und Frauen, zur Gratulation ein, und wie natürlich wurden die besten Sachen für die Gäste aufgeschnitten, wobei wir Kinder denn auch nicht leer ausgingen. Ein großer Theil wurde den Tag darauf Armen zugeschickt.

Nun noch mehrere Reminiscenzen, alle schon im neuen Hause, also nach Neunzig.

1. Die Aufführung eines Theaterstückes: Geschwisterliebe, aus dem Kinderfreunde, am Geburtstage des Vaters, wahrscheinlich im Herbst 90. Das Theater war in der Stube des Handlungsbuchhalters und das Gedränge war so groß, daß Kopf an Kopf gedrängt stand; NB. mehr als gegen fünfzig Personen gingen in die Stube nicht hinein. Zuerst sprachst Du einen Prolog, verfaßt vom Hofmeister, worauf die Schwester Luise und ich das Bildniß des Vaters umkränzten. Mitspielende waren wir drei ältesten Kinder, unsere Nachbarin Jettchen D., der Sohn unseres Hausbewohners Albert H. und der Handlungslehrling aus dem Comptoir des Vaters, Böhm. Wir sollen unsere Sache recht gut gemacht haben, und das Stück mußte nach einigen Tagen wiederholt werden. Dem Theater folgte ein Ball, wobei ich mich erinnere, wie ungeheuer poculirt wurde.

2. Kurze Zeit darauf erinnere ich mich einer großen Fete, die der Vater gab, worauf wir Kinder zum Dessert mit vorgeführt wurden und auch wohl Manches abbekamen. Von Gästen erinnere ich mich noch mehrerer, namentlich des Director beim Elisabethanum Gedicke, des Professor Bres, des Münzmeister Lessing, Bruder des berühmten, Major von Winterfeld; die übrigen sind mir im Gedächtniß verwischt.

3. Um dieselbe Zeit ungefähr löste der Vater vier Billets zu den physikalischen Vorlesungen bei Professor Früböß, für sich, den Hofmeister und uns Beide. Die Vorlesungen wurden zwei Mal in der Woche im reformirten Schulgebäude parterre gehalten. Es war ein kleines, aber gebildetes Auditorium. Er las nach Eberhards Physik, und der Hofmeister präparirte uns Vormittags immer, so daß wir, gehörig vorbereitet, mit Nutzen hören konnten. Vor 60 Jahren waren die physikalischen Studien noch sehr zurück, so daß uns also die Experimente außerordentliches Vergnügen machten. Dieser Professor Früböß hatte ein eigenes Häuschen vor dem Nicolai-Thore, nicht weit vom großen Kirchhofe, welches er mit seiner Frau und zweien Töchtern allein bewohnte. Die Wohnung war klein, aber sehr nett eingerichtet; naturhistorische Gegenstände und physikalische Instrumente waren die Zierden, auf dem Dache hatte er sich ein Observatorium eingerichtet. Da er uns lieb gewann, lud er uns zu sich ein, und diese Besuche waren für uns nicht ohne Nutzen. In der Regel trafen wir ihn sein Gärtchen selbst bearbeitend. Das Jahr darauf hörten wir die Physik noch einmal bei ihm.

Eine fernere Reminiscenz fällt mir eben ein. Der Gouverneur der Stadt, General Tauenzien starb im Jahre 1790. Um sein Begräbniß zu sehen, miethete der Vater ein Fenster in einem Kaffeehause am Ringe. Die vorgetragenen Orden, das dem Sarge vorgeführte Pferd und die weit über hundert Wagen, die ihm folgten, machten uns einen bedeutenden Eindruck. Er ward auf dem Glacis vor dem Schweidnitzer Thore begraben, wo sein Grabmal jetzt noch zu sehen ist.

Als die Wilhelmschule errichtet werden sollte, ward ein Professor Löwe zum Director ernannt mit dem Beding, daß er mit einigen Knaben ein Probeexamen anstelle, um zu zeigen, ob er auch die gehörige Geschicklichkeit besitze. Zu diesem Examen wurden wir Beide vom Vater ausgebeten; es fand in Gegenwart des Regierungsrath H. und des Gymnasial-Director Gedicke statt. Beide waren zufrieden, und wir erhielten jeder eine silberne Medaille. Wo sie hingekommen, weiß ich nicht.

Zu Ostern 91 zog Hofrath B. in unser Haus. Er selbst, ein steifer Herr, war uns sehr gleichgültig, die Frau dagegen sehr freundlich. Die älteste Tochter Wilhelmine war etwa ein bis zwei Jahre älter als wir.

Dies war das erste Mädchen, welches auf mich, und ich glaube

auch auf Dich, Eindruck machte. Sie wohnte im Hinterhause über unserer Kinderstube und wir waren glücklich, wenn wir glaubten, sie nähme Notiz von uns. Ihre Aufmerksamkeit suchten wir besonders durch Deklamatorien am offenen Fenster zu erreichen, zu welchen, da Goethe und Schiller noch im Werden, Uz, Gleim, Weiße in Anspruch genommen wurden. Ich besonders glaubte, daß ein Gedicht, wenn ich nicht irre von Weiße, sie vorzugsweise interessire:

> Genug, o Jüngling, länger nicht!
> Genug der Lieb' und Ruh'!
> Bisher war Liebe deine Pflicht
> Und feurig liebtest du u. s. w.

und ich deklamirte dies alle Tage, bis einmal zu meinem Schrecken dabei das Fenster oben geschlossen wurde. Sie war sehr schön und lebte im Anfang dieses Jahres noch.

Einige kleine Erinnerungen mögen hier noch eingeschaltet werden.

Eine arme Frau war mit Vierlingen niedergekommen; der Vater, der dies hörte, ging mit uns Beiden hin und gab uns jedem einen Doppelfriedrichsd'or, um solchen auf's Bett zu legen. Als dies geschah, fühlte ich, daß es schön sei, reich zu sein, um viel wegschenken zu können.

Nach einer kleinen Emeute wurde der General Fouqué nebst seinem Adjutanten nach Breslau geschickt, um die Untersuchung zu führen; er logirte im Carmerschen Hause, der Adjutant bei der Mutter. Des Abends spielten sie in der Regel bei Letzterer L'hombre oder Tarok. Der General, durch seine Körperkraft in der ganzen Armee bekannt, ging einmal mit mir auf den Wall und exercirte mit einer kleinen Kanone.

Alles geht seinem Ende entgegen, und so leert sich denn auch mein Erinnerungsvermögen. Zum Schlusse daher nur noch vom Spätsommer 91. Die Eltern wohnten im Sommerquartier, wir Beide gingen mit dem Hofmeister Abends gegen ½9 nach Hause. Als wir an die Oberwache kamen, wird heraus gerufen, weil eben ein Feuer auf dem Dome aufgegangen war, und zwei Tambours mit Wache durcheilten die Straßen, um die Feuersignale zu geben und das Publikum zu allarmiren. Wir gingen auf die große Oderbrücke und sahen da das immer mehr und schrecklicher wachsende Feuer uns gegenüber. Viele Häuser standen nach kurzer Zeit in Brand, endlich als das Gedränge immer größer wurde, eilte [der Hofm]eister mit uns nach Hause. Gegen 10 Uhr kamen auch

die Eltern, da die ganze Stadt in großer Gefahr stand. Das Feuer dauerte beinahe 48 Stunden, mehr als hundert Häuser wurden ein Raub der Flammen, ein Thurm stürzte ein und zwei Brücken brannten theilweise mit den Pfeilern ab. Lange ist mir durch dieses Feuer eine schauderhafte Erinnerung geblieben, wenn ich Feuer rufen hörte.

Es war in der Fastnacht 1790, als die Mutter zu Besuch gegangen, der Vater aber eines kleinen Unwohlseins wegen zu Hause geblieben war. Letzterer, immer sehr heiteren Temperamentes, spielte mit uns und äußerte, daß er sich mit der Mutter einen Spaß machen wolle. Er zog nämlich eine große Puppe mit den Staatskleidern der Mutter an, sie wurde förmlich frisirt und wir waren Alle schon sehr heiter, ehe noch die Mutter kam. Als diese nun eintrat, ging ihr der Vater mit den Worten entgegen: „Sieh nur, welcher liebe unerwartete Besuch.“ Die Mutter, eine Fremde vor sich sitzen sehend, gerieth in einige Verlegenheit, bis sich denn der Scherz offenbarte. Hierüber nun fing der Vater an so herzlich zu lachen, daß er einen leichten Schlaganfall bekam, welcher ihn, wenn auch nur auf wenige Tage, auf einer Seite lähmte. Obzwar es bald wieder vorüber ging, so war der Arzt doch sehr bedenklich und verordnete die höchste Schonung, da er eine Wiederholung befürchtete. Leider trat diese auch 1½ Jahr später, am 30. März 1792 ein, und dieser Anfall führte den sofortigen Tod nach sich. Wir beide Aeltesten hatten von 11—12 französische Stunde bei Décamp, als der Hofmeister in größter Eile hereinstürzte, sich seinen Hut holte und uns gar keine Rede stehen wollte. Wenige Minuten darauf kamen Mehrere, die uns diese Trauerbotschaft mittheilten. Wir wurden hierauf zur Mutter gebracht, wo, wie natürlich, der Jammer erst recht losging.

So streng auch die Mutter gegen die Kinder war, so erinnere ich mich doch nur eines einzigen Schlages, den ich von ihr erhielt, und zwar geschah dies am 2. September 1792, also an meinem Geburtstage, etwa 5 Monate nach des Vaters Tode. Ich war bei der Mutter in der Vorderstube und hatte meine Geburtstagsgeschenke vor mir, als der Onkel S., unser Vormund, eintrat, um die Mutter zu besuchen. Ich in meiner Freude sprang auf ihn zu, erzählte, daß mein Geburtstag sei, und zeigte die Geschenke. Ich sah, daß die Mutter ein böses Gesicht machte, und drückte mich bald in der Stille. Nach einer guten Stunde wurde ich zur Mutter gerufen, eine Ohrfeige empfängt mich und die gute Lehre: „man

erzählt nicht jedem, daß man seinen Geburtstag feiert, und zwingt ihn dadurch gewissermaßen zu Geschenken." Hierauf wird mir ein Billet von S. überreicht, worin er mir zwei Bücher, ein geschichtliches und ein naturhistorisches, zum Geburtstag übersendet. Geschenk und Geburtstag waren mir freilich durch die Ohrfeige etwas verleidet.

Von dem Vater schwebt mir noch vor, daß er eines Tages zu dem Minister Hoym zum Mittagbrod geladen wurde; wir waren bei seiner Toilette gegenwärtig, und was am meisten mir dabei auffiel, war der stählerne Degen, der ihm vom Bedienten umgeschnallt wurde, so wie das gestickte Galakleid.

Wenn man die Tage unserer Kindheit, also den Anfang der achtziger Jahre mit dem Jahre 1850 vergleicht, so sollte man es nicht für möglich halten, daß seitdem nicht viel über ein halbes Jahrhundert vergangen ist. Das Verhältniß der Gesellschaft, der Familie, Kleidung, Nahrung, Wohnung, Unterricht, Alles hat sich auf eine Weise verändert, wie früher nicht in einem doppelt so langen Zeitraum. Es ward damals nicht so viel gelehrt als jetzt, das Wenige aber wahrscheinlich gründlicher, wenn auch mehr mechanisch. Die Hülfsmittel zum Erlernen waren viel, viel kleiner, und wenn man für Kinder jetzt Bibliotheken zusammenschreibt, um ihnen das Lernen recht leicht und angenehm zu machen, so wurde damals erst der Anfang gemacht, einige gute Kinderbücher zu schreiben. Es läßt sich indeß nicht läugnen, daß Weiße, Campe und Salzmann einen brillanten Grundstein legten. Der Kinderfreund, der Briefwechsel desselben, Campe's Robinson sowie dessen Reisebeschreibungen erschienen damals und entzückten uns. Dagegen waren alle anderen Fächer für Kinder noch unbebaut, und Raff's Naturgeschichte, Schröckh's Weltgeschichte ließen uns kalt. In der Geographie mußten wir uns mit dem alten Hübner begnügen, und ich erinnere mich aus der damaligen Zeit nur eines einzigen Buches, welches für uns Kinder deutlich und dabei entzückend war: Sander, über das Große und Schöne in der Natur.

So wie das eben Gesagte auf das Innere der Kinder Einfluß hatte, einen eben solchen großen hatte die Kleidung auf das Aeußere, ja wirkte zurück auf das Innere. Von Bequemlichkeit des Anzugs war nicht die Rede, und die Kinder waren darin eigentlich Miniaturpuppen der Erwachsenen. Es wurden Schuhe und Strümpfe, erstere sehr eng, kurze Beinkleider und französische Fracks getragen. Sonntags Haarzopf, Seitenlocken und Puder. So erinnere ich

mich im zehnten oder eilften Jahre, daß meine Kleidung in schwarz manchesternen kurzen Beinkleidern und Weste, so wie einem rothen Rock und eben beschriebener Haartracht bestand.

Aus den vorstehenden Briefen sahen wir in die Kindheit und das Jugendleben der beiden mit einander aufwachsenden Brüder, denen jedoch früher als sie gedacht, die Trennungsjahre kamen. Hermann, der Jüngere, lernte in Breslau die Handlung und übernahm darauf das bis dahin vom Vormund geleitete Geschäft des verstorbenen Vaters.

Der Aeltere studirte in Halle die Rechte und brachte den Namen: „Heinrich Simon“ als ausgezeichneter Jurist zuerst zur Geltung. Im Jahre 1809 wurde er als Kammergerichts-Assessor vom Justiz-Minister v. Kircheisen mit der Redaktion der Materialien des Allgemeinen Landrechts beauftragt, welche im Frühling des folgenden Jahres von ihm beendigt ward. Der von ihm darüber so wie über die Redaktion einiger anderen preußischen Gesetzbücher dem Justiz-Minister erstattete Bericht, welcher zugleich einen Abriß der Geschichte der preußischen Gesetzgebung enthält, gelangte seinerzeit in die Oeffentlichkeit.

In den Jahren 1811—16 fungirte Simon als Rechtsanwalt und Notar beim Kammergericht zu Berlin. Als solcher erwarb er sich einen Namen und eine höchst einträgliche Praxis. Da er aber mit Leib und Seele Richter war, so befriedigte ihn die mehr oder weniger künstliche Gesetzauslegung, welche dem Advokaten unerläßlich, nicht. Er trat mit bedeutenden pekuniären Opfern von seiner Stellung zurück und wurde auf seinen Wunsch zum Oberlandesgerichtsrath in Glogau ernannt. Ehe er jedoch dahin abgehen konnte, erhielt er auf Vorschlag des damaligen Staatskanzlers Fürsten Hardenberg einen Ruf nach Köln, als Mitglied der eben zusammentretenden rheinischen Immediat-Justiz-Organisations-Kommission.

Damals in entscheidender Stunde, als mächtige Stimmen in den höchsten Regierungskreisen sich für Beseitigung der rheinischen Gerichtsverfassung aussprachen oder doch für eine dieselbe in ihren Grundpfeilern erschütternde Umgestaltung: trat Simon als Vertheidiger des öffentlichen und mündlichen Verfahrens und der Geschwornen-Gerichte auf, so wie für weitere Aufnahme dieser Institutionen in den preußischen Staaten. Die von ihm in dieser Sache als Re-

ferent der Kommission abgegebenen beiden Gutachten wurden auf Veranlassung des Staats-Ministers v. Beyme als Manuscript gedruckt und sind in der juristischen Welt berühmt geworden.

Zu Anfang des Jahres 1819 wurde Simon als vortragender Rath ins Justiz-Ministerium berufen, und fast gleichzeitig ward er bei Errichtung des rheinischen Revisions- und Kassationshofes in Berlin auch diesem Kollegium als Rath zugesellt. Für die Rheinlande behielt er eine besondere Vorliebe, und da er lange Jahre hindurch als Referent in Sachen der Rheinprovinzen im Justiz-Ministerium fungirte, so bezeugte er jene Vorliebe unter anderem dadurch, daß er bei den dortigen Stellenbesetzungen jederzeit unter tüchtigen Männern die anerkannt tüchtigsten und solche, welche zumeist den rheinischen Institutionen zugethan, in Vorschlag brachte. Seine Meinung ging denn auch zum großen Theile durch, da er das Vertrauen der Justiz-Minister v. Kircheisen und Graf Dankelmann in hohem Grade genoß. Seit dem Tode des Letzteren, zu Anfang der dreißiger Jahre, verringerte sich jedoch sein Einfluß und wurde mit der Zeit fast paralysirt, theils durch neu herbeigezogene Kräfte theils aus anderen Gründen, unter denen wir nur einen: die Ernennung seines prinzipiellen und persönlichen Gegners Herrn v. Kamptz zum Justiz-Minister für die Rheinprovinz hervorheben wollen. Simon fungirte von da ab als vortragender Rath bei dem gleichzeitig für die alten Provinzen ernannten Justiz-Minister Mühler. Immerhin aber blieb er als wissenschaftliche Capacität von Gewicht, und wurde dies in ehrender und den bescheidenen Mann höchst erfreuender Weise anerkannt, indem die Juristenfakultät der vereinigten Universitäten Halle und Wittenberg bei Einweihung des neuen Universitätsgebäudes im Jahre 1834 ihm das Diplom eines Doctors beider Rechte ertheilte.

Simons Lieblingsthätigkeit blieb seit den dreißiger Jahren seinem Amte als Examinator bei der großen juristischen Staatsprüfung — dem sogenannten dritten Examen — zugewendet. Er zeichnete sich hierbei durch lichtvolle Klarheit, Präcision, Strenge des Urtheils, aber Milde des Wesens aus; er versah dieses Amt bis zum Jahre 1856, während er von seinen anderen Aemtern auf seinen Antrag schon acht Jahre früher entlassen worden. Im October 1857 starb er, siebenundsiebzigjährig, nachdem er dem Staate vierundfünfzig Jahre treu gedient hatte.

Wir würden gern — hätten nicht entscheidende Gründe dagegen gesprochen — dem Andenken dieses älteren Heinrich Simon ein

besonderes Kapitel gewidmet haben, einmal weil er durch Liebe und Geist großen Einfluß auf die Jugendzeit seines Neffen — unseres Heinrich Simon — gehabt, dann weil Letzterer beabsichtigte, dem Oheim selber einen derartigen Denkstein der Erinnerung zu setzen, durch seinen frühen Tod aber daran verhindert wurde.

Es würde sich ein die einzelnen Charakterzüge und Ansichten beleuchtendes Bild des geistreichen, mit voller Pietät royalistisch gesinnten alt-preußischen Beamten ganz wohl neben dem Bilde Heinrich Simon des Jüngeren ausnehmen, den man den Hort des Rechtes nannte — dessen Herz dem deutschen Volke gehörte: alte Zeit, neue Zeit sich über einem Abgrunde in Liebe die Hand reichend.

Heinrich Simons Eltern. Seine Kindheit.

Der Vater Heinrich Simons, Hermann, wurde durch Uebernahme der Familienfirma ungewöhnlich früh selbstständig. Er besaß ein hübsches Vermögen, eine gute Gesundheit, klaren umsichtigen Verstand, wurde geehrt und geliebt; aber der glücklichste Stern an seinem Lebensfirmament war seine sonnige Natur. Er war ein hochgesinnter Mann mit kindlichem Herzen und frohem Lebensmuth. Selten hat ein Mensch so wenig wehe gethan als er. Auch hatte ihn Jedermann lieb, überall war er der Willkommene.

Hermann verheirathete sich schon mit zweiundzwanzig Jahren. Seine Ehe war ein Liebesbund; seine Wahl vortrefflich; sie gab Heinrich Simon eine herrliche Mutter.

Am 2. Juni 1802 wurde die Ehe der Eltern eingesegnet. Diesem Bunde, dem die Weihe der Liebe durchs Leben blieb, mußten schöne Blüthen entsprießen. Was war natürlicher, als daß sich aus demselben ein Geist heiterer Harmonie entfaltete, der die traute Stätte des Hauses durchwehte und Alles, was diesem angehörte; was natürlicher, als daß Kindern, die solcher Einheit der Liebe und der Gesinnung entsprossen, als erste Mitgift dieser Geist eingeboren ward!

Heinrich Simon wurde am 29. October 1805 geboren; er war das dritte Kind seiner Eltern und der älteste Sohn. Seine Geburt war für die Familie ein Freuden- und ein Schreckenstag zugleich. Seine Mutter rang mit dem Tode, und als sie unmittelbar nach der Entbindung von einer Ohnmacht in die andere fiel, vergaß man in Schrecken und Verwirrung des Kindes. Die hinzu-

gekommene älteste Schwester seines Vaters rühmte sich später oftmals, ihm das Leben gerettet zu haben.

Der Knabe wurde nach dem Vaterbruder August Heinrich getauft — Namen von gutem Klang in der preußischen Rechtswelt. Sein Tauftag war ein bedeutsamer. Während des ganzen Tages, inmitten festlicher Vorbereitungen, im Kreise lieber Gäste, während der feierlichen Handlung, hörte man immer wiederkehrend ein dumpfes Dröhnen: es war der Kanonendonner der Schlacht bei Austerlitz (2. December 1805).

Ein und ein halbes Jahr später ward sein einziger Bruder geboren, ihm folgten noch drei Schwestern.

Seine Kindheit fällt in die düsterste Geschichte Preußens und Deutschlands — wie sein erwachendes Jugendbewußtsein in die erhebendste Zeit eines wiedergeborenen Volkes. Dergleichen bleibt nicht ohne Nachhall, besonders in so geistig empfänglichen Naturen, wie die seine gewesen.

Von den Drangsalen des Krieges jedoch blieb ihm, nebst dem fast mit der Muttermilch eingesogenen Haß gegen alle Fremdherrschaft, allen Bruderzwist und alle lammfromme passive Geduld, nur die Romantik zurück. Gern hörten die Kinder, wie der wilde, vorüberreitende Baschkir den kleinen blondgelockten Bruder, an dem er Gefallen gefunden, der auf der Straße stehenden Wärterin vom Arm gerissen und so „zum Spaße“ vor sich auf's Pferd gesetzt und mit ihm davongaloppirt, wo es dann erst weit in der Vorstadt Breslaus einem nacheilenden Hausfreund gelungen sei, den vergnügt ausschauenden Kleinen dem wilden Manne abzujagen. Gern hörten sie zu, wenn die Mutter von der Belagerung Breslaus 1806 erzählte, wie da der Vater, der ein stattliches Haus inmitten der Stadt bewohnte, etliche Familien, die keine sichere Zufluchtsstätte hatten, in seine Gewölbe aufgenommen, wohin er mit Frau und damals drei kleinen Kindern sich zurückgezogen hatte. Da hatte man die Wände und Fußböden mit Teppichen, Fellen und dergleichen ausgekleidet, da strahlten Kronleuchter, da war für die nothwendigsten Bequemlichkeiten gesorgt, „und obwohl in den verhältnißmäßig engen Räumen eine Fülle von Menschen zusammengedrängt waren, so beneidete man uns doch, da vielleicht nicht hundert Familien so bequem eingerichtet waren wie wir.“ In nächster Nähe aber, in benachbarte Häuser, schlugen die Bomben ein; die Feuersignale hörten kaum auf — und immer der Gedanke: nun kommt die Reihe an unser Haus — immer die Erwartung: was wird die nächste Minute

bringen! Aber auch in dieses am sichersten gelegene und am meisten verschont gebliebene Haus der ganzen Stadt schlugen drei Kanonenkugeln ein.

Sobald einmal das Schießen nachließ, eilte die Mutter mit ihren Kindern die Treppe hinauf in die oberen Zimmer, damit sie frische Luft schöpften, und besorgte das Nöthigste im Haushalt. Oft jedoch begann gerade in solchen Momenten die Kanonade wieder mit doppelter Gewalt. Dann „packten Mutter und alte Kinderfrau Rosine eiligst wieder die Kinder auf und trugen sie hinunter.“ „„Nie aber, sagte die Mutter, ließ ich mich abhalten, allmorgendlich oben meine Blumen zu begießen und zu pflegen; und daß mir Muth und Sinn dazu geblieben, begriffen die anderen Frauen am wenigsten.““

Die Mutter war eine der Frauen, von denen die Außenwelt wenig vernommen, wenig gesprochen. Wer sie aber gekannt, der war ergriffen von ihrer Güte, ihrem Werthe, fühlte sich zu ihr gezogen in vertrauender Verehrung. Sogenannte „Vertraulichkeit“ nahte ihr aber gewiß nie. Sie war eine Frau, die in Haus und Küche mit derselben umsichtigen stillen Pflichttreue waltete, mit der sie die körperliche und geistige Entwickelung ihrer Kinderschaar überwachte, in deren Atmosphäre man Ordnung und sanfte Ruhe athmete, die sie zu jeder, auch der innerlich aufgeregtesten Zeit um sich zu verbreiten wußte, und die mit diesen häuslichen Tugenden einen klaren, sehr gebildeten Geist und ein Herz verband, das für alles Edle, Schöne und Wahre schlug.

Die Gestaltung des elterlichen Hausstandes war von Gründung desselben bis zu dessen Auflösung trotz der Drangsale, die Kriegsjahre mit sich bringen, trotz der großen, damals nicht ausbleibenden Verluste, die den Vater als Kaufmann trafen, und trotz der später völlig veränderten Lebenslage: reichlich, patrizierartig. Die Mutter brachte weise Sparsamkeit, ernste Ordnung, ja einen Glanz der Sauberkeit, brachte Gediegenheit und schöne Haltung, der Vater Einfachheit, Anspruchslosigkeit und heitere Liberalität hinzu. Die Dienstboten ergrauten zum Theil im Hause; der „alte Johann,“ wie er nachmals hieß, einst Lützower Jäger, erzählte den Knaben von Kriegsabenteuern, von fremden Städten und Ländern, trug die kleinen Mädchen in die Schule, kannte die ganze Familientradition, die sich im Lauf der Jahre bildet, und dieser selbe Johann hörte noch als Diener des Hauses in den vierziger Jahren mit Stolz

oder mit Ingrimm Lob oder Tadel, die seinem „Herrn Rath" gezollt wurden.

Die kleinen Züge aus Simons Kindheitsleben können hier nur insoweit in Betracht kommen, als sich in ihnen die Farbenmischung zu seinem künftigen Charakter erkennen läßt.

In dem Knaben offenbarte sich zuerst als hervorstechender Zug: Kraft und Energie, und Bewunderung derselben.

Die an sich schöne Naturanlage artete dann aber, wie das so zu sein pflegt, bei dem Knaben in Eigensinn und solche Starrheit aus, daß man ihn kaum zu bändigen wußte. Und dieser Eigensinn wuchs trotz der Charakterfestigkeit der Mutter und der Strenge des Vaters in solchem Maße, daß man ihn in seinem vierten Jahre zu einem befreundeten Prediger, Vorsteher der damals angesehensten Mädchenschule Breslaus, in Pension gab.

Daß dieser Versuch viel gewirkt, ist nicht anzunehmen; denn wir finden den etwa sechsjährigen Knaben unter der Leitung seines jungen Hofmeisters wie auf Kriegsfuß, trotz gegenseitiger großer Zuneigung. Vor der Stunde legte derselbe immer das spanische Rohr neben sich, nicht wegen Unfleißes, sondern wegen Eigensinns des kleinen Zöglings. Da setzte sich denn oft das um weniges ältere Schwesterchen zu ihm, und ihrem Schmeicheln gelang, was die Strenge des Lehrers nicht zu erzwingen vermochte.

Während die Kinderschaar unter liebevoller Obhut kräftig und fröhlich heranwuchs, entwickelte sich draußen das große weltgeschichtliche Drama; der Völkerkampf, Deutschlands und Preußens Erniedrigung, ihre Erhebung fanden einen Widerhall im Palast wie in der niedrigsten Hütte. So wurde natürlich auch Simons Elternhaus von manchem schweren Verlust, mancher Sorge betroffen, und die Opferfreudigkeit, die Begeisterung der Jahre 1813—15 erfaßten auch hier mächtig die Herzen.

Vater Simons Art war's nicht, zu klagen; von allem Leid, das ihn und seine Familie, wie wir sahen, trotz günstiger Situation während der Belagerung dennoch betroffen, schreibt er dem Bruder nur: „ja, es ist ein schweres Loos, in einer belagerten Stadt zu wohnen." Dagegen that er, seiner Natur entsprechend, nach Kräften das Seinige, die Schrecknisse und die Noth Anderer während und nach jener Katastrophe zu lindern. Banquerotte folgten damals auf Banquerotte. Mit am härtesten traf die sogenannte „Confiscation der englischen Waaren" und zwar meist die sichersten Häuser. Napoleon hatte bekanntlich in Folge seines Krieges mit England

gegen die Einfuhr aller englischen Waaren strenges Verbot erlassen. Demselben gab man in den nunmehr eroberten deutschen Ländern rückwirkende Kraft, man confiscirte nicht nur diejenigen Güter, welche bei Eintritt der Fremdherrschaft unterwegs, sondern auch diejenigen, welche jahrelang, in Zeiten tiefen Friedens, bei den Kaufleuten aufgehäuft lagen. Letztere hatten, wollten sie im Besitz bleiben, ihr Eigenthum nochmals seinem Werthe nach zu zahlen, und zwar an den betreffenden französischen Marschall.

So meldet Vater Simon im Laufe des Jahres 1807 dem Bruder einen derartigen Verlust von vielen Tausenden: „Ich habe mir dabei nichts vorzuwerfen ...... kein Mensch konnte denken, daß dabei die Rede von Waaren sein könne, die ich schon seit vier Jahren in meinem Gewölbe liegen habe, und die eben so lange bezahlt sind." Dann fährt er fort: „Wir werden von der Einquartirung furchtbar mitgenommen, seit der Uebergabe der Festung habe ich noch keinen Tag Ruhe gehabt. Es kostet schrecklich viel Geld."

Im besten Falle sind es mehrere gebildete Offiziere mit Ordonnanzen oder Bedienung, die zu verpflegen sind. „Doch — schließt der Brief — die unglückliche Katastrophe unseres Staates hat naturgemäß jeder Einzelne mitzutragen."

In Folge jener Confiscations-Angelegenheit reiste Vater Simon als Vertrauensmann der Breslauer Kaufmannschaft und als einer der am meisten Betheiligten nach Berlin, um beim dortigen französischen Gouvernement, wenn möglich, eine günstigere Wendung zu erzielen. Doch kehrt er ziemlich hoffnungslos zurück, und eine spätere Deputation der Kaufmanns-Aeltesten gewann kein besseres Resultat; alle Bemühungen waren vergeblich.

Eine Klage, die in jener Zeit und darüber hinaus allgemein gehört ward, vernahm man auch in Breslau und dem betreffenden Familienkreise. Die Baiern und Würtemberger waren die schlimmsten Feinde, Niemand roher als sie. Das Benehmen der Franzosen war dagegen civilisirt.

Die Sorgen mehrten sich. Im Anfang des Jahres 1808 schreibt Vater Simon: „Wie Du weißt, habe ich ein sehr leichtes, wenn Du willst leichtsinniges Temperament. Dies ist jetzt mein großes Glück, sonst würde ich noch mißmuthiger sein, als ich es jetzt schon manchmal bin.

Ich habe dieses Jahr durch den Krieg über fünf Sechstel meines Vermögens und alles ohne meine Schuld verloren.

Die Baiern und Würtemberger haben mir auf der Oder für Tausende an Waaren geraubt, an denen ich Tausende verdient hätte, wenn sie hergekommen wären." — Nachdem er weitere Einzelnheiten seiner verhältnißmäßig ungeheuren Verluste aufgezählt, fährt er fort: „Rechne Einquartirung, Contribution, Verluste bei den Falliten, Anleihen u. s. w. dazu, so wird es Dich nicht wundern, meine obige Bemerkung zu lesen. Ich möchte mich sehr gern einschränken, indeß geht dies, so lange fremde Truppen hier sind, nicht an.

Bei alle dem habe ich meinen Muth nicht verloren und hoffe auf bessere Zeiten. Das Eine aber steht bei mir fest: bei dem ersten Minus von hundert Thalern declarire ich mich öffentlich. Ich hoffe indeß vorwärts statt noch mehr rückwärts zu kommen."

Diese Hoffnung wurde denn auch nicht getäuscht. Schon im nächstfolgenden Jahre gestalten sich die Geschäftsverhältnisse günstiger, und bald darauf steht die Handlung wieder in voller Blüthe.

Endlich kam auch Strömung in die Gemüther; es nahte das Freiheitswehen, der Kampfesmuth der Jahre 1813, 14 und erhob die Herzen.

Am 3. Februar rief der König die Freiwilligen zum Kampfe auf; wenige Tage darauf trat unter die Simon'sche Kinderschaar ein junger prächtiger Krieger mit hohem Tschakko, schwenkte hoch über dem Kopf die blitzende Lanze, schaute so muthig und siegesfroh drein. Und wie die Knaben neugierig näher traten, erkannten sie den immer vergnügten, tausend Späße mit ihnen treibenden Onkel Otto, der nun hinauszog in den wilden Kriegestanz — auf Nimmer-Wiedersehen.

Am 17. März 1813 schreibt Vater Simon: „Wenn der Enthusiasmus der Berliner beim Einzug von Wittgenstein so groß war, so kannst Du Dir ungefähr eine Idee von den Gefühlen machen, die Breslau's Bewohner beim Einzug des Kaisers selbst beseelten. Vorgestern Abend um 6 Uhr erfolgte derselbe. Hunderttausende von Menschen waren auf den Beinen seit des Morgens um 8 Uhr. Vom Palais an bis zum Sandthor und von da bis eine halbe Meile vor der Stadt war ein Spalier von ungefähr zwanzigtausend Soldaten gezogen, zu beiden Seiten das unabsehbare Menschengewoge, und überall bewillkommnete den Kaiser lautes tausendfältiges Hurrah. Die Stadt war freiwillig glänzend illuminirt. — — — — — Als ein gutes Zeichen sieht man es an,

daß der österreichische Gesandte mit illuminirte. Der französische hatte eine Sauve-Garde von sechs Mann erhalten.

„Kaiser und König sind sehr vergnügt.

„Heut sind alle Garde-Volontairs zu Pferde, nachdem sie bei den Monarchen vorbeidefilirten und vorher einem feierlichen Feldgottesdienste beigewohnt, ausmarschirt. Ob nach Sachsen oder Berlin, weiß man noch nicht*). Unser Otto ist mit. Der Allgütige gebe ihm Glück. Da er mir so oft als möglich schreiben wird, so werde ich Dir jedesmal seinen Aufenthalt mittheilen. Otto hat einen Diener mit, den er selbst equipirt hat, und der ebenfalls als Kosack dient. Heut gehen sie bis Neumarkt.

„Hier ist Abends zu Ehren der hohen Gäste große Theatervorstellung, wohin Alles strömt.

„Der Kopf schwindelt jetzt Jedem. Man ist aus seiner Lebensweise vom Strom der Zeit gerissen. In ganz Norddeutschland brechen Unruhen aus. Möge unsere gerechte Sache siegen!

„Viele Grüße und Küsse Deiner Frau und den Kinderchen. Erziehe zur brave Krieger! Mein Heinrich ist ein tüchtiger Bursche und wird, wenn's mal sein muß, mit darauf losschlagen."

Wenige Wochen darauf schreibt er: „Heut ist unser Bruder Ludwig nun auch als Lieutenant bei dem ersten Bataillon der Breslauer Landwehr ausgezogen. Mir wurde eine Capitain-Stelle offerirt. Allein ich habe es abgelehnt, da ich meiner Frau und meinen sechs Kindern nur durch meine fortgesetzte Thätigkeit eine Existenz sichern kann. Dagegen habe ich freiwillig mehrere Mann ausgerüstet und werde sie während der Dauer des Krieges unterhalten.

„Ueber Deine Stimmung, geliebter Bruder! bin ich in Sorge; thue ja keinen raschen Schritt, indem Du Dich zur Landwehr stellst. Das Wohl und Wehe Deiner Frau und Deiner drei Kinder ruht immer in Deiner Hand; Du kannst dem Staate mit Deinen Kenntnissen jetzt mehr als durch Deinen Arm dienen. Sollte unsere Stunde schlagen, so werden wir auf dem Platze sein.

„Auf jeden Fall hast Du ganz Recht, mehrere Stunden des Tages ritterlichen Uebungen zu widmen, dies wird, selbst wenn wir

*) Es war die erste Abtheilung der Freiwilligen, die unter Blücher die Schlacht bei Lützen mitschlug.

den eigentlichen Zweck ganz unberücksichtigt lassen, nicht allein Deinem Körper, sondern auch Deiner Seele sehr heilsam sein. Du hast Dich überarbeitet, und die Zeitereignisse haben Dich mitgenommen. Du mußt Dich daher stärken.

„Auch hier wird jetzt der Landsturm organisirt."

Noch einmal, unmittelbar vor dem Auszug der betreffenden Heeresabtheilung nach Sachsen, besuchte Vater Simon mit seinem achtjährigen Heinrich den Bruder Ludwig, in dem mehrere Meilen von Breslau aufgeschlagenen Lager, dessen kriegerisches Gewühl dem Knaben unvergeßlich blieb. Sie begleiteten den Dahinziehenden, der Erlaubniß bekommen, die Bagage zu escortiren, noch mehrere Stunden; dann gab's einen zweiten Abschied auf Nimmer-Wiedersehen.

Jeder Posttag brachte, wenn möglich, ein Lebenszeichen der entfernten Brüder. Welcher Jubel, welche Angst! wenn eine Schlacht glücklich geschlagen, wenn eine Zeile der geliebten Hand kam — wenn sie ausblieb.

Und wieder hatte Bruder Otto voll guten Muths geschrieben, hatte seine erste Waffenthat gemeldet — da ward am 2. Mai die Schlacht bei Groß-Görschen geschlagen. Die Couriere kamen, sie verkündeten einen Sieg (man weiß seitdem, daß jene Schlacht keineswegs eine glückliche war), Berichte kamen, theils offiziell, theils von glücklichen oder verwundeten Mitkämpfern an ihre Familien — viele Tage vergingen — von Otto hörte man nichts. Am 13. Mai schreibt Vater Simon nach Berlin:

„Welch' unendliche Freude mir Dein heutiger Brief gemacht hat, wirst Du Dir leicht vorstellen, wenn ich Dir sage, daß ich ganz ohne Nachricht von unserem guten Otto seit der Schlacht bin. Das Dir zugekommene Gerücht, er habe um 8 Uhr noch gelebt, ist ein Strohhalm von Hoffnung, an dem ich bis zur weiteren Nachricht festhalten will. Ich bin seit acht Tagen in einer schrecklichen Unruhe gewesen; die Ungewißheit ist das Fürchterlichste. Otto ist ein so sehr guter Junge, den ich väterlich liebe." „Der Himmel schütze ihn in seinem ehrenvollen Beruf, schütze ihn und das Vaterland. — Hier weiß man noch nichts Bestimmtes von den freiwilligen Garde-Kosacken, als daß ihr Verlust sehr groß ist, und daß der Major und ein Lieutenant nebst etwa fünfzig Mann geblieben und verwundet sein sollen. Mit Ungeduld erwarte ich die heutige Leipziger Post.

„Die Nachrichten, die man vom Kriegsschauplatze hat, sind be-

ruhigend. Zwar scheint es, als wenn unsere braven Truppen sich etwas zurückgezogen haben, allein dagegen sind sie concentrirt, und man lebt im Vertrauen auf die Tapferkeit unserer braven Armee der besten Hoffnung einer zweiten und gewiß nahe bevorstehenden Schlacht.“

Anderen Tages: „Leider habe ich von Otto keine Nachricht erhalten. Ich mache mich auf diejenige seines Todes gefaßt. Die Post ist blos von Bautzen aus gekommen, und selbst von Dresden fehlen die Briefe. Unser König ist in Bautzen, der russische Kaiser drei Meilen seitwärts! Unbekannt ist es noch, warum diese rückgängige Bewegung gemacht wurde; wahrscheinlich in Folge einer zweiten Schlacht, über welche man ohne Nachricht ist. Die Lage der Dinge möge indeß stehen wie sie wolle, so ist nichts verloren, wenn wir uns im Nothfall selbst vertheidigen, und wenn unsere Oberen energische Maßregeln nehmen, welches der Himmel geben wolle. Trotz meiner Frau und meiner sechs Kinder werde ich gewiß einer der Ersten sein, wenn der Landsturm organisirt wird, der die Waffen ergreifen wird. Dann, bester Bruder, treffen wir uns.

„Uebrigens steht es nicht schlecht. Milleradowitsch hat laut Courier-Nachrichten, den 9. einen Sieg jenseits der Elbe erfochten, dreitausend Gefangene und siebenzehn Kanonen genommen, — Barclay de Tolly muß diese Woche mit dreißigtausend Mann bei der Hauptarmee eintreffen, und der Fürst Lubanow ist mit 50,000 Mann schon über die Weichsel. Hierzu noch unsere Reserven und die Landwehr; es muß gut gehen.

„Meinetwegen sei außer Sorge, geliebter Bruder! Jeder thue seine Schuldigkeit und erwarte ruhig den Ausgang. Jeder von uns schreibe dem Andern posttäglich, so lange es geht. Näher ist sich Jeder in Noth. Wir Beide können es nicht einander werden. Wir kennen uns. Sollte es Noth sein, so ist Deine Frau die Meine, meine gebe ich in Deinen Schutz, und so können wir ruhig sein. — Ewig bis in den Tod Dein Hermann.“

Die ausführlichen Nachrichten kamen über die Schlacht bei Lützen — verwundete Kameraden Ottos langten an; Dieser hatte ihn fallen sehen, Jener wollte Besseres wissen, dann kam der Bericht seines Todes. Aber über die Todten fort ging der Sieg.

Und als die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen, „deren herrlicher Sieg auch die gespanntesten Erwartungen übertroffen,“ da war „Alles in einem Freudentaumel. So ist doch das Blut so vieler

edler Jünglinge nicht umsonst vergossen! und unsere National-Ehre steht wieder in alter Herrlichkeit da! Der Courier hielt gestern mit vierundzwanzig blasenden Postillonen hier seinen Einzug. Die ganze Stadt war illuminirt. Was mich betrifft, so habe ich den Sieg dadurch gefeiert, daß ich den Verwundeten eine Freude in's Lazareth schickte. — — — — — Wenn ich nur erst Nachricht von unserem Ludwig hätte. Meine Freude ist nicht ganz rein, so lange ich nicht sein Schicksal kenne."

Endlich kam die freudige Kunde. Bei Wartenberg, bei Leipzig hatte sich das York'sche Corps, bei dem er stand, vorzüglich gehalten, Bruder Ludwig commandirte die vierte Bataillons-Compagnie, — nun zogen sie weiter, immer weiter dem Westen zu. Aber der Krieg wühlt das Herz um und um; am 6. Februar 1814 kommt eine Schreckenskunde: „wenn Du dieses liest, so kennst Du schon das traurige Schicksal, welches uns einen zweiten geliebten Bruder entrissen hat. Theuer kostet uns die Rettung unseres Vaterlandes! Noch bin ich außer mir, der Schlag traf zu schwer. — — — — Seit sechs Wochen war ich ganz ohne Nachricht von ihm, befürchtete indeß nichts Arges, da ich dem schnellen Vorrücken die Ursache beimaß. Vorgestern schrieb mir nun Kaufmann K. von hier, der in Frankfurt a. M. war, daß unser geliebter Ludwig dort krank am Nervenfieber gelegen, daß er ihn gepflegt und seinetwegen den Aufenthalt verlängert habe. Den 25. Januar Nachmittag um 5 Uhr ist er hinüber in die seligen Gefilde uns vorangegangen. . . . . . K. sorgte als Freund für ihn, und am 28. ward seine sterbliche Hülle zur Erde bestattet. . . . ."

Breslau, 26. Februar 1814.

„Freude über Freude! Bester Bruder! denke Dir das glücklichste Ereigniß, was uns treffen kann! — Und danken wir dem Himmel für dieses nicht zu hoffende Glück! Unser Ludwig ist nicht todt, er lebt! wir werden ihn hoffentlich wiedersehen.

„Der am 25. Januar in Frankfurt a. M. verstorbene Lieutenant Simon war aus Frankfurt a. O. gebürtig. Er hieß Conrad Ludwig, das zeigt mir heute mein Correspondent in Frankfurt a. M. an. Unser Ludwig steht hoffentlich bei seinem Bataillon vor Thionville. O! daß wir doch erst Nachricht von ihm hätten!"

6. März.

„Endlich ist unsere Freude vollkommen. Gestern empfing ich einen Brief von unserem geliebten Ludwig vom 8. Februar."

Dieser schrieb: „— — — — Du hast, wie ich ersehe, all' meine Briefe nicht erhalten! — — — — — — mancher drohenden Gefahr entging ich in diesen Zeiten. Am meisten muß ich dem Himmel für eine Nacht danken, wo ich vom Bataillon mit zwei Unteroffizieren und dreißig Mann auf den alleräußersten Posten vor Metz commandirt, wo ich kaum zweihundert Schritt von den feindlichen Vorposten stand, und von wo ich nach vierundzwanzig Stunden, in welcher Zeit der Feind immer auf meinen Posten feuerte, das Commando glücklich aus dem Feuer brachte. — — — — Die Strapazen sind groß; doch im Hinblick auf den Kampf und Sieg unserer heiligen Sache und auf ehrenvollen Frieden trägt man sie gern."

Drei Tage darauf, am 11. Februar, fand das blutige Gefecht bei Chateau-Thierry statt. Da fiel Ludwig.

Der Sieg war erfochten, der Frieden geschlossen, die Krieger kehrten in ihre Heimath; Jubel all überall. Das Simonsche Haus, die einstige Heimath der gefallenen Brüder, blieb verödet.

Doch die Herzen hatten damals einen großen Schlag. „Er ist für uns Alle gestorben!" schließt Vater Simon am 20. August 1814 jene betreffende Correspondenz, „auf eine Art, die beneidenswerth ist. Gestern besuchte mich Major v. Lossau, der das Bataillon unseres seligen Ludwig commandirte. Er kann dessen Bravour nicht genug rühmen. Den 11. Februar commandirte Lossau zu Pferde; das Bataillon stand seit einer halben Stunde im Feuer. Mehrere Kugeln trafen das Pferd. Er bestieg ein neues, ritt zu Ludwig und sagte ihm: „lieber Simon, heut sehen wir uns wohl das letzte Mal." Ludwigs Antwort war: „Wer wird kleinmüthig sein! betrachten Sie die Inschrift meines Tschakos. Es muß Alles gut gehen. Wir haben ja die gerechte Sache!" Wenige Minuten darauf fiel Lossau am Fuße verwundet. (Er geht noch an Krücken.) Da rief ihm Ludwig zu: „Rechnen Sie darauf, lieber Major, wir rächen Sie, und werden Ihnen Ehre machen. Lieber todt, als weichen!"

Das Jahr 1817 begann und endigte der Familie schicksalsvoll. Der Anfang desselben raubte dem Vater sein Vermögen, und wenn gleich nie in Folge dessen eine andere bittere Sorge die Seinigen traf, als diejenige, welche in des Vaters Herzen eingeschlossen war, er vielmehr mit neuer Kraft eine neue Existenz errang, so herrschte doch statt des früheren reichen Wohlstandes fortan ernste Einfachheit im häuslichen Kreise. Dieselbe entsprach allerdings der Gemüthsart beider Eltern an und für sich, ließ sie aber immerhin die Aenderung ihrer ökonomischen Verhältnisse empfinden in der größeren Be-

schränkung der Hülfe- und Freudenspendung, die ihnen fortan aufgelegt blieb.

Ein halbes Jahr später schreibt der Vater: „Ich hoffe das Beste von der Zukunft meines Heinrichs; allerdings könnte er bei seinen Anlagen, die nicht glänzend, aber gesund sind; weiter sein, wenn er noch fleißiger wäre; doch der rechte Fleiß wird sich finden. Sein Anstand, hoffe ich, wird dazu beitragen, ihm in der Welt fortzuhelfen.“

Heinrich Simon war um diese Zeit ein schöner, für seine dreizehn Jahre hoch aufgeschossener Knabe, mit blitzenden Augen und schwarzem glänzenden Haar.

Er erlangte durch Uebungen eine in der That seltene Herrschaft über seinen Körper, die bald auch bei dem dreizehn-, vierzehnjährigen Knaben einen weiteren Ausdruck gewann in ungezwungener Haltung, edlen feinen Bewegungen, ja in seinem ganzen sicheren, naturwüchsigen Wesen. So war schon der Gymnasiast des reformirten Gymnasiums zu Breslau.

Zum Schluß dieses Abschnittes aus Simons Kinderzeit stehe eine Erinnerung aus derselben, die er selbst, ein Jahrzehnt später, niedergeschrieben:

„Ich vergegenwärtigte mir gestern Abend vor dem Einschlafen so viel als möglich eine Periode meines Lebens, aus der ich wenig Erinnerungen aufbewahrt habe, nämlich das Jahr 1818, mein dreizehntes Lebensjahr, während dessen ich das reformirte Gymnasium zu Breslau besuchte. Da erschien mir unter andern ein Vorfall ganz frisch bis in seine kleinsten Nüancen, den ich mir für künftige Jahre notiren will, da er eine frühe Entwickelung des Zuges meines Charakters enthält, Unrecht nicht mit ansehen zu können; der sich freilich nach und nach nothgedrungen immer mehr und mehr verwischt, da man ja sonst nicht aus dem Fenster sehen dürfte, ohne drein zu schlagen oder sich ein Gallenfieber anzuärgern.

„Es war um 9 Uhr, in der Zwischenstunde, welche die Stunde, in der uns der Magister Mücke deutsch reden lehren sollte, von der mathematischen des Magister Köcher trennte, als ich mich mit Mehreren in Nr. 2 herumjagte, und unsere Evolutionen und Plänkeleien grade, als Köcher gravitätisch zur Thür hineinschritt, den unglücklichen Effekt hervorbrachten, daß einige Bänke um- und einige Jagende darüber fielen. Strenges Gericht folgte, jedoch herrschte unter uns Groß-Quartanern so viel esprit de corps, daß kein Complice genannt wurde, und der Richter sich also an Diejenigen

halten mußte, die vor seinen Augen auf der Erde gelegen hatten; da jedoch meine Wenigkeit diesen unsern gestanden, ich überdies auch ein Mensch war, von dem man sich der That versehen konnte, so verurtheilte er mich wie Jene nach höchst summarischem Verfahren zu zweistündigem Nachsitzen. Obgleich ich nun wußte, daß ich gleich Jenen schuldig sei, so empörte es mich doch im Innersten und nagte während der ganzen Stunde an der jungen Seele, daß der Lehrer ungerecht gerichtet, und als wir nach der Stunde sämmtlich an das Katheder hinantraten und um Begnadigung flehten, er aber hiervon nichts wissen wollte, vielmehr im Begriffe wegzugehen seine Bücher zusammennahm, wodurch dann unser Schicksal unabänderlich entschieden war, da gab mir mein innerstes Gefühl und mein eigenstes Ich die lauten, jedoch für mich hingesprochenen, resignirenden Worte ein: „Das ist türkische Sitte, einen zu strafen, ohne ihn zu überführen."

„Der Lehrer, schon die Stufen hinunterschreitend, sieht sich betroffen um, welcher zehnjährige Junge diese Worte geäußert, fragt mich, warum ich so spräche, und keck antwortete ich ihm: „Er lasse mich nachsitzen, ohne daß er etwas Böses von mir gesehen" — und der Lehrer —: „Nun, so magst Du einmal gehen."

„Dies konnte meinen Wünschen nur gemäß sein, aber was geschah? Nun erst fühlte ich recht deutlich, daß ich eben so schuldig, als die Verurtheilten, und — ich blieb von zwölf Uhr bis ein halb zwei freiwillig — gleichsam die Nemesis sühnend — bei ihnen und erlaubte mir nur dann nach Hause zu gehen. — —

„Mit seltener Klarheit traten mir diese Verhältnisse, Begebenheiten, Gefühle und einzelnen Worte vor die Geistes-Augen, und ich bin mir bewußt, keins derselben supplirt zu haben.

„12. Dezember 1829."

Ueber das nächste Jahrzehnt, die Entwickelungszeit des Knaben und Jünglings, fassen wir uns kurz. Im Frühjahr 1818 trat Simon in das Gymnasium zu Brieg, als Pensionair des Gymnasial-Rectors Schmieder, und blieb in dessen Hause, bis er im Herbst 1824 mit Auszeichnung das Abiturienten-Examen machte.

Der gute alte Rector Schmieder war einer der klassisch durchgebildeten Gelehrten alter Schule, wie sie in Deutschland so häufig vorkamen. Er traf immer den Nagel auf den Kopf und that's zu guter Stunde mit Witz und Humor. Dazu besaß er die Einfachheit seiner Standesgenossen, war streng in Sitten, von hoher

Rechtlichkeit. Die Helden des Alterthums, die Poesieen der alten Dichterheroen, Cicero der Redner und Weltmann und dessen Zeitgenossen, gaben den Gesprächen des Rectors mit seinen Pensionairen den klassischen, allerdings von ihm mehr gelehrt als poetisch gefärbten Hintergrund.

Diesem Manne hat Simon viel zu danken.

Die Disciplin am Brieger Gymnasium, im Hause des Rectors, war ziemlich streng, und die geforderte Willensunterordnung unter das Gesetz gewiß auch eine der Hauptwohlthaten für Heinrich und von tiefgreifender Wirkung auf ihn.

Einmal aber gerieth der Secundaner mit seinem Rector ernstlich aneinander. Dieser war unerbittlich strenger Kritiker der lateinischen und griechischen Exercitia seiner Schüler; ein vergessenes Pünktchen, eine nicht ächt klassische Ausdrucksweise, gar der Gräuel einer Tautologie erhielten ihren rothen Strich oder Doppelstrich. Und dabei hieß es: „Aber wie ist das möglich!“ „Beleidigt denn das nicht Ihr Ohr?“ u. s. w. Nun hatte der Rector eine Schulverordnung erlassen, die in gedruckten Exemplaren unter die Schüler vertheilt wurde. Diese Verordnung fiel Simon ins Auge, als er eben mit Durchsicht seines letzten Exercitiums beschäftigt war, das mit rothen Strich-Orden ungewöhnlich geschmückt. Es müßigte ihn, auch seinerseits den Kritiker zu machen; er ging mit rother Tinte den Rectoral-Erlaß gründlich durch, erklärte diese Wendung für schwerfällig, in jenen ziemlich gleich bedeutenden Worten eine Tautologie, fand ein anderes selbstverständlich und schrieb unter das Ganze eine dem entsprechende Censur. Dieses Blatt blieb aus Versehen in seinem lateinischen Hefte liegen, welches er in nächster Stunde dem Rector abgab. Kurze Zeit darauf ward er in dessen Zimmer gerufen, wo der Erzürnte in großer Aufregung auf und ab schritt, ihm mit Indignation sein unehrerbietiges Verhalten vorwarf und mit strengen Schulstrafen drohte. Simon war anfangs überrascht, denn die ganze Geschichte war ihm entfallen, dann höchst betreten; es kränkte ihn, dem alten Herrn, der immer die Güte selber gegen ihn gewesen, wehe gethan zu haben. Er versicherte mit überzeugendem Tone, wie leid ihm die Sache; als aber der Rector wiederholt mit Strafe drohte, daß er sich jener Kritik unterfangen, sagte er: „Nun ja! Sie haben das Recht, mir dafür eine Strafe zu dictiren, daß das Blatt in meinem Buche gelegen. Aber das Recht der Kritik ist mir nicht abzusprechen!“ Der Rector ließ die Sache hingehen, der junge Mann war fortan in seinem Be-

nehmen doppelt achtungsvoll, und das alte offene Verhältniß war nach einiger Zeit wieder hergestellt.

Noch ein Moment aus jenen Jahren. Eines späten Abends im Herbst 1822, Heinrich lag längst in tiefem Schlafe, weckten ihn Geräusch und in sein Auge fallende blendende Lichtstreifen. An seinem Bette stand ein fremder Mann, und er hörte eine fragende Stimme: „Wer bin ich?“ Seinem Herzen und seiner Phantasie schwebte nur Ein Mensch vor, der so vor ihm stehen, so ihn anlächeln, mit solch vergnügt zärtlichem Ton ihn fragen konnte; er sprang auf, warf sich halb schlaftrunken in des Mannes Arme und rief: „Du bist Onkel Heinrich!“ Der war's denn auch, der Berliner Onkel, welcher, eben nach Brieg gekommen, den Morgen nicht hatte zum Wiedersehen erwarten können. Er drückte gerührt und mit freudiger Ueberraschung den ungewöhnlich schönen, vom Schlafe gerötheten Jüngling an sich, herzte und küßte ihn, stolz, als wär's sein eigener Sohn. Dieser Stolz auf den Neffen blieb ihm, trotz des äußersten Auseinandergehens ihrer Grundansichten in späteren Jahren. Doch nein! Einmal war dieser Stolz zu Tode getroffen. Sei's uns vergönnt, den Vorhang aufzuheben.

Es war im März 1849. Des Oheims Haar war gebleicht. Nicht mehr oder nur noch in Augenblicken der sprudelnd lebendige Mann, dessen Ungeduld die Stunden überflügelte, gebeugt, ein Greis saß er in seinem Lehnstuhl, und die Hand hielt ein schwarz umrändertes Blatt, und der Blick starrte darauf hin, Unwillen schwellte seine Stirnadern, ein tiefster Seufzer entrang sich seiner Brust. Auf jenem Blatte standen, von der Parteileidenschaft zu Verräthern gestempelt, die Namen der Preußen, die bei der Kaiserfrage des 21. März gegen einen deutschen Kaiser gestimmt, also gegen die dem preußischen Königshause zugedachte Krone. Voran vor Allen stand der Name Heinrich Simons. Das konnte der alte Mann nicht verwinden; denn auch er verdammte.

Und noch beinahe ein Jahrzehnt später. Da schrieb der Greis kurz vor seinem Tode in seinem letzten Briefe an den verbannten Neffen: „So dankbar ich Dir für Deine ermuthigenden Zuschriften in dieser Zeit gewesen bin, so ist doch dies nicht der Grund, warum es mich in diesen letzten Tagen fortwährend mahnt, Dir zu schreiben. Soll ich aufrichtig sein, es ist eine unwiderstehlich geistig magnetische Kraft, die mich zu Dir zieht. Es ist seltsam! Mit vollem Bewußtsein erkenne ich die mächtige Meinungsverschiedenheit, die in den zwei wichtigsten Rücksichten, im religiösen

und politischen Moment, uns scheidet, die mich Deine Ansichten und Deine Handlungsweise verurtheilen läßt: und dennoch wüßte ich keinen Mann, der solch einen Quell des Lebens für mich gehabt, als Du. Was mich besonders an Dich zieht, ist die Erkenntniß, daß Du mich vollständig ergänzest, diejenigen Eigenschaften besitzest, die mir ad bene esse fehlen. Nun, mein theurer Sohn, laß uns einander lieben bis ans Lebensende."

Im Herbst 1824 bezog Heinrich Simon in Gemeinschaft mit seinem liebsten Freunde und Schulgenossen v. Ohlen die Universität zu Berlin, um die Rechte zu studiren. Sein Wunsch, später mit demselben und anderen ihm inzwischen nahe getretenen Commilitonen nach Heidelberg zu gehen, blieb unerfüllt, und sah er mit wirklichem Schmerz den Freunden nach. Nachdem er die letzten Semester in Breslau seine Studien fortgesetzt, machte er dort sein Auskultator-Examen. Und eine reiche genußvolle Zeit, die Zeit, welche gewöhnlich noch dem alten Herzen in der Erinnerung Gluth und Lust einhaucht, lag hinter ihm. Daß er überall maßvoll genossen, soll uns nicht einfallen zu behaupten. Leidenschaftliche Naturen müssen überbrausen.

II.

Brandenburg.

Herbst 1827 bis Herbst 1828.

Nach dem ersten juristischen Examen brachte Simon einige vergnügte Wochen in Berlin zu und ging gegen Ende September nach Brandenburg, dem gewählten neuen Bestimmungsort.

Mit Hülfe eines Freundes hatte sich der junge Mann bald einquartiert, lernte die Referendarien, seine neuen Collegen, an den üblichen Versammlungsorten sofort kennen und freute sich des heiteren, offenen und geistreichen Tones unter denselben.

Brandenburg galt damals als eine Art Musterschule für junge Juristen. Ein ausgezeichneter Director (späterer Präsident Kuhlmeyer) hatte das dortige Gericht in Ruf gebracht und handhabte seine Pflichten und Rechte mit ungewöhnlichem Organisations- und Repräsentations-Talent, vielleicht auch etwas als Autokrat gegen-

über den älteren und theilweise an Schlendrian gewöhnten Räthen. Die jungen Leute drängten sich derartig dahin, daß es Glücks und warmer Empfehlungen bedurfte, um daselbst zur Ausbildung zugelassen zu werden; und so hatte sich unmerklich ein Kreis jugendlicher frischer Menschen zusammengefunden, die sämmtlich aus guten Familien, mit hübscher Bildung, alle dem gleichen Ziele zustrebten: sich für die höhere richterliche Staatscarrière vorzubereiten und dabei heitere Jugendjahre zu verleben.

Dazu war denn auch der Ort völlig geeignet. Die gesellschaftliche Stellung der Referendarien war in Brandenburg eine ungewöhnlich angenehme. Sie hatten von vorn herein das prae vor den Offizieren, was in jenen Jahren in Preußen wohl selten vorkam, standen mit dem Offiziercorps des dort stationirten Kürassier-Regiments in gutem Vernehmen, und die Vergnügungslust gebildeter und angenehmer Familien schaffte mannichfache gesellige Unterhaltung und Zerstreuung. Ueberdies schmückte — was wir nicht unerwähnt lassen wollen — der reiche Kranz von hübschen, liebenswürdigen jungen Mädchen, der damals dort blühte, auf's angenehmste den geselligen Verkehr. Aus diesem Kranze wählten denn auch viele der jungen Männer sich ein Blümchen, das sie später heimführten in ihr gegründetes Haus.

Daß neben dem ungezwungenen und ihrer Stellung nach selbstbewußten Ton, der unter den Referendarien herrschte, auch einiger Uebermuth und wildes Wesen Platz fand, ist naturgemäß. Um dies in gehörige Schranken zu bannen, galt eine streng durchgehende Handhabung des Ehrenrechts, und wurden alle Differenzen in dieser Weise ausgeglichen und ausgekämpft.

Simon fühlte sich bald heimisch und überaus glücklich in den neuen Verhältnissen, ergriff die Arbeit mit Lust, stand mit den jungen Gefährten in angeregtem und freundlichem Verkehr und schrieb nach kurzer Zeit: „Ich kann wohl sagen, ich bin erstaunt, unter einigen zwanzig jungen Leuten so viel Ausgezeichnete zu finden. Mehrere erkenne ich schon jetzt nach oberflächlichem Ueberblick unbedingt in Hinsicht des Verstandes als meine Meister an.“ Unter jenen jungen Leuten zeichneten sich später in der That, was wir hier wohl erwähnen dürfen, eine verhältnißmäßig große Zahl als tüchtige preußische Staats- oder Kommunal-Beamten aus; so beispielsweise der Stadtgerichts-Director Berlins, Harrassowitz, der einstige Bürgermeister Brandenburgs Ziegler, wegen seiner Stellung in

der preußischen National-Versammlung von 1848 gründlich gemaßregelt.

Mitte October notirt Simon: „Ich instruire das erste Mal. Es sind zwei Zeugen zu vernehmen, denen gewiß nicht so Angst war wie mir, trotzdem der eine — noch ein Junge — als er schwören soll, mir den Rücken zukehrte.“

Auch an auswärtigen Gerichtstagen zum Theil als Protokollführer des ihm immer lieber werdenden Directors fehlte es nicht, wobei es zum Schluß manche glänzende Bewirthung und vergnügte Stunde gab. Hier überraschte ihn der Wohlstand, ja Reichthum des märkischen Bauern im Gegensatz zu dem schlesischen.

Repetitorien und Examinatorien mit einem der älteren Collegen wurden sehr gründlich durchgeführt, um so gründlicher, als der „Herr College,“ vom Liebesgott getrieben, mit Sturmschritten dem dritten juristischen Examen zustrebte. Besonderes Interesse aber gewährte ihm folgender Auftrag. Das frühere Brandenburger Schöppengericht hatte eine Bibliothek von ungefähr dreitausend Bänden, die im Gerichtshause stand, auf die aber später der Magistrat Anspruch erhob. Schließlich einigten sich das nunmehrige Königliche Gericht und der Magistrat zu einer Theilung, und Simon sollte ein Gutachten liefern, welche Bücher, außer den juristischen, für die erstere Partei vorzüglich von Nutzen und deshalb zurückzubehalten seien. „Ein acht Nachmittage wird das mich wohl kosten,“ meint er; „Ihr könnt Euch denken, wie ich mich oben in dem Saal mit der Pfeife Taback einschließe und in den alten Schmöckern herumstöbere, für mich Bücher-Ratze ist das etwas!“

Ein späteres Mal berichtet er: „Ich hatte mir auf der Bibliothek, auf der ich manchen Nachmittag allein auf einem alten Lehnsessel sehr vergnügt zugebracht habe, ein eigenes Studium daraus gemacht, über Brandenburg in allen vorhandenen Chroniken nachzulesen, so daß ich neulich in einer Gesellschaft, wo ich vor Tisch mit mehreren alten Brandenburgern zusammensaß und die Rede auf solche Gegenstände kam, förmlich mit meinen Chroniken-Kenntnissen geglänzt habe. — Die Stadt ist, wie Ihr schon aus dem Namen schließen könnt, sehr alt; eigentlich drei Städte. Die erstgebaute ist der Dohm, eine Insel; noch ist die Stiftungsurkunde des ehemaligen dortigen Bisthums von 949 vorhanden; um 1100 wurde die Altstadt gebaut und um 1200 die Neustadt. Letztere sind durch die Havel von einander getrennt, und trotzdem die beiderseitigen Rathhäuser seit 1715 vereinigt sind, herrscht doch noch der

lächerlichste Haß zwischen diesen beiden, und schwer kommt es vor, daß Familien aus beiden Theilen in einander hinein heirathen."

Ueber sein sonstiges Leben schreibt er unterm 22. November 1827:

„All' Ihr Geliebten!

„Bis heut' Morgen habe ich die süße Pflicht nicht erfüllen können, auf Eure lieben, lieben Briefe zu antworten. Als ich sie das erste Mal las, haben sie mich auf eine Art ergriffen, wie wohl früher noch nicht Briefe; ich weinte einige Male laut auf, und trotzdem ich mich über meine Heftigkeit selbst in dieser guten Gemüthsbewegung geradezu ärgerte, konnte ich meine Empfindungen doch nicht unterdrücken; es war mir der komischste Gemüthszustand, den man sich denken kann. Hätte mich ein Fremder bald laut auflachen hören vor Freude, wenn mich allenfalls eine Stelle an unser häusliches, liebliches, durch Liebe veredeltes Stillleben mahnte, oder ein guter Witz, ein komischer Ausdruck der Mädchen oder des Bruders dazu veranlaßte — bald wieder weinen vor Freude über Eure so große Herzlichkeit und Liebe zu mir, bald ärgerlich aufspringen, um durch diesen Trubel von Empfindungen mich nicht so hinreißen zu lassen, er hätte mich offenbar für verrückt gehalten."

Dann berichtet er über seine einfachen häuslichen Einrichtungen, und nachdem er geschildert, wie gut ihm die Vorräthe der sorglichen Mutter zu statten kommen, fährt er fort:

„Mit meinem hiesigen Leben bin ich noch fortdauernd sehr zufrieden, ein höchst angenehmes kollegialisches Verhältniß; desto unzufriedener bin ich mit meinen häuslichen Angelegenheiten; ich ziehe nämlich morgen aus. Meine Stube wird nur durch eine Thür von der Wohnstube der Wirthsleute getrennt, so daß man Wort für Wort, selbst eine ganz ruhig geführte Unterhaltung versteht. Dies hätte ich vielleicht noch hingehen lassen, zum Unglück aber mußte meine Wirthin in dieser Stube vorgestern niederkommen. Denkt Euch diese Unverschämtheit! Des Abends um zehn, ich saß zum Glück noch vertieft am Arbeitstisch, kommt das erste Kindlein, und — wie ich den andern Morgen hörte, bald das zweite; ich nämlich nahm meinen Hut und übernachtete bei M. Nun denkt die Hölle, in der ich gegenwärtig bin: schwatzen, Wochenbesuche, dazwischen sehr häufig ein liebliches Duo, gequiekt von den zwei Kleinen; ich bin schon mehrere Male bei meiner bekannten sanften Gesinnung

rasend aus der Stube in's Freie gelaufen. — Dafür wird denn wenigstens mein nächstes Quartier sehr hübsch sein."

Um diese Zeit wurde er und seine ganze Familie tief erschüttert durch den Tod eines jungen Mannes, der ihnen allen sehr theuer war, im Hause viel Gutes erfahren hatte und das mit dankbarster, wärmster Liebe lohnte. Kümmerlich hatte er sich durch sorgenvolle Jugend durchgearbeitet, und nun er endlich in Berlin durch seine ungewöhnlichen wissenschaftlichen Leistungen die Aufmerksamkeit und Theilnahme Schleiermachers und Neanders — der Coryphäen der theologischen Fakultät, wenn auch Glaubens Antipoden — in so hohem Grade auf sich gezogen, daß sich ihm eine glänzende Zukunft öffnete, ereilte ihn der Tod.

Wir erwähnen dieses Vorfalls hauptsächlich um deswillen, weil gerade bei dieser Gelegenheit die ungelösten Räthsel des Lebens Simon in noch nicht dagewesener Gewalt erfaßten, aber eben so auch die vollbewußte Erkenntniß, welch' Glück das Faktum des Lebens an sich, das Faktum: zu athmen im rosigen Licht. Dieser Ton klang sehr tief und lange, verknüpft mit der Erinnerung des früh Geschiedenen, bei ihm nach —, und bei dem tragischen Geschick, das bald an ihn herantreten sollte, bei allen späteren Schmerzen, kleinen und großen seines Lebens, stand hoch und unverrückbar ihm das wonnevolle Glück: zu athmen im rosigen Licht.

Ueber den Tod jenes ihm lieben Menschen äußerte er sich damals brieflich:

17. Dezember 1827.

„Ihr Geliebten!

„Seit einigen Tagen habe ich hier die ersten trüben Stunden verlebt; ich brauche wohl kaum den Namen „Singer" als Ursache auszusprechen. Ich las die Berliner Zeitungen, kam an die Todesanzeigen und saß einige Minuten erstarrt da; ich wüßte nicht, daß, so weit ich zurückdenke, mich jemals Etwas ähnlich erschüttert hätte. Der Unglückliche! Darum also mußte er sich seine ganze Jugend hindurch mühen, daß, nachdem er auf dem Punkte war, die Früchte seiner Anstrengungen zu genießen, er dahinscheiden müßte? Wahrlich! wenn dieser nicht schon im Streben seinen Genuß gefunden hätte, ich würde ihn dreifach unglücklich nennen. Als ich ihn in Berlin, wo ich ihn vier Mal besuchte, sah, kränkelte er schon seit einigen Tagen; aber wer hätte in diesem so rüstigen, so ungeschwächten Körperbau das kalte Bild des Todes gesucht? Er hing mit so warmer Liebe und Dankbarkeit an uns, daß er sich schon auf

das nächste Mal freute, wo er Euch sehen würde; er war so voll von Hoffnungen und Plänen für sein künftiges Leben, daß doppelt schrecklich und wahrhaft grell der Tod das Alles in der Blüthe zerstörte. Er war ein kraftvoller Mensch in jeder Beziehung! Möge er dort seine Belohnung in fortgesetztem, rastlosem Streben finden. — — — — — Fortwährend steht mir sein Bild vor den Augen und mahnt mich, jeden Tag, jede Stunde mich bereit zu halten, mein Leben für geschlossen anzusehen, mahnt mich doppelt, wenn ich dann das geschlossene als Fremder überblicke und es so dürftig, so arm an Erfolg, an Thaten, an innerer Tüchtigkeit finde. Möge mir sein Vorbild lange vor Augen schweben, möge der Verklärte so, was er selbst nicht wirken konnte, durch Andere wirken." — — —

Ein Jahr später, und mehrfach, wenn Klagen der Seinen über allerlei vorhandene Kümmernisse an ihn herantraten, schrieb oder sagte er wohl: „denkt an Singer, und laßt uns dankbar sein, daß wir einander leben!" —

Die Gemüthsstimmung, mit der der Jüngling in das neue, ihm verhängnißvoll werdende Jahr hineintrat, spricht sich in einigen Zeilen vom Sylvester-Abend 1827 aus:

Berlin. Abends.

„Wie eigen ist es doch, daß der Mensch gewöhnlich nur an besonderen Zeitabschnitten geneigt ist, zurückzublicken und über die vergangene Zeit zu urtheilen, da er, der doch jede Minute bereit sein muß, die ganze Lebensrechnung abzuschließen, dies wahrlich wenigstens jeden Abend thun sollte. — Mir hat dies Jahr nur Gutes gebracht, ein glücklich überstandenes Examen und frohe Tage. Hoffentlich ist das folgende, in welches ich mit großen Plänen hineingehe, eben so glücklich. . . . . Was an mir liegt, und so weit es sich nur mit den Verhältnissen verträgt, ist es mein fester Grundsatz, mir das Leben so angenehm als möglich zu machen und sein Trauriges so leicht als möglich zu nehmen. Dem Unmuthe stehen ohnehin noch genug Schleichwege zu unserem Herzen offen, er springt über Dämme und Hecken und wirft alle Bollwerke über den Haufen, während die Freude auf der gebahntesten Straße anstößt, durch jeden Schatten verscheucht wird." —

Eine rechte Freude wird ihm in diesen Tagen durch seinen lieben alten Lehrer, Direktor Schmieder, welcher bei einem Besuche in Breslau der Schwester aufgetragen hat, „ihn aufs Herzlichste zu

grüßen und ihm das oft Gesagte zu wiederholen: er sei ein Mensch vom lieben Gott mit schönen Anlagen, einem offnen Kopf und Scharfsinn begabt, und seine Schuld sei es allein, wenn er einmal nicht etwas „Tüchtiges" leiste."

Er erwidert darauf:

2. März.

„Du, meine liebe Auguste, hast mir durch das, was Du mir von Schmieder schreibst, eine sehr selige Stunde verschafft; möchten doch seine Worte Prophezeihung sein! möchte ich diese doch realisiren! Ich liebe wirklich den Mann recht herzlich; ich thue dabei einen eigenen Blick in mein Inneres; nämlich ich kenne keine Dankbarkeit; meine Gefühle für Andere beschränken sich auf Liebe, die sich auf die innere Güte des Andern gründet, und auf Achtung, die auf einzelne Vorzüge eines Zweiten basirt ist; Schmieder liebe ich wegen seines Charakters, nicht wegen der von ihm empfangenen Wohlthaten; ein inneres, besonderes Gefühl, dem wieder Wohlthaten zukommen zu lassen, der mir welche erzeigt hat, findet sich bei mir nicht vor, und wenn ich gewiß niemals undankbar sein werde, so ist dies, weil es mir die Ehre gebietet, diese Ausfüllerin, Ersatzgeberin für so viele Tugenden, Wohlthaten nicht unerwidert zu lassen."

In seinem Kalender finden wir in all' dieser Zeit vielfache Notizen über „vergnügt verlebte", über „ausgelassene", „ganz köstliche" Stunden. Einmal giebt's „einen Austernschmaus", ein anderes Mal giebt's Auslösung einer Wette, dann liegt vor uns ein Blatt mit phantastisch geformten aber kräftigen Schriftzügen, durch die er offenbar den Freunden beweisen will, daß der Wein nicht ihn beherrscht, sondern er den Wein. — In jedem Kalender finden wir eine Notiz über höchst bedeutenden Spielgewinn, dann eben so großen Verlust; das geht so eine Zeit lang fort. Dann heißt's: „während eines halben Jahres wird nicht mehr gespielt," einige Tage darauf: „zum letzten Mal gespielt." Und dann eine Schlußnotiz mit ungeheuren, gleichsam zornigen Buchstaben, dick unterstrichen: „zum allerletzten Mal." Und dabei bleibt's dann.

Während jener Zeit finden wir in den mütterlichen Briefen die oft wiederholte, ewig unbeantwortete Frage: „wie es mit seiner Oekonomie stehe? ob sein Wechsel reiche?" Nur einmal antwortete er auf eine ähnliche Bemerkung: „Während ich an Euch schreibe, bekomme ich Euren lieben, lieben Brief. Was habe ich mich gefreut, an einigen Stellen laut herausgelacht; z. B. wie meine geliebte

Mutter glaubt, ich hätte den großen Bettsack verkauft, wahrlich, der Gedanke ist gar nicht übel; ich habe so kein Geld; ich allein wäre freilich in meinem Leben nicht darauf gekommen, aber die Mutter giebt selbst den Gedanken ein; hol's der Fuchs! Kadolph! Kadolph! bestellen Sie mir einmal auf morgen früh den Samelsohn her!"

Auf einem Blatt seines Kalenders finden wir ein zierlich geschriebenes Rechnungs-Exempel, darüber nämlich, daß die „Allgemeine Gerichts-Ordnung nebst Strombecks Ergänzungen" und ähnlichen höchst ehrwürdigen Autoren 3,298 Seiten umfassen, daß diese in einem Vierteljahre durchzunehmen seien und also auf den Tag so und so viel Seiten kommen. Allerdings zeigt sich's später, daß neben Examinatorien des römischen Rechts und dergl. jene schließlich ein halbes Jahr beanspruchen. Dann finden wir Proben eines 150 Seiten starken sauber geschriebenen Bandes, eines Auszugs aus der Allgem. Gerichts-Ordnung, der, wie er an den Bruder Gustav schreibt, ihn zu Gleichem auffordernd, „alles Wesentliche und zwar sehr übersichtlich enthält."

Sodann heißt's in einem Briefe: „Wir haben jetzt unter uns juristisch-philosophische Abendunterhaltungen eingerichtet, die wöchentlich zweimal abwechselnd bei den Mitgliedern der Gesellschaft, die aus acht Personen besteht, stattfinden. Meine liebsten Freunde, zugleich die tüchtigsten meiner Collegen, sind dabei. Der Zweck besteht im Austausch der Ideen über juristische, besonders dann auch über allgemein philosophische Gegenstände. Wir haben Direktor und Protokollführer und ausführliche Gesetze. Das Ganze hat die Einrichtung des öffentlichen Gerichts-Verfahrens. Wir lernen alle recht viel."

Ein andermal freut er sich, daß mehrfach die von ihm, als Referenten abgefaßten Erkenntnisse gegen die Ansicht der Korreferenten — alte Räthe — im Collegio durchgegangen; dann meldet er, wie er von „Station" zu „Station" komme .... dann schreibt er dem Bruder, der sich für das Rechnungs- und Kassenwesen ausbildet, sehr glücklich: „Alter Junge, wenn Du so bald Dein Examen machst, wahrhaftig, ich glaube, ich wäre im Stande, vor Freuden auf Deine Gesundheit eine Flasche Champagner zu trinken. Wahrhaftig, auch nicht ein Funken Aerger sollte nur von Weitem an mein Gemüth kommen, daß Du eher was wärest als ich; das erste, was ich thäte, wäre: daß ich Dir Glück wünschte, Dich umarmte, und dann Dich tüchtig anpumpte. (Die Flasche Cham-

pagner tränke ich natürlich gleich auf Conto Deiner Besoldung.) Alter Kerl, einen herzlichen Kuß bekommst Du schon jetzt, wenn auch nur in Gedanken."

Später fährt er fort:

„Dieser langweiligste Theil meiner juristischen Laufbahn ist also längst vorüber, und mir ist recht wohl dabei; denn wenn man so ein fünf, sechs Bogen in einem Zuge schmieren mußte, daß einem die Finger knackten, so schmeckte das lange nicht so gut als das Mittagbrod, welches die Collegen unterdessen aßen. Doch hat es mir auch durch die Reisen mit dem Direktor und anderen Räthen manchen vergnügten Tag verschafft; von einigen habe ich Euch schon geschrieben, von andern will ich Euch noch schreiben. So war ich noch in Trechwitz, in Götz, in Rädel und wie sie alle heißen. In letzterem, 2½ Meile, war ich mit dem Justizrath B.; sein Protokollführer war nämlich nicht zu finden, und da es ein Testament zu machen galt, also nicht mit der Zeit zu spaßen war, es war Nachmittag vier Uhr, so schickte er die Gerichtsboten überall herum, einen Protokollisten zu suchen. Mich fand endlich der Eine, und um fünf Uhr fuhren wir in einem offenen Korbwagen bei stürmischer Novemberkälte zum Thore hinaus. Jetzt weiß ich, was es heißt, einen Thaler sauer verdienen (der Protokollführer liquidirt nämlich bei einem Testament immer einen Thaler); den hätte ich wahrhaftig gern geschenkt, und wenn ich gewußt hätte, daß es so kommen würde, so hätte ich mich gewiß nicht finden lassen, vorzüglich, da ich von dem Direktor zu demselben Abend in eine hier bestehende literarische Gesellschaft eingeladen war, die ich also erst hatte absagen müssen.

„Erst ging es eine halbe Meile auf der Magdeburger Chaussee, dann aber fortwährend über die kahlste Haide, die nur zu denken ist, höchstens hier und da von einem traurig einzeln dastehenden Kiefernbusch unterbrochen. Der Wind peitschte uns den Regen in's Gesicht, und ich spann mir in Gedanken einen Roman aus, der, mit meiner Lage passend, sich so anfing: „In einer finsteren, stürmischen Novembernacht ritt Kunz von Eichendorf auf seinem schwarzen Hengste durch die öde Haide; der herbstlichste Wind jagte die Blätter in tollem Spiele vor dem Pferde her und murmelte allerlei Unheimliches —." „Halt!" rief jetzt plötzlich ein Kerl in der Wirklichkeit, indem er den Pferden in die Zügel fallen wollte, während ein Zweiter mit einem Knüttel von der Seite auf uns zusprang; aber unser rüstiger Kutscher, ein alter Bauer, hieb wie toll in die Pferde ein,

so daß sie sich bäumten, der Kerl loslassen mußte, und wir im Galopp weiter fuhren. B. wachte erst auf, wie wir davon karrierten, und ich war so verdutzt, daß ich wirklich nicht wußte, ob diese Begebenheit in meinem Romane spiele, oder mir in der That begegnet sei. Dies geschah zwischen 7—8, bei fast stockfinsterer Nacht. Schon seit einigen Tagen waren Einbrüche in der Gegend geschehen. Als wir nach Rädel kamen, fanden wir die Vorstube, es war beim Schulzen, voll von Bauern, die da ihre Flasche Bier tranken; wir machten sogleich Anzeige und es wurden Leute zur Durchstreifung der Haide aufgeboten; daß unser Kutscher die Geschichte hundertmal erzählen mußte, und mit den kleinsten Nebenumständen, ob die Lise nach der rechten oder linken Seite gebockt habe, ob der Kerl auch einen Knüttel gehabt 2c., das seid versichert. Gegen zehn waren wir mit der Testamentsaufnahme des nicht sehr kranken Schulzen fertig. Zwanzigtausend Thaler hinterläßt der Mann einmal, das ist aber kein Wunder, uns setzt der Kerl Thee mit Butterbrod vor, damit Punktum. Ich wäre gern die Nacht über da geblieben, so durchfroren war ich; da aber B. fortwollte, so sagte ich natürlich kein Wort dagegen, da dies nach Furcht hätte schmecken können. Jeder setzte sich, mit einem tüchtigen Prügel bewaffnet, auf und glücklich kamen wir um — 4 Uhr des Morgens am Thore in Brandenburg an. Auf dem Heimwege fror ich — ja — wie ein Schneider, und ich verwünschte die ganze Reise, den Testamentmacher, B., Brandenburg, mich, die ganze Welt; bei letzter Verwünschung kam ich auf metaphysische Spekulationen, denn ich fragte mich, wie es wohl aussehen würde, wenn es gar keine Welt gäbe 2c. 2c. Die zwölf Stunden dieser Reise waren also gerade nicht die wonnevollsten meines Lebens, dagegen habe ich auf anderen Reisen recht vergnügte Stunden verlebt, so in Trechwitz, wo wir bei dem Kammerherrn von R. zu Mittag aßen, in Götz bei dem reichen Schulzen, dessen Gut 40,000 Thlr. werth ist, und wo beim Abendbrod sechs verschiedene Arten Liqueure auf den Tisch kamen."

Wir würden ein sehr farbloses Bild des jungen Mannes und seines damaligen Zustandes entwerfen, wenn wir nicht all die kleinen vorgeführten Züge schließlich darin zusammenfassen wollten: sein eigenstes innerstes Wesen athmete damals bewußtes und doch unbefangenstes, volles Glück. Schön, wie er selber damals war, — so strahlte ihm auch schön die ganze Welt entgegen, und wie seine edlen Züge von Geist und Güte durchleuchtet waren, — so wurden ihm wiederum die reichen Freuden des Lebens durchgeistet

von der verständnißvollen und heitern Auffassung derselben. Ihm wurde Alles, woran sich ein Menschenherz zu laben vermag, zum Genuß, zur Herzerquickung.

„Ich habe den diesmaligen Frühling nicht genossen, sondern in ihm geschwelgt,“ schreibt er das eine Mal. Ein ander Mal: „Ich sehe den Blumen zu, wie sie wachsen, und den Bäumen, wie sie ihre Blätter entfalten, wahrhaftig, einzelne habe ich förmlich belauscht. Ich nehme das Grabscheit zur Hand und kusche die entblößten Wurzeln ein mit gelockerter Erde.“

Er war jung, wie es Wenige sind, jung mit allen Vorrechten, auch mit vielen Fehlern der Jugend.

III.

Duell. Abführung zur Festung.

So oft Simon im Laufe des Jahres 1827 und 28 von Brandenburg zum Besuch nach Berlin gekommen, beglückte er dadurch den Onkel, dem er recht eigentlich wie ein Lieblingssohn nahe stand; ja derselbe war dann unzertrennlich von ihm und bei geselligen Anlässen nur vergnügt, wenn der Neffe sich entschloß, ihn zu begleiten. Dadurch war dieser unter den näheren Freunden des Hauses ein bekannter und um seiner Persönlichkeit willen lieber Gast geworden; so auch bei einem der liebenswürdigsten und genialsten Männer des betreffenden Kreises, Justizrath Bode, dessen bedeutend jüngerer Bruder ein College Simons in Brandenburg war.

Durch jene beiderseitig befreundeten Verwandten, die dadurch veranlaßten Bezüge und da überdies die beiden jungen Leute seit dreiviertel Jahren Tischnachbarn gewesen, standen sie, ohne sich näher getreten zu sein, doch in durchaus wohlwollendem Verkehr. Simon wußte — wenn in Berlin — von dem jungen Collegen Freundliches zu erzählen und hatte dessen bedeutender geistiger Begabung noch unlängst in einem Briefe nach Hause mit Anerkennung erwähnt.

Es war zu Anfang September, die letzten Tage hatten grad' allerlei Gutes gebracht. Eine von Simon veranstaltete Collecte für einen mit ihm in selbem Hause wohnenden, in Bedrängniß gerathe-

nen Familienvater war von den jungen Referendarien reichlich bedacht worden, und das freudige Erstaunen der armen Leute bei der unverhofft zugesendeten Gabe hatte ihn schon im Voraus angenehm beschäftigt; Briefe des Vaters meldeten von einer Erbschaft, die demselben unerwartet zugefallen, und die Mutter schloß andere ganz erfreuliche Mittheilungen mit den Worten: „Und nun noch Eins: nämlich die Bemerkung, daß der gute Gott uns dieses Jahr viel Gutes geschenkt hat, und daß wir Alle dafür dankbar sein sollen, d. h. mit Thaten, nicht mit Worten!"

Dies Alles hatte den frischen Muth und die Arbeitslust des jungen Mannes nur noch erhöht, und er freute sich des vor ihm liegenden Monats, der ganz ungewöhnlich viel Geschäftsanforderungen im Kalender vorwies. So war auch der Vormittag des 9. Septembers äußerst thätig vergangen, die vielen Gerichtstermine hatten sich über die Mittagsstunde ausgedehnt, und als er später wie sonst an der gemeinsamen Tafel der jungen Referendarien erschien, fand er nur noch seinen oben erwähnten Tischnachbarn und drei bis vier der näheren Freunde vor. Man plauderte in gewohnter Weise, harmlos, Ernst und Scherz.

Schließlich entspann sich, wie vom Dämon gelenkt, zwischen ihm und seinem Tischnachbarn das unglückliche Gespräch, dessen tragische Wendung einem der jungen Leute das Leben kostete, die Jugend des andern mehr oder weniger zerstörte.

Simon ward auf Pistolen, sechs Schritt Barriere, gefordert; er nahm die Forderung an mit dem Beding, daß das Duell erst am nächstfolgenden Tage stattfinde, „um einen so ernsten Schritt mit voller Ueberlegung ins Auge fassen und die nöthigen Vorkehrungen treffen zu können."

Vor uns liegen die Briefe, welche die jungen Leute in der Nacht vor ihrem vielleicht letzten Tage an ihre Angehörigen geschrieben. In Beiden eine Fülle von Gemüth — und doch, wie verschieden diese Briefe: in Bode's Geist, in Simons Klarheit. Aber in Einem sind sie gleich; es spricht sich in beiden unwillkürlich glühende Lebens- und Jugendlust aus!

Simons Secundant war ein lieber Freund, dem er, wenn auch später außer Zusammenhang mit ihm, doch immer eine dankbare und warme Erinnerung bewahrt. Der hatte ihn drei Tage vor jenem verhängnißvollen Ereigniß besucht, und fand ihn in tiefer Dämmerung nachdenklich im Zimmer auf und ab gehen, wie das beim Meditiren seine Gewohnheit durchs ganze Leben war. „Ich

habe so eben," theilte er dem Kommenden mit, „meine Gedanken über das Duell vollständig gesammelt und im Kopfe zusammengestellt." Er ahnte nicht, daß er in wenigen Stunden noch manche Erfahrung darüber machen sollte.

Jene Meditation, die niederzuschreiben ein Zufall damals verhinderte, wurde unzweifelhaft durch einen kürzlichen Vorfall veranlaßt. Er war nämlich etwa eine Woche zuvor von einem älteren Collegen, zugleich Familienvater, in Folge einer hitzigen Diskussion auf Pistolen gefordert worden. Den Bemühungen eines gemeinsamen Freundes — Kartellträgers des Gegners — war es gelungen, die Sache beizulegen, da Simon in ruhiger Stunde zum Bewußtsein gekommen war, durch Heftigkeit beleidigt zu haben, und sich deshalb zu offener, schriftlicher Ehrenerklärung entschloß.

Und nun trat zum zweiten Male, aber unter veränderten Umständen, eine Forderung auf Leben und Tod an ihn heran.

Uebrigens sind Simons Ansichten über Zweikampf, wie seine betreffende Handlungsweise Zeitlebens dieselben geblieben. Wir werden das im Laufe dieser Biographie aus späteren Thatsachen ersehen. Er beklagte das Vorurtheil, welches zu einem Duell nöthige, das aber, so lange es herrscht, Pflichten gegen sich selbst auflege. Er beanspruchte aber auch das Recht des Mannes, Angriffe seiner Ehre selbst zurückzuweisen, erachtete in dieser Selbstwehr der Ehre ein unveräußerliches Mannesrecht und erkannte nach Lage der gesellschaftlichen und staatlichen Zustände im Duell das geregelte Mittel zum Gebrauch jenes Rechtes.

In wieweit nun diese Ansicht getheilt oder verworfen wird, muß hier gleichgültig erscheinen. Wir haben nur unbeirrt Thatsachen zu berichten, und erwähnen in diesem Sinne der Worte, die er nach dem tragischen Ausfall des Duells, den wir nachstehend mittheilen, an einen Freund geschrieben: „Ich habe mich in dieser Angelegenheit so genommen, wie ich es jetzt nach so trauriger Erfahrung wieder thun würde."

Am 11. in der Frühe fand das Duell statt; ein klarer welcher Morgen, inmitten grünender Wiese, umfaßt von dichtem Buchengehölz, auf einem oft in Heiterkeit besuchten Platze.

Wir schicken voraus, daß Simon, obgleich sonst in Waffen wohlgeübt, doch nie vorher mit Pistolen geschossen.

Er hatte sich seine Handlungsweise bestimmt vorgezeichnet; er wollte das Schießen des Gegners auf zwei Schritt vor Barriere abwarten, traf dieser; „nun, so war es gut." Kam er zum Schuß,

so wollte er — ein wenig seitwärts, und das Pistol so niedrig haltend, daß, wenn er verwundete, er nur im Fuße verwundete, ohne zu zielen schießen. Er kam zum Schuß, hielt das Pistol ruhig in der sich vorgezeichneten Weise, drückte ab — fühlte dabei einen fast unmerklichen Ruck — und Schuß und Fall waren eins. Einen Augenblick stand er, das Pistol fallen lassend, regungslos da — „ich weiß von dieser krassen Minute, die mir zeitlebens vorschweben wird, daß in mir der Gedanke aufdämmerte: Bode macht Spaß . . . . . ." — dann ging der Starrkrampf, der ihn erfaßt, in minutenlanges Rasen über, bis ihn die Freunde fortzogen.

Er wurde vom Fall des Gegners, abgesehen von dem Schrecklichen an und für sich, besonders deshalb so fürchterlich angegriffen, weil er diesen Ausgang nicht im Entferntesten vorausgesehen hatte, weil er es „nicht für möglich gehalten, daß ein Mensch, der nie zuvor ein Pistol in der Hand gehabt, der das Ziel nicht einmal fest ins Auge faßt, der sich vornimmt, jedenfalls fast gegen die Erde zu schießen, daß ein solcher diesen Unglücksschuß thue . . . . . ." „Meine sämmtlichen Vorbereitungen waren nur für den Fall getroffen, wenn ich erschossen oder schwer verwundet würde, und eben dies, daß ich fest glaubte: „Du wirst erschossen," und daß ich mich mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte, gab mir die größte Ruhe, die ich mir im entgegengesetzten Falle schwerlich erhalten hätte . . . . Ich kann mir bei diesem großen Unglück in so weit keine Vorwürfe machen, als ich den Streit nicht herbeigeführt, als ich, nachdem ich gefordert war, mit reiflicher Ueberlegung einen Entschluß faßte, der das Duell möglichst unschädlich machen konnte, als ich bei demselben mich weder durch Hitze, Furcht oder Zorn von meinem Entschluß habe abbringen lassen."

Den Tag verbrachten er und die anderen Betheiligten in äußerster Unruhe — einmal stellten die Berichte über den Verwundeten das Schlimmste in Aussicht, einmal lauteten sie hoffnungsreich — es war ein fortwährendes Schwanken. Man rieth ihm zur Flucht, dann kam wieder eine Nachricht, daß noch Alles gut gehen werde.

Heftige Fieberzufälle, die theils von der während achtundvierzig Stunden mit äußerster Kraftanstrengung erzwungenen Geistesruhe herkamen, theils von dem unerwarteten Vorfall selbst, erlaubten es ihm erst gegen Abend, den gefaßten Entschluß auszuführen: er stellte sich dem Gerichtsdirektor.

Er traf ihn nicht zu Hause und verbrachte in dessen ihm

befreundeter Familie, die ahnungslos ihn zu sich herein nöthigte, eine der gräßlichsten Stunden seines Lebens in scheinbar leichter Unterhaltung.

Endlich machte die Rückkehr des Direktors der Qual ein Ende; das Gerichtshaus ward sein Gefängniß. Am anderen Morgen, eben als er zum ersten Verhör geht, ruft ein Freund ihm zu: „Bode ist todt — er ist den Augenblick gestorben."

Die Theilnahme der ganzen Stadt an diesem Trauerfall war nach beiden Seiten eine außerordentliche. Ueberall hieß es in Bezug auf den Ueberlebenden: „Warum ist er nicht geflohen!" Die Freunde standen ihm treulich zur Seite. Die angesehensten, zum Theil ihm unbekannte Personen beeiferten sich, ihrem Mitgefühl einen Ausdruck zu geben. Viele boten ihm Beistand zur Flucht an; ein Major v. G., den er nie gesehen, stellte ihm zu diesem Zwecke und für die nächste Zukunft einen beliebigen Credit zur Disposition. Ja, es war sogar Alles zu seiner Flucht vorbereitet worden, der Art, daß dieselbe kaum mißglücken konnte, und die Projecte, die man ihm darlegte, hatten allerdings viel Reizendes für ihn: er sollte über Hamburg nach der französischen Schweiz gehen, dort noch eine Zeit studiren und dann bei einer dortigen Universität die akademische Laufbahn wählen. — An einem Momente hängen die Schicksale — er lehnte alle solche Anerbietungen ab; aber das unverhohlene Mitgefühl richtete den jungen Mann auf, und war ihm um so trostreicher, als seine nächsten Angehörigen fern, und auch der Onkel in Berlin, der sonst zu ihm geeilt wäre, auf einer größeren Reise begriffen war.

Dem Gesetze nach war sein Haupt verfallen. Das Gesetz verurtheilte damals in Preußen den Civilisten für Tödtung im Duelle zum Tode. Freilich! in demselben Mißverhältnisse, wie das Gesetz zum Vergehen, wie die Strafe für gleiche That des Civilisten gegen die fast völlige Straflosigkeit des Militärs stand, — in demselben Mißverhältnisse stand meist der auf den Paragraphen gestützte Urtheilsspruch zu der milden Praxis. Da jedoch dem damaligen Könige Duelle unter Civil-Personen verhaßt waren, und dergleichen sich in jenen letzten Jahren gehäuft hatten, so wollte man von Friedrich Wilhelm III. die kürzlich gesprochenen Worte gehört haben: „Das nächste Mal solle ein Exempel statuirt werden;" und eben darin lag die Hauptgefahr für eine äußerlich düstere Zukunft des jungen Mannes.

Die Untersuchung ward eröffnet und ging ihren Gang. Im

Frühling des folgenden Jahres ward der Gefangene noch vor erfolgtem Urtheilsspruch auf die Festung Glogau abgeführt. Der dortige Commandant, General v. Grollmann, von dem mehr oder weniger seine nächste Existenz abhing, war, wenn gleich als ein strenger, so doch höchst humaner und edler Charakter bekannt. Als solchen hat ihn denn auch Simon hoch verehrt.

Ehe wir ihm dorthin folgen, mögen die nachstehenden Briefe und Tagebuch-Auszüge einen Einblick in das damalige Seelenleben des jungen Mannes und die Spuren, die jenes tragische Erlebniß in ihm hinterlassen, gewähren.

Nach seiner ersten, fast noch starren Anzeige des ihn Betroffenen an seine Eltern, gewann er in dem folgenden Briefe die Sprache wieder.

Brandenburg, 16. September 1828.

„Meine Geliebten!

„Ich bin nun körperlich durchaus wieder hergestellt, die heißen Fieberschauer, die mich bis zu dem Tage, an welchem ich den ersten Brief schrieb, von Zeit zu Zeit niederwarfen, haben gänzlich aufgehört, und nur eine unbedeutende Schwäche ist zurückgeblieben, die sich von Stunde zu Stunde mehr hebt. Aber auch geistig bin ich nicht ohne stärkende Nahrung geblieben: gestern Morgen trat der Präsident O. zu mir herein, der auf die erste Nachricht von dem Unglück in Berlin die nöthigen Vorbereitungen getroffen und dann sogleich zu mir geeilt war. Lag es nun daran, daß ich jetzt allmälig für Trost empfänglicher werde, oder war er's wirklich, kurz, er hat das Herz zuerst mit erquicklichem Troste erfrischt. — Auch der Bruder des Gefallenen war hier und ließ mich fragen, ob es mir lieb sein würde, wenn er mich besuche, ich habe es aber abgelehnt, ich fühle mich noch unfähig dazu......

„Meine Geliebten, ich bin durch diesen Unglücksfall um Jahre älter geworden; die heitere genußreiche Jugend liegt hinter mir; das Leben hat sich zeitig für mich auf's Ernsteste gestaltet; mein Zweck muß jetzt sein, das Unglück mit seinen nothwendigen Folgen so in mein Leben hinein zu verarbeiten, daß letzteres, dadurch von neuem angeregt, frischere und reifere Früchte trage. Noch sehe ich es nicht, aber ich ahne es, daß ein bis jetzt bedeutungsloses Leben vielleicht noch Bedeutung gewinnen könne.

„Wenn ich des Morgens aufwache, halte ich gewöhnlich das Ganze für Traum, und erst durch die Umgebung muß ich mich von

der Wirklichkeit überzeugen lassen; es ist zu gräßlich, man ist zu wenig darauf vorbereitet, wenn in ein bisher ruhig dahin laufendes Leben nun plötzlich ein ungeheures Ereigniß hineingeschleudert wird; man glaubt es zuerst nicht; man versucht es zu umgehen, und wird trostlos zurückgeworfen; man muß es verarbeiten; ich will es versuchen.

„Wenn ich auf den Anfang des veranlassenden Wortstreits zurückgehe, wenn ich den Faden zu diesem suche, endlich auf die erbärmlichste, nichtsbedeutendste Veranlassung komme, und nun die gräßlichen Folgen übersehe, dann wird mir's bange um's Herz, und ich sehe den Plan nicht und ich fühle auf's Klarste die Pope'schen Worte: „Wenn das stolze Roß wissen wird, warum der Reiter jetzt sein Feuer im Zügel hält, und warum er es jetzt über die Felder spornt; wenn der dumme Ochse erkennt, warum er jetzt den Erdklos bricht, und jetzt ein Opfer, jetzt ein Gott Egyptens ist — dann soll auch der Stolz und die Dummheit des Menschen den Nutzen und Endzweck seiner Handlungen, Leidenschaften und seines Daseins erkennen; warum er bald handeln, bald leiden muß, bald gehemmt, bald fortgetrieben wird, und warum er in dieser Stunde ein Sklave, in der folgenden ein Gott ist."

„Eine eigene Fügung finde ich, vielleicht Euch zum Troste, darin, daß ich bei diesem Unglück durchaus nicht in irgend einer Art Veranlassung gewesen bin, daß mich vielmehr hier nach den einmal bestehenden Vorurtheilen über das Duell eine unsichtbare Macht, vom nicht zu sehenden Anfang bis an das Losdrücken der Pistole fortgetrieben hat, mit anderen Worten, daß in dem vorliegenden Falle unter hunderttausend Menschen bis auf einen vielleicht alle dahin gekommen wären, wo ich jetzt stehe. Ich finde hierin indeß durchaus keine Entschuldigung für mich, und zwar besonders deswegen, weil ich weiß, daß ich bei hundert anderen Gelegenheiten durch die Heftigkeit oder überhaupt die Art meines Charakters unter anderen Umständen der Veranlasser, ja Beförderer des Unglücks gewesen wäre, und daß nur derselbe Zufall, der das jetzige herbeigeführt, die damaligen vereitelt hat. . . . . .

„Der Direktor will mich von morgen an trotz meiner Gefangenschaft wieder tüchtig mit Arbeiten versorgen. — Lebt wohl, Ihr innig Geliebten! Euer Heinrich."

Endlich kamen ersehnte Briefe von Hause. Einigen ahnungslosen Zeilen der Seinigen, die der Vater eben zur Post befördern wollte, fügte dieser, sie entsiegelnd, noch Folgendes hinzu:

Breslau, 15. September 1828.

„Mein theurer Sohn!

„Mit zitternder Hand ergreife ich auf's Neue die Feder. Vor einer Stunde wurde ich durch . . . . . . von Deinem gehabten unglücklichen Duell benachrichtigt. Wie tief ich gebeugt bin, kannst Du Dir denken, da Du mich kennst. Gott tröste Dich und mich! Deine Mutter soll, ehe wir nicht Briefe von Dir selbst haben, nichts erfahren. Ich bin zu schwach, um heute mehr zu schreiben. Vertraue auf den himmlischen Vater und sei ein Mann!

Später:

„Mein Heinrich, ich darf es jetzt, da ich so tief gebeugt bin, Dir sagen, Du warst mein theuerstes Kind, Du bist es noch, und der liebe Himmel wird es geben, daß Du es auch bleiben wirst. — O betrübe uns nicht noch mehr, als es schon geschehen! Laß das Vertrauen auf Gott nicht sinken, halte es so fest als ich, der ich jetzt nur noch darauf fuße! — und nochmals sei ein Mann! Dein Vater."

Unterm 23. September schreibt Heinrich:

„Gestern Nachmittag hatte ich die große, große Freude, den geliebten Onkel in die Thür treten zu sehen; wir waren mehrere Stunden allein, er hat mich von Neuem auf dem Standpunkt, dem ich zustrebte, so bald ich volle Besinnung hatte, befestigt, und ich hoffe ihn nicht zu verlieren! Ich hoffe, daß ich das Geschehene nicht nur überwinden, sondern auch verarbeiten werde; vielleicht war gerade dies die einzige Art, auf welche mein Leben möglicherweise noch einige Bedeutung erhalten konnte.

„ . . . . . . So eben erhalte ich Eure Briefe, sie sind mir ein wahres Labsal und haben mir rechte Beruhigung ins Herz gegossen. Ich war sehr bange um Dich, mein geliebter Vater, um Dich, Du gute Mutter! ich kenne Eure Herzen, ich fürchtete den gräßlichen Eindruck. Ihr seid gefaßt! Mir ist's aufgegeben, mich über die That zu erheben. — Trost dagegen in Euer Gemüth konnte nur aus Euern Gemüthern selber kommen! — O möge dieser Kelch möglichst schonend an Euch vorübergehen. . . . . . ."

Wir wollen hier einen Vorgang einschalten, der uns für Simons Natur charakteristisch scheint.

Wie jedem vom Unglück Betroffenen, an dem vielseitiger Antheil genommen wird, waren ihm Trostzusprüche jeder Art von verschiedenster Seite, theils von bedeutenden Menschen zugewendet

worden. Auch von Solchen, die ächt religiös, einer streng gläubigen Richtung angehörten. Unter diesen hatte ein ausgezeichneter junger Mann, Herr v. S., gewußt den Weg zu ihm, trotz seiner damaligen Haft, zu finden, der geistig hochbegabt, durch traurige Lebenserfahrung, Meditation und wohl auch excentrisches Gefühlsleben aus „einem Kinde dieser Welt,“ einem leichten Soldaten, ein warmer offenbarungsgläubiger Christ geworden war. Später wurde er Schwärmer, ist jetzt Bischof einer der strengstorthodoxen Sekten in den amerikanischen Freistaaten, damals aber stand er auf der Höhe eines im Christus-Glauben erstarkten, durch ihn begeisterten, Liebe athmenden Menschen.

Eines Tages zu Anfang October, in einem Moment, wo Simons klare Gemüthsfassung einer tief deprimirten Stimmung gewichen, wo der Mangel von Luft und Bewegung ihm Körper und Seele zu erschlaffen drohte, trat der oben Genannte plötzlich freudig überraschend in sein Zimmer. Schon das bekannte Gesicht, die oft gehörte heimische Stimme drangen in sein Herz, und der Zuspruch des Selbstgewissen stärkte ihn. Sie blieben einige Zeit zusammen, die Gespräche vertieften sich, sie tauschten ihre innersten Ansichten aus, und gerade die thätige Liebe des jungen, doch ihm an Jahren überlegenen Freundes sprachen ihn an. So unter anderm wurde er gerührt von folgendem Zuge: Herr v. S. hatte, um ihn zu sehen, den Weg von Potsdam nach Brandenburg, also wohl fünf deutsche Meilen zu Fuß gemacht, war Morgens ausgegangen, Nachmittags bei ihm. Andern Tags wollte er auf gleiche Weise zurück und glaubte Simons Bitte, ihn vorher nochmal zu besuchen, aus Mangel an Zeit abschlagen zu müssen; „und nun,“ schreibt dieser, „denkt Euch meine Freude, heut Morgen tritt er wieder in meine Stube; er ist bloß eine halbe Meile gegangen und da ist ihm auf's Herz gefallen, daß ich ihn gebeten, er solle noch einige Stunden zu mir kommen; er hat kurze Umstände gemacht, drehte um und blieb den Vormittag bei mir. Ich habe mich herzlich gefreut, denn bei ihm ist dies nach seiner Art, entfernt von aller Manier, ein reiner Zug seines Herzens gewesen. Er ist ein ganz vortrefflicher Mensch. Ich weiß nicht, geliebte Mutter, ob Du Dich erinnerst, wie Du einmal, Dich in sein Wesen nicht hineinfindend, Deine Besorgniß für ihn aussprachst. Ich sagte damals: „er ist jetzt in der Gährung, lasse es bei ihm nur erst zum Durchbruch, zur Klärung kommen.“ Dies ist, glaube ich, jetzt geschehen, und ich zweifle keinen Augenblick, ohne selbst noch etwas von ihm gelesen zu haben (er will mir seine neueste

Schrift schicken), daß er noch etwas Außergewöhnliches leisten wird. Er hat mir einen großen und starken Anstoß gegeben.“

Bei der Trennung verabredeten die jungen Männer eine fleißige Correspondenz, die von Seiten des Aelteren wohl mit der Hoffnung angeknüpft wurde, den gerade im Lebenskampf Begriffenen zu sich herüber zu ziehen. Hier aber offenbarte sich: wie tief auch die christliche Moral in Simons Herzen Wurzel gefaßt, die Dogmen vermochten in keinem Moment ihn zu fesseln. Im späteren Leben kam nochmals eine Gelegenheit, das zu erproben, auch gerade zu einer Zeit, wo sein Inneres, von Kämpfen wund, am empfänglichsten dafür hätte sein können, — aber der Versuch prallte ab. Simon fand sich allezeit, später wie damals, in sich selbst wieder. Aide toi! Dieu t'aidera!

Auch seine natürliche Heiterkeit gewann mit der Zeit wieder die Oberhand, sie brach durch die düstern Monde seiner Haft, erhellte die gehobene Seelenstimmung und gab der ernsten Willenskraft die muthvolle Freudigkeit, ohne die Leben und That trübe bleiben, ohne die kein Sieg ein voller Sieg ist.

Unter seinen damaligen Briefen finde der nachstehende hier einen Platz.

Brandenburg, 9. October 1828.

„Mein Herr!

„Es kommt vor, daß sich Menschen auf eine so zarte Weise berühren, und das sind gerade dann die wahrhaft menschlichen Augenblicke, daß Worte eigentlich kein Mittheilungsmittel sind, um Dank für dergleichen Begegnung auszudrücken; uns Menschen ist nun aber einmal das Wort die einzige Verständigungsart selbst für das feinste Gefühl, und ich erlaube mir daher einige Zeilen an Sie zu richten. Als Sie den ersten Tag nach meinem verhängnißvollen Unglück ärztlich zu mir gerufen wurden, war bei mir gerade die dumpfe Starrheit der ersten Stunden in das Bewußtsein der ganzen Größe der That übergetreten, und es drang dies mit der wüthendsten Macht auf mich ein, ohne in dem, zur Zeit durch Ueberspannung entnervten Kopfe und Herzen Widerstand zu finden. Ich sah in der Art Ihrer Begegnung, wie Sie eine Ahnung davon hätten, daß mein äußeres Lächeln den kalten Menschen gelte, — mein Inneres zerrissen würde. Als ich darauf beim Aderlaß das Blut so recht deutlich vom schweren Herzen kommen fühlte, wie innig wünschte ich da, es möchte ganz ausströmen, um mich auf einmal von meinen Qualen zu befreien. Ich verlor das Bewußtsein und

träumte süß, und als in den Körper wieder Leben trat, ich zwischen Wachen und Träumen lag, da erschien der gräßlichste Augenblick meines Lebens, da fiel das erneute Bewußtsein: Du hast Dein Ebenbild getödtet, mit einer Schwere auf das gequälte Herz, welche es in die Vernichtung hinabdrückte; und in dieser trostlosen Oede fühlte ich das Haupt an eine warme Brust gedrückt, und hörte dunkel schmeichelnde Worte, und der Gedanke war die erste Erquickung: hier ist doch eine menschliche Brust, die mit Dir fühlt; und als ich, völlig aufgewacht, mich auf dem Bette wiederfand, sah ich bloß ängstliche Gestalten um mich, die für den erbärmlichen Körper sorgten.

„Jenen Trost gaben Sie mir aber, und das Bewußtsein, eine der Verzweiflung nahe Seele zuerst erquickt zu haben, möge Ihnen einst Labsal in schwerer Stunde sein. So gewiß mich das Andenken an jene Minuten in diesem Leben nicht verlassen wird, so gewiß wird auch allemal dankende Erinnerung an Sie damit verknüpft sein. Wenn ich vielleicht nach einer Reihe von Jahren Brandenburgs Mauern einmal wiedersehe, dann freue ich mich darauf, mit ruhigerem Sinne über mein jetziges Verhängniß mit Ihnen zu sprechen. . . . . .

Heinrich Simon.“

Aus dem Tagebuch.

25. October 1828.

„Schwere Schicksale, die uns betreffen, setzen uns eigentlich erst in das wahre Verhältniß, welches wir zu dieser Welt haben sollen; sie lehren uns erst die Dinge richtig schätzen, an denen wir das innigste Wohlgefallen haben. So lange wir in ungestörter Ruhe harmlos dahinleben, ist unsere Vorstellung von dem Leben gewöhnlich ein sinnlich angenehmer, aber falscher, betrügerischer Traum; dieser Traum muß uns entrissen werden, unsere Bestimmung ist höher: wir sind nicht Leiber, wir haben Leiber. Wehe mir, wenn ich jemals die erhabenen Lehren, die mir das herbe Schicksal gab, vergessen könnte, wenn ich je wieder das bloße Mittel für den Zweck, behagliches irdisches Sein für die letzte Bestimmung halten könnte. Mag die Sinnlichkeit bluten, mag sie verbluten! Diesen Schmerz muß ich einst ebenso belächeln, wie jetzt die ehemaligen Ursachen meiner kindischen Thränen. Wer nicht mit Lächeln

den Bettelstab ergreifen, nicht gleichgültig die höhnenden Urtheile des großen Haufens über sich hingehen lassen kann, dessen ist noch nicht der wahre Geist; die Sinnlichkeit muß untergehen, wenn der Geist triumphiren soll."

„An meinem dreiundzwanzigjährigen Geburtstage, Nachts ½12 Uhr.

29. October 1828.

„Ihr so innig Geliebten!

„Soeben habe ich das köstlichste Götterfest gefeiert; — doch ich will von vorn anfangen und Euch den heutigen Tag beschreiben. Gegen sechs Uhr wachte ich auf, blieb aber bis sieben liegen, um so recht ungestört Eurer zu denken; ich war sehr feierlich gestimmt. Der Gedanke kam mir so recht lebendig, wie es jetzt wohl wäre, wenn jenes Duell, wie es so wahrscheinlich war, den entgegengesetzten Ausgang genommen hätte; dann moderte mein Körper seit zwei Monaten in der Erde; aber wo war mein eigentliches Selbst? unerforschliche Frage! — Mein eigener Körper kam mir fremd vor; ich hatte dies Gefühl noch nie gehabt; ich empfand recht deutlich das Unbedeutende, das Zufällige des Körpers, wie er so ganz Nebensache, so bloß Hülle ist; ich dachte nun Eurer, wie Ihr um diese Minute vielleicht nach unruhiger Nacht aufgewacht wäret, glücklich, wenn Ihr schon Thränen des Schmerzes, statt heute vielleicht Thränen der Liebe, gehabt hättet; wie der heutige Tag so den ganzen, unnennbaren Schmerz von Neuem aufgeregt hätte, wie Ihr Euch endlich zum Frühstück versammelt, wie Keiner den Andern anzusehen gewagt hätte, um die Thränen nicht zu erblicken, wie Ihr den ganzen Tag trostlos umhergeirrt wäret, Eures verlorenen Heinrichs denkend; und nun dacht' ich an Bode's Mutter, an Bode's Braut — — — ach, wüßten wir in der Jugend, wie ein Wort, ein Blick das Glück von Familien zerstören kann, wie sehr würde es unser alleiniges Streben sein, ganz Liebe zu werden, und sie in jeder, auch der geringfügigsten Lage und Handlung zu zeigen! — Aber nun schwebte mir auch Eure heutige Freude vor und contrastirte um so stärker mit meinen vorigen Gedanken; wie Ihr mich als Euch wahrhaft von Neuem geschenkt, von Neuem geboren betrachten würdet; und schon in Eurem Morgengebet dem lieben Gott dafür danken; und allerdings kann ich als zum zweiten Male

geboren mich betrachten, ich darf mir sehr füglich mein früheres Leben als abgeschlossen an jenem Tage denken, und mein jetziges als ein neues; und ich thue es sogar, und ich hoffe es wahr zu machen. Ja, ich that es sogar, nachdem die Veranlassung zu jenem Vorfall einmal gegeben war, und Ihr dürft mir glauben, daß ich die darauf folgenden Schritte nicht leichtsinnig that, sondern meinen mir fast sicheren Tod fest in's Auge nahm. . . . . ."

Nachdem er dann speciell in die Einzelnheiten des Tages erzählend eingegangen, fährt er fort: „Spät am Abend, als ich schon alle Hoffnung aufgegeben, von Euch heut' einen Gruß zu bekommen, öffnete sich die Thür ein wenig, und der Botenmeister guckte hinein, schob eine Schachtel mitten in die Stube und ging trotz meines Rufens wieder weg. Ruhig ließ ich sie stehen, wo sie hingeschoben war, bis ich mich vollständig ins Négligé geworfen und meine zwei letzten Lichter angebrannt hatte. Nun wurde sie mitten zwischen diese gesetzt, ich wählte mir einen der Schöppenstühle*) zum Sitz und nahm sie nun auf den Schoß. Ungeduldig wurde die Hülle abgerissen und die Spendenbringerin geöffnet. Die Briefe wurden herausgenommen und lange gekämpft, ob ich diese zuerst lesen, oder ob ich auspacken sollte; für's Letztere wurde entschieden; — um die Freude recht in die Länge zu ziehen, hatte ich mir vorgenommen, jeden Bindfaden aufzuknüpfen; so wie aber einer nicht von selbst aufflog, betrog ich mich unter allerlei Vorwänden, warum gerade dieser Knoten daran glauben müsse, und zerschnitt ihn. — Zuerst entdeckte ich einen ausgeschnittenen Blumenstrauß, ahnte die Geberin und küßte ihn, so wie ich denn vorausschicke, daß dies bei jeder neuen Entdeckung geschah. . . . . ." Er geht dann die einzelnen derselben durch und fährt fort: „Nun fing ich an die Briefe zu lesen; das Naschwerk lag neben mir, und laut mußte ich theils über meine Naschhaftigkeit lachen, die selbst bei dem rein geistigen Genusse, den ich beim Lesen der Briefe hatte, hervortrat, theils über den komischen Zufall, — denn eben, als ich in Ludowikens Briefe bei den Worten bin, daß in der Düte auch einige Zuckersachen von ihrem Geburtstage seien, habe ich alter Fresser eins von diesen Herzen zwischen den Zähnen, so daß ich mich beinahe verschluckt hätte. Cäsar soll verschiedene Beschäftigungen auf einmal vorgenommen haben, ich finde das gar nicht so schwer.

---

*) Es war ihm während der Dauer seiner Haft im Gerichtshause ein Zimmer angewiesen.

„Als ich nun die Briefe durchgelesen hatte, stand ich auf und ging, das Herz voll Freude, die mich nicht sitzen und ruhen ließ, die Stube auf und ab, was bald in ein förmliches Laufen überging. Die alten, ehrwürdigen drei-Schöppenstühle mit den hohen, hohen Lehnen und den abgeschabten, brokatenen Ueberzügen, die sonst immer so ernst auf mich herabsahen, fingen an zu lächeln, und selbst die Concurs-Tabelle, die ich Zierrathshalber, vielleicht auch als Symbol meines Zustandes, an die Stubenthür genagelt hatte, lachte mit. Nachdem sich dann die übergroßen Wallungen der Freude gelegt hatten, setzte ich mich wieder nieder und dachte Eurer eine halbe Stunde recht lebhaft — dann aber schrieb ich diesen Brief....... Dein Ring, meine geliebte Mutter, steckt schon an meinem Finger; es ist mir ein sehr liebes Geschenk; er soll mir eine Lorenzo-Dose sein, und mich oft, recht oft, auch in gefährlichen Augenblicken an Deine Mutterliebe erinnern. Euch Allen aber, ich bin es überzeugt, ist für's Erste der liebste Dank dieser heitre, glückliche, mir aus dem Innersten geschriebene Brief......

Euer Heinrich."

Brief an die Eltern.

Brandenburg, Sonnabend, 20. December 1828. Morgens.

„Am 20. December! welch' glücklicher Tag war das sonst für mich, als ich noch die höchste Seligkeit dadurch genoß, wenn mir mein alter Rector erlaubte, etwa schon am Nachmittage des 19. nach dem geliebten Breslau abzufahren; da wurde mit Vergnügen die am 20sten abwechselnd von den Lehrern zu haltende Abrahamsrede, die fromme Stiftung eines ehrlichen Brieger Bürgers früherer Jahrhunderte, im Stich gelassen, so daß ich diese wirklich, so lange ich in Brieg war, nicht gehört habe, und um diese Zeit saß ich schon unter den Lieben, doppelt freudig, da ja ein langes Vierteljahr, von Michaelis an, verflossen war, ohne daß ich sie gesehen hatte. Wie deutlich schweben mir diese schönsten, diese schuldlosesten Jugendgenüsse vor! und doch — ein Zeitraum von fünf langen Jahren trennt uns von jener Zeit, in der ich zum schönen Weihnachtsfeste das letzte Mal die Brieger Journalière bestieg. Wie verschwand dieser weite Raum! Nur noch traumähnlich schweben mir alle jene damaligen Verhältnisse vor; manchen damaligen Schmerz belächle ich, seinen scharfen Stachel hat kein einziger behalten, und nur die

Freuden, die ich genoß, gaben mir in der Erinnerung noch jetzt manch köstlichen Augenblick. Wird es nicht ebenso mit den künftigen Jahren, — wird es nicht ebenso mit dem ganzen Leben gehen? Wir werden an den Marken unserer Tage stehen und werden uns fragen: War das das Leben? —

„Wenn ich mir dies öfter so recht vergegenwärtige, dann erscheint mir alles Ungemach, alles Unglück, was von außen uns überfällt, so klein, so geringfügig, und das ewige Gejammere der Menschen in solchem Mißverhältniß, daß ich mich mitunter recht ärgern kann über das emsige Thun und Treiben dieser Ameisen, die ihren ganzen Kram gleich verloren glauben, wenn ihnen einige Sandkörner die Aussicht versperren. Meist mag dieses Ungeberdigthun wohl daher kommen, daß wir uns viel zu wenig wahrhaft mit uns selbst beschäftigen, und daher keinen inneren Anhalt haben; wir leben viel zu viel außer uns; in fremde Geschäfte, fremde Gedanken, fremdes Wissen vertieft, vergessen und verlernen wir, unsere eigenen Tiefen auszumessen; thun wir dann einmal, durch's Unglück oder Glück getrieben, einen Blick auf uns, so geschieht dies etwa wie durch ein Fernglas, das, wie man es eben wendet, den Gegenstand viel zu groß oder viel zu klein zeigt, und darum eben mögen wir wohl so oft kleinmüthig und verzagt sein, ohne Noth; darum beim Gegentheil oft so hoch hinaus über alles Maß. Auch mir und Euch wird dasjenige, was uns heut' beunruhigt, vorübergehen, auch die Jahre äußerer Beschränkung werden verfließen und nur das gewiß vielfältig Gute und die äußeren Annehmlichkeiten, die sich allenfalls auch unter diesen Umständen finden lassen, werden späterhin das sein, was mich an sie erinnert. . . . .

„Ich schließe für heute, da diese Zeilen Euch nur am Weihnachts-Abend ein sinnlicher Gegenstand sein sollten, um Euch noch öfter, als es außerdem geschieht, zu mir zu ziehen. Verlebt den Abend fröhlich, Ihr Geliebten! es wird ja Alles gut werden. Euer

Heinz.“

Juristische Arbeiten, Lesen — betreffs dessen er sagt: „ich gestehe es, Lectüre ist mir halbes Leben; wenn ich ein gutes Buch mit neuen Ansichten auf der Stube habe, bin ich ein exaltirter Mensch“ — Studien neuerer Sprachen und — Holzsägen füllten damals seine Zeit. Von letzterem macht er eine humoristische Beschreibung, wie er auf dem Hofe des Gerichtshauses steht, in seltsam anpassendem Costüm; ihm gegenüber ein alter fünfundsechszigjähriger Inva-

lide, den Pfeifenstummel im Munde, der, während er beim Ausruhen das Eisen der Säge mit Speck einbalsamirt, ihn in die Geheimnisse und Vortheile der Holzschneidekunst einweiht. Dazu einige Vorübergehende, die das Lachen nicht unterdrücken können, über das er sich als Philosoph fortsetzt.

Durch Onkel Heinrichs väterliches Bemühen war endlich die Erlaubniß erwirkt worden, den Gefangenen schon vor dem ersten Erkenntniß auf die Festung abzuführen, was als ein Gewinn zu betrachten war, da die dort zugebrachte Zeit ihm voraussichtlich bei der Strafzeit angerechnet wurde.

Am 2. März 1829 reiste er unter Eskorte nach Glogau ab. Wenige Monate darauf wurde das Urtheil gesprochen. Es lautete auf lebenslängliche Festung. Er verzichtete auf Appellation; sie konnte nach der Natur der Verhältnisse ihm nichts Besseres bringen.

Unzweifelhaft hat Simon reichen Segen aus den Erfahrungen der uns vorübergezogenen Epoche in's ganze Leben mit hinübergenommen. Eine tiefe Narbe aber blieb: mehr und mehr verschloß er Kampf und Schmerz seines Lebens in sein Innerstes, ohne sich aussprechen zu können, und durch lange, lange Jahre konnte seine Stimmung von Ausgelassenheit plötzlich zur Schwermuth überspringen; ja er hat nie wieder die gleichmäßig helle Stimmung, die ihm in unbefangener Jugend eigen war, wiedergewonnen. —

IV.

Festung Glogau.

1829 bis Herbst 1831.

Simon, gewöhnt bei Zeit- und Schicksals-Abschnitten eine Rundschau zu halten, hatte auf seiner einsamen Reise nach der Festung, nur begleitet von einem Gerichtsbeamten, hinlänglich Muße dazu. Der Standpunkt, den er zu dergleichen wählte, war hinlänglich hoch, um die Verhältnisse im Großen übersehen zu können.

Da war denn freilich vor Jahren das Schiff stolz und mit

schwellenden Segeln, ein scheinbarer Herr der Wasser, ausgelaufen — und kehrte, dem Zerschellen nur mühsam entronnen, von Stürmen zerschlagen zu nimmer freiwillig aufgesuchter Bucht! — Aber es hat doch den Sturm überdauert!

Zurückschauen nur in soweit, als eine Erfahrung tief ins Herz zu schließen. Reue niemals, aber besser machen. Vorwärts schauen! Da liegt Zukunft, da liegt der Segen der Vergangenheit, da liegt die Gestaltung eines Schicksals, ein ganzes Leben.

Das war, wir können nicht sagen, Simons Philosophie, es war seine Natur.

Die Festungshaft gestaltete sich so günstig, als in den Verhältnissen möglich. Der Commandant, General v. Grollmann, entsprach seinem Ruf der Humanität, und da er in der edlen Haltung des neuen Staatsgefangenen sehr bald erkennen mochte, daß seine Milde keinem Mißbrauch ausgesetzt war, da überdies das Donjon besetzt war, so erlaubte er ihm nicht nur ein Privat-Quartier zu beziehen, gestattete nicht nur jede den Umständen entsprechende Erleichterung des geschäftlichen und geselligen Verkehrs, sondern öffnete ihm auch freundlich sein Haus.

Immerhin aber blieb Glogau eine Festung, die ihn gefangen hielt, blieben die Wälle seine Grenze. Immerhin war eine Menge von Genüssen von vorn herein ihm verschlossen.

Und immerhin gab es auf dem einsamen, ihm zu seinen täglichen Spaziergängen zugewiesenen Wege innerhalb der Wälle eine Wacht, die ihn pflichtschuldigst mit den Augen verfolgte, gab es einen Punkt — und das quälte ihn am meisten — da hieß es unwiderruflich: „Bis hierher und nicht weiter!“

Dazu sah er jüngere Auskultatoren, denen er zuvor gewesen, ihn überholen; Freunde, Bekannte machten ihr zweites Examen; ihm war nur eine Privatbeschäftigung bei Justiz-Commissarien, nicht aber diejenige beim Gericht gestattet.

All dergleichen ist nichts; — aber gleich dem Regentropfen, der anfangs achtlos den Stein benetzt und ihm dann Furchen eingräbt, ist's immer genug, um lang anhaltend einer feurigen, ungebundenen Natur das Leben zu verbittern.

Das geschah auch in Momenten.

Als er einmal in solcher Stimmung, seiner Gewohnheit entgegen, die immer nur das heitere Wort zu finden wußte, düster nach Haus geschrieben hatte, ergriff das seine Mutter tief schmerzlich; und vielleicht ward der Ausdruck ihrer Trauer darüber mit die Ver-

anlassung, um des Sohnes jeweilige Melancholie nur noch stummer zu machen. Es ward sein Grundsatz, Schmerz und Bitterkeit, so weit sie ihn trafen, in sich zu überwinden. Höchstens gestattete er ihnen hier und da einen halb ironischen, halb humoristischen Kraftausdruck.

Uebrigens bot Glogau mit der Zeit mehr und mehr des Angenehmen. Dazu rechnen wir eine anmuthig heitre Geselligkeit, in die schließlich der junge Staatsgefangene Erlaubniß und Stimmung fand, einzutreten, und in welcher ihm schon um seines Schicksals willen, namentlich in der Frauenwelt, mannichfaches Interesse entgegenkam. Dazu hatte sich ein frischer Kreis theilweise geistvoller junger Männer gebildet, in welchem Simon neben anderen anregenden Persönlichkeiten seinen liebsten Schul- und Universitätsfreund v. Ohlen wiederfand. Dieser vom Scheitel bis zur Sohle Aristokrat; jener bei aristokratischer Form schon damals die Forderung der Gleichberechtigung Aller in sich tragend; beide von durch und durch männlicher Gesinnung, in sich das Maß des Schönen, das Maß klarer Vernunft tragend. Beide mit großem Interesse ihrem Berufe, dem Rechtsstudium, zugethan.

Die Anschauung des Einen klärte die des Andern ab, gab Verständniß, Duldung für das Entgegengesetzte. So gingen beide Männer noch ein langes Stück Leben zusammen, oft dauernd am selben Orte. Als der Kampf der Revolution kam, standen sie auf entgegengesetzten Stellen und blieben so stehen. Aber Freundschaft und Hochachtung überdauerte die Trennung, über welche kein Weg hinüber führte.

In jenem Kreise lernte Simon auch später den als Dichter bekannten und beliebten Freiherrn Franz von Gaudy kennen. Der junge Referendarius, der junge Lieutenant — letzterer ebenfalls in Festungshaft auf Glogau — schlossen sich bald an einander, fanden überraschend viel geistige Berührungspunkte, obwohl ihre Natur auf verschiedenen Grundpfeilern ruhte. Beide das Leben bis in seine Höhen und seine Tiefen auszukosten geneigt, beide reich an Witz, scharfem Blick und Humor. Gaudy influenzirt von der damals grassirenden Heine'schen Unbefriedigtheit. Simon durch Schicksal und augenblickliche Lage oft in unbefriedigter, oft in schwermüthiger Stimmung. In Beiden Tiefe der Leidenschaft — Simon sie bewußt am Zügel führend. Einer wie der Andere entzückt von den Schöpfungen Jean Pauls (trotz der ihnen nicht

entgehenden Manierirtheit desselben), Goethe's und vor Allem Shakespeare's.

Da gab es denn herrliche Stunden. die sich zuweilen zu fast bacchantischer Ausgelassenheit steigerten. Abende, wo zu endlosem Ergötzen nur in Jean Paul'schen Sentenzen, in Shakespeare'schen Worten geredet wurde; dann wieder solche, wo die herrlichsten Dichtungen des Unsterblichen, in herrlicher Weise nach vertheilten Rollen, in jenem erwähnten größeren Kreise vorgetragen wurden.

Damals war es eine Lieblingsidee Gaudy's und Simons, mit einem gemeinschaftlichen Erstlingswerk, welches ihnen natürlich Unsterblichkeit sichern und das staunende Publikum entzücken würde, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Sie gingen rasch ans Werk, es sollten kritische Briefe werden, in die sie Gott und die Welt hineinzuziehen gedachten, ohne Plan frei aus dem Moment geboren. Mehrere derselben liegen vor uns, beide junge Männer überbieten sich in Satyre, Geist und Munterkeit, in etwas schwülstiger Jean Paul'scher Form.

Jedoch ließ wohl die Planlosigkeit des Unternehmens die Ausführung scheitern. Interessant ist eine Skizze, oder sagen wir lieber ein karrikirtes Daguerrotyp, das beide junge Leute von dem Aeußern und Innern des Andern entwarfen, und wobei wir eines dämonischen Zuges in beiden Bildern nicht unerwähnt lassen wollen. In Gaudy haben wir diesen denn auch in späteren Jahren, wo er mit seinen Werken in die Oeffentlichkeit getreten, wieder gefunden. Er kultivirte denselben mit einer Art von Liebhaberei. Simon besiegte ihn und ließ ihn nur etwa in einer angeheiterten Stunde, zu eigenem und Anderer Ergötzen, hervortreten.

Kurz nachdem jener Plan gefaßt und wieder aufgegeben worden, erschien Gaudy's erstes Werk: Erato, das er vor dem Druck Simons scharfer Kritik unterwarf. Die Widmung, die er in das für den Freund bestimmte Exemplar einschrieb, setzen wir hierher:

„Du bist starr und ich bin trutzig;
Du bist kalt und ich von Eis;
Du voll Argwohn, ich leicht stutzig,
Und dann sind wir Beide heiß.

Zwei recht spröden, harten Steinen
In der Mühle gleichen wir —
Und doch sollt' ich manchmal meinen:
Du gefielst mir, und ich Dir!?"

In späteren Jahren hat sich das Verhältniß zwischen Beiden nicht weiter fortgesponnen. Aber sie blieben sich herzlich gut.

Im September 1830 vermählte sich Prinz Wilhelm, der Sohn des damaligen Königs, jetzt König Wilhelm I. von Preußen, mit Augusta von Weimar. Auf Veranlassung der bei solchen Festen üblichen Gnadenakte wurde Simon begnadigt. Es war ein unbeschreibliches Entzücken, mit dem er Freiheit, Zukunft, Welt und Vaterhaus wieder gewann.

Bald darauf machte er noch in Glogau das zweite juristische Examen, zu dem er längst qualificirt war, dann eilte er zu den Seinen. Er fand dieselben reicher, als er sie verlassen: Schwester Auguste hatte inzwischen geheirathet, der Familienkreis war dadurch noch belebter, und in dem neuen Schwager, dem als Rechtsanwalt und Rechtsschriftsteller rühmlichst bekannten und in seiner jahrelangen Wirksamkeit als Stadtverordneten-Vorsteher Breslaus hochverdienten Justizrath Heinrich Gräff fand er einen lieben Bruder, mit dem er namentlich in schriftstellerischer Thätigkeit vielfach zusammen gewirkt.

Wir schalten hier, ehe wir mit ihm die Festung verlassen, einige Tagebuch-Auszüge ein; vorerst aber noch die Stelle eines Briefes aus jener Zeit, die uns betreffs seines beglückten Verhältnisses zur Familie charakteristisch scheint.

Sonntag, 16. August 1830.

„Meine geliebte Mutter!

„Denke Dir, wie innerlich wohl mir sein muß, indem ich die Feder ergreife, da dies am schönsten Sonntag-Morgen geschieht, und da ich Dir, meine Mutter, zu Deinem Geburtstage meine Glückwünsche sende. Die sonntäglichen Morgenstunden waren mir von jeher lieb, immer meinen liebsten Beschäftigungen geweiht; in meiner jetzigen ziemlich frei gelegenen Wohnung bin ich zu dieser Zeit immer besonders selig; ich möchte sagen, ich verlebe sie geistig-idyllisch. Diese feierliche, fast ländliche Stille, das zur Kirche rufende Glockengeläute, hier und da einmal eine schmucke junge Bäuerin, die sich dem am Fenster Sitzenden mit dem Gesangbuch unterm Arme zeigt, wie sie im Vorübergehen vor dem unfern der Kirche stehenden Herrn Christ ihre Kniee beugt; die einzelnen Orgeltöne, die der Wind zu mir herüberweht: Alles das giebt mir in diesen Stunden eine solch' schöne, innere Ruhe, die ich heute nicht besser anwenden, Niemandem lieber zutragen will, als Dir, zur Feier

Deines wiederkehrenden Wiegenfestes. Lange Zeit ist es her, daß ich Dir des Morgens meinen Blumentopf vors Bett setzen und mich Deines dankenden Mutterkusses erfreuen konnte, und — ich empfand die Entfernung an diesem Tage immer doppelt schmerzlich. Aber auch gegen den Feind muß man gerecht sein, auch die Entfernung hat ihre schöne Seite: tiefer, bewußter werden die Gefühle; in schönerem, reinerem Lichte erscheinen die fernen Geliebten, und wie bei den Bühnendecorationen, so lösen sich auch hier durch die Entfernung selbst die härteren Striche auf und gehen in der Harmonie des Ganzen unter. Und wie sehr habe ich Ursache, diese Eigenschaft des zwischen liebenden Personen liegenden Raumes zu erheben, da gewiß auch meine vielfachen Fehler auf dem Wege, den Eure Phantasie machen muß, um zu mir zu kommen, bald rechts, bald links liegen bleiben, und so ein ziemlich gereinigter Heinrich endlich Euren Augen erscheint. Mag er doch aber Fehler, und deren recht tüchtige haben: so viel steht fest, er liebt Dich, er liebt Euch Alle aufs Innigste, er würde mit Freuden sein Leben für die Erhaltung eines Jeden von Euch hingeben, und eben derselben Liebe ist er sich von Dir und Euch Allen bewußt. Ich habe viele Familien kennen und genau kennen gelernt, aber keine und besonders keine so zahlreiche, welche so mit einander verwebt, wo das Wohl und Weh des Einen dem Andern so nahe am Herzen gelegen, wie dies bei uns ist. Und von wem stammt dieser herrliche Geist? Nur von Euch und Eurem Vorbilde, Ihr geliebten Eltern. Mögest Du es, meine gute Mutter, als ein wiewohl kleines und unbedeutendes Zeichen dieses unseres innigen Zusammenhanges ansehen, daß es mir in keinem meiner Briefe und auch in diesem nicht möglich ist, die Rede nur an Einen von Euch zu richten; unvermerkt nehmt Ihr zusammen die Stelle des Einzelnen ein, und das „Du“ verwandelt sich unwillkürlich in ein „Ihr“.

Tagebuch.

Februar 1830.

Das folgende Bruchstück aus Jean Pauls: „Kunst, stets heiter zu sein“ finde hier eine Stelle, weil Simon daran einen der wesentlichen Züge der eigenen Natur, des eigenen Charakters knüpfte; dieser Zug zieht sich höchst ausgeprägt durch sein ganzes Leben.

„Alle Leiden,“ sagt Jean Paul, „sind geistige; sogar das kör-

perliche wird, da es nur in der Zeit, also in Augenblicken stechen kann, zu einem geistigen, indem wir die Stiche, wovon wir einzeln jeden tiefsten ertrügen, aus Vergangenheit und Zukunft zusammenrechnend, sammeln, und so die Strahlen zum Brennpunkte verdichtet auf uns einäschernd richten. Da nun das geistige Leiden nur von Vorstellungen entsteht, so muß es auch, wenn diese durch andere aufgehoben sind, von selber wegfallen. Nicht die Allmacht der Religion, noch die Macht eines großen Ziels, unter dessen Verfolgen der Mensch so wenig, wie der Krieger in der Schlacht, die Wunden fühlt, werde hier in Anspruch genommen, sondern Etwas, das jeder den ganzen Tag mit sich herumträgt, der Kopf. Das nächste Heilmittel gegen verwundende Vorstellungen ist bloß diese: Alles, was dich trifft, hat Dich getroffen und ist also schon vergangen, ehe Du zu klagen nur anfingst. Nun ist aber die Trauer über eine Vergangenheit, d. h. über eine Unabänderlichkeit, welche dieselbe bleibt, ob sie eine Stunde oder ein Menschenalter alt ist, weiter nichts als ein Wehklagen über das Dasein eines Winters, Todes oder Jahrhunderts. Halte Dir es einmal recht wacker vor das Auge, daß der Schmerz über eine Minuten-alte Vergangenheit gerade so thöricht ist, wie einer über eine dreißigjährige. Die Unabänderlichkeit bleibt dieselbe, ob der Verlust eine Minute oder ein Jahrzehnt hinter Dir ist, wiewohl Du, wie ein Mönch Dich geißelnd, den kleinsten, jüngsten Verlust schwerer zu tragen findest, als den größten ältesten ....."

Hier fährt Simon in seinem Tagebuche also fort:

„Ich habe dieses ganze Bruchstück hier aufgenommen, um mich beim Wiederlesen zu erfreuen, und weil es mich auch eben jetzt erfreute, durchs Leben selbst, weniger durch Nachdenken über dasselbe auf ganz dieselben Grundsätze geführt worden zu sein, die Jean Paul hier ausspricht. Ich ärgere mich nie über etwas Verlorenes, ich habe nie gesagt: Ach! hättest Du doch B. nicht erschossen, oder: Ach! wärest Du doch jenen Tag nicht zu Tische gegangen, dann wäre das Duell nicht vorgefallen; — sondern ich betrachte dies als etwas Faktisches, was eben so gewiß und unzweifelhaft und unabänderlich dasteht, wie die Welt, und bei welchen Faktis ich daher nur dahin zu sehen, wie ich mich gegen sie zu stellen habe, da sie nun einmal da sind; eben so wie dies mein Hauptzweck hinsichtlich der Welt bei dem Faktum ist, daß ich bin. Dies ist der Unterschied zwischen mir und dem rein Leichtsinnigen (denn ohne eine gute Portion Leichtsinn in meiner Natur, für den ich hiermit schrift-

lich und feierlichst dem lieben Herr Gott, oder wer es sonst ist, meinen wärmsten Dank abstatte, würden jene Grundsätze mir theoretisch vielleicht eingeleuchtet, nie aber in mein Leben übergegangen sein). Der Leichtsinnige betrachtet gleichfalls das ihm Zustoßende nach einigen Minuten so, als wenn es Jahre lang hinter ihm läge, aber bei ihm ist die Ursache die, daß die Fakten überhaupt nur oberflächlich auf ihn einwirken, und sein Kriterion, daß er den Einfluß derselben auf ihn, ihre Beziehung zu sich, gar nicht erwägt. Auf mich dagegen wirkt das Faktum ganz bedeutend ein, d. h. es berührt die ihm anverwandten Saiten meines inneren Lebens; ich aber suche es mit diesen in Einklang zu bringen und möglichst die durch das fremdartige Accidens gestörte Harmonie wieder herzustellen. — Um aber wieder auf jene Jean Paul'sche Stelle zurückzukommen, so dehnt dieser den berührten Grundsatz doch jedenfalls viel zu weit aus, und zwar sowohl hinsichtlich der körperlichen als auch geistigen Leiden. Denn in Bezug auf die ersteren erwägt er nicht, daß, selbst wenn es bei allen körperlichen Leiden möglich wäre, dieselben in einzelne sekundenlange Stiche zu zerlegen, doch eben diese einzelnen Stiche die Nerven für die folgenden immer empfänglicher durch deren Schwächung machen, außerdem aber auch in der That die meisten körperlichen Leiden nicht auf diese Art zu zerlegen sind; hinsichtlich der geistigen aber, daß Leichtsinn von dieser Philosophie wohl unterschieden sein will."

April 1831.

„Jeder Mensch hat seine eigenthümliche Natur, und die wichtige Aufgabe ist: dieses Eigenthümliche mit dem von außen Gegebenen angemessen zu verbinden, zu durchdringen und dann in Werken des praktischen Lebens, der Kunst oder Wissenschaft lebendig wiederum darzustellen. Die, welche ihre Eigenthümlichkeit allein an die Spitze stellen, sie ausschließlich hegen und pflegen und mit ihr Götzendienst treiben, werden die leeren falschen Genies, welche nach kurzem Scheinleben wie die Seifenblasen platzen. Die, welche sich nicht von innen heraus kräftigen, die Arbeit des eigenen Denkens und Erzeugens mattherzig scheuen, werden Philister."

April 1831.

„Als die Monarchen durch die Theilung Polens so offen ihre Verachtung für den seit undenklichen Zeiten bestehenden Besitz

gesetzlicher Rechte zur Schau trugen, wie konnten sie da hoffen, daß ihre Unterthanen nicht diesem Beispiele nachahmen würden? Der Glanzpunkt aber dieser fluchwürdigen, sich selbst vernichtenden Politik ist der Congreß zu Wien. Weder auf die Meinungen der Völker, noch auf ihre Gefühle, noch auf ihre Rechte, noch auf ihren alten Besitz nahm man die mindeste Rücksicht. Der Congreß erwog nichts als die Anzahl der Quadratmeilen und der jedem Fürsten zugetheilten Seelen; jene verhöhnenden Berechnungen, wovon man den ersten Versuch bei der Theilung der polnischen Beute gemacht hatte, wurden jetzt auf einen großen Theil Europas angewendet. Das Ebenmaß einer Landkarte, die Stärke einer Grenze, eine Gebirgslinie, der Lauf eines Flusses machten die einzigen Regeln aus, nach denen man die Austheilung der Menschen und Staaten ordnete. Alle moralische Bande, die ehedem die Nationen vereinigten, wurden ohne Erbarmen zerrissen; der Grundsatz der Zurundung eines Landes, der Verfolgung der natürlichen Grenzen, oder mit andern Worten, das beliebige Uebereinkommen an die Stelle des Eigenthums, und die Gewalt an die Stelle des Rechts gesetzt. Dieses neue System einer völlig materiellen Politik ist auf die Mißachtung der sittlichen Natur des Menschen gegründet. Als der Congreß Sachsen zwingen wollte, eine preußische Provinz zu werden, bestand die einzige Schwierigkeit in Auffindung einer hinlänglichen Anzahl Seelen und Quadratmeilen, um ein neues Königreich für einen beraubten König zu finden; man bot ihm 700,000 Seelen auf dem linken Rheinufer oder Westphalen; und der König von Preußen, der so eben erfahren hatte, was Liebe des Volkes sei, willigte ein in Verstoßung und Verschacherung dieses Theiles seiner „Unterthanen"; und das sächsische Volk würde nicht weiter gefragt worden sein. Nur eine Pflanzung von passendem Umfange und Fruchtbarkeit mit einer verhältnißmäßigen Anzahl Sklaven zuzurunden, das war der einzige Gegenstand, womit sich der Congreß beschäftigte. — Die Verachtung des Menschengeschlechts, mit einer solchen Unverschämtheit zur Schau getragen, ist unerträglicher, als die schreiendsten Mißbräuche in der inneren Regierung eines Landes, als die wildesten Hirngespinnste von Freiheit und Gleichheit."

„Der Thron muß sich, wenn er bestehen will, auf diejenigen stützen, von welchen er seine Macht empfängt. In früherer Zeit

war dies bald der hohe, bald der niedere Adel, bald die Geistlichkeit, bald die Städte; in unseren Tagen ist es — im ganzen westlichen Europa — durchgängig die Masse des Volkes. Denn Geld und Soldaten liefert nur sie, beides ohne Zuthun der höheren Stände, welche nicht mehr, wie sonst, dem Monarchen diese Quelle abschneiden können. Daher muß jetzt die Regierung im Interesse des gesammten Volkes regieren, wenn sie eine wirksame und kräftige sein will; weg mit dem Vorzuge einer Kaste! weg mit dem Hirngespinnst, daß sie ein Mittelding zwischen Herrscher und Volk!"

„Politische Maximen und Institutionen, welche auf unbeschränkte Herrscherwillkür in ihren Consequenzen hinführen, ja nur hinzuführen den Schein haben, sind wahrscheinlich für das Bestehen der Throne in gegenwärtiger Zeit weit gefährlicher, als alle ultraliberale Litaneien und alles demagogische Geschrei. Oder hat nicht etwa die Geschichte, besonders die neue und neueste, hinlänglich gezeigt, wohin die von den Stuarts und Bourbonen gepredigte und ausgeübte Theorie vom sogenannten göttlichen Ursprung und Rechte der Majestät und dem darauf gegründeten unbedingten und blinden Gehorsam nothwendig führt? Der Unsinn kommt in unseren Zeiten nicht mehr dauernd gegen die öffentliche Meinung auf, die größte Macht in Europa; selbst Napoleon, dieses Herrschergenie, fürchtete sie, „denn man könne ihr keine Schlacht liefern;" durch jeden Widerstand oder Druck gewinnt sie an Federkraft („l'opinion publique est ce qu'il y a de plus élastique au monde, plus on la comprime, plus elle réagit"), und nur sie, nicht die Gewalt, die selbst wieder eine Meinung voraussetzt, ist es, die die Tragsteine und Säulen in dem Gebäude einer jeden Staatsverfassung bildet."

„Die Absolutisten stellen das Wort: „liberale Partei" als ein Collectivum auf, welches so ziemlich alle Sorten von Verbrechen in sich faßt; alle in Europa begangenen Unthaten werden ihr zugeschrieben, der sie die heterogensten Benennungen gaben: Carbonari, Freimaurer, Jansenisten, Demagogen, welche Associationen sie wiederum als die verschiedenen Glieder eines Ungeheuers, einer Art von enormen Polypen, Zeitgeist genannt, betrachten. Alles, was verwirrte Menschen in ganz Europa sagten, thaten, schrieben, die

von Louvel, Sand begangenen Morde, Alles wird den Liberalen aufgebürdet. Was würden unsere Fürsten sagen, wenn wir alle vom Throne ergangenen Abscheulichkeiten dem Königthum zuschrieben!“

Juni 1831.

„Der Ausdruck: „königlich gesinnt“ will mir nicht ganz gefallen; mir scheint, die sogenannten Royalisten bekümmern sich wenig um den König, aber um so mehr um ihre eigenen Personen; der König ist ihnen nur ein Mittel zum Zweck. Wenn ein Polignac die Charte zu vernichten sucht, so denkt er nicht an den Allerchristlichen König; da möchte er wieder sein, wo man einst war; dem hohen Adel sollen wieder verschiedene kleine Freiheiten, z. B. Leute todtprügeln, todtschießen, mahnende Gläubiger in die Bastille schicken, gestattet sein, ohne daß ein unverschämter Journalist es wagen dürfte, seine Stimme dagegen zu erheben.“

October 1831.

„Der längst gefürchtete Streich ist gefallen von dem Schwerte der Uebermacht, das die bekümmerten Völker seit zehn Monaten über dem Haupte der edelsten und tapfersten Nation blitzen sahen. Vergebens umfaßte Polen den Altar der Freiheit und rief Gott und Menschen zu Zeugen seiner gerechten Sache an. Es wurde an den Stufen des Altars erschlagen. Vergebens blickten die Völker Europas auf Frankreich, auf England; sie hatten nichts als hohle Phrasen und feige Vorwände. Vergebens lebte in den deutschen Völkern das alte Vertrauen zu jenen „christlich ritterlichen“ Königen wieder auf, die in den Tagen ihrer und Deutschlands Erniedrigung erfuhren, was es heißt, unter dem Drucke des eisernen Despotismus leben und die auf den Schlachtfeldern vor dem Gott der Freiheit und in den Cabinetten vor den Völkern auf den Knieen lagen; statt aller Antwort berief man sich auf die höheren Verhältnisse, auf gewisse Verträge, die von den „seichten und oberflächlichen Beurtheilern“ nicht in Anschlag gebracht würden. Vergebens fragte man nach diesen Verträgen, auf die sich namentlich preußische Blätter in ihrem servilen Hochmuth beriefen, so oft bei einer neuen Verletzung der Neutralität ein Schrei des Unwillens dem gepreßten Herzen der Völker entfuhr. So blieb den heldenmüthigen Söhnen Polens

nichts übrig, als die ewige Gerechtigkeit anzurufen über den neuen Verrath, den Europa gegen ihr unglückliches Vaterland beging, und im Kampfgewühl von Rußlands Mammuthsfaust zu Boden geworfen mit sterbendem Munde zu seufzen: Finis Poloniae!

November 1831.

„Daß die christliche Religion nichts weniger als eine alle menschlichen Verhältnisse durchgreifende und veredelnde Weltreligion geworden, ist sehr erklärlich, wenn man bemerkt, wie sehr zeitig schon die Einkleidung für den Körper genommen wurde. Es war nicht genug, zu sagen: daß der erste Mensch durch die Sünde gefallen und damit, wie noch jetzt geschieht, seinen Zustand verschlimmerte; sondern es wurde auch ein Glaubensartikel, daß der Teufel durch die Schlange gesprochen, daß die menschliche Natur für alle Zeiten durch den Apfelbiß vergiftet worden sei; — es war nicht genug, daß das Christenthum dem reuevollen Sünder Gnade und Verzeihung zusichert, sondern es wurde auch eine subtile Theorie aus Bildern des jüdischen Opferdienstes ausgesponnen; und neue Satzungen mit neuen Namen, wie Erbsünde, Trinität u. s. w. bildeten ein neues Evangelium, an welchem auch die heutigen Parteien der Hyperorthodoxie, des Mysticismus und Pietismus, — die in Prinzipien ganz einig sind, ob sie schon einander tadeln, — festhalten und es als das alleinig wahre preisen, das da bessere und beruhige. In Rom verstand man es trefflich, an dem Gewande der christlichen Kirche herum zu flicken und zu sticken, neue Fetzen aus dem Judenthum und Heidenthum darauf zu heften, einen Tempel zu erbauen, der an Pracht den Salomonischen und den der Diana von Ephesus — Priester und Hohepriester anzustellen, die an Glanz und Gewalt alle bisherigen Hierarchen — pomphafte Aufzüge und Gebräuche anzuordnen, welche an Sinnenreizen alle olympischen Spiele — endlich Dogmen vorzuschreiben, welche an Dunkelheit und Unsinn alle Ausgeburten des Aberwitzes übertrafen; — ja das verstand man besonders in Rom. Dabei konnte man ungestört auf dem Throne, im geistlichen und weltlichen Regiment, im täglichen Handel und Verkehr sein ungerechtes Treiben fortsetzen; denn dieses neue Evangelium, welches sich um die köstlichen, aber unbequemen moralischen Grundsätze nicht bekümmerte, rief Allen zu: Glaubet nur, gebt nur und denkt nicht weiter darüber nach.

„Und ist es denn gegenwärtig anders? Sind die praktischen Lehren des Christenthums die Hauptsache? Sind sie Maximen geworden, wonach Staaten, die sich die christlichen, ja die allerchristlichsten, die apostolischen, die Beschützer des Glaubens nennen, ihre Anordnungen, Unternehmungen und Forderungen regeln? Jene herrlichen Lehren: „Liebe den Nächsten wie dich selbst!“ „Was ihr wollt, das Euch die Leute thun u. s. w.;“ „Der Herr läßt seine Sonne über Alle aufgehen, sie sind Alle seine Kinder;“ „Jeder sehe auch auf das, das des Andern ist und lasse selbst das Leben für ihn!“ — wie werden sie befolgt? Vielleicht dadurch, daß man Völkern mittelst des Rechts des Stärkeren ihre Selbstständigkeit stahl, daß man sie später, als sie ihr Gut zurückforderten, heuchlerischerweise als Verbrecher behandelte? Was haben Rußland, Preußen und Oesterreich mit Polen seit funfzig Jahren anderes gethan? was geschah mit den Griechen, mit den Irländern, mit den Spaniern? wo ist ein Volk, dem in neuerer Zeit nicht Aehnliches geschah? — Wahrlich es lohnt sich, d i e s e s Christenthum den Otaheitern und sonstigen Wilden zu bringen!“

Eine s e l b s t s t ä n d i g e und u n a b h ä n g i g e Rechtspflege ist die erhabenste aller menschlichen Einrichtungen; sie ist die Seele der sittlichen Welt! Ohne sie wäre aller Besitz die Beute der Gier; der Schwache würde das Opfer des Stärkeren. Zu heilig ist die Pflicht des Staates, Recht zu sprechen, das Interesse des Einzelnen bei der Ausübung derselben zu wichtig, als daß diese nicht mit aller der Würde vollzogen werden sollte, welche der Größe des Gegenstandes angemessen ist. Der Richterstand ist daher der erste im Staate. Er wirkt unmittelbar auf den Zweck des gesellschaftlichen Vereins hin, erhält den ersten Ring der Kette, welche die verschiedenen Institute des Staates bilden; denn von ihm gehen Recht und Ordnung, die einzigen Bedingungen der Wirksamkeit der gesellschaftlichen Verbindung aus.“

———

V.

Die Referendariatszeit bis zum dritten Examen.

1831 bis 1834.

Aus der Referendariats-, d. h. Vorbereitungs- und Ausbildungszeit preußischer Juristen, welche ein unverhältnißmäßiges Stück des besten Lebens absorbirt, läßt sich, wenn man nicht zu sehr in das Innerliche eingehen will, wenig sagen.

Wir erwähnen aus jenen Jahren nur, daß er neben seinen amtlichen Beschäftigungen am Oberlandesgericht zu Breslau mehrfach als Hülfsarbeiter seines Schwagers Gräff fungirte, dessen Advokatur zu den ersten der Stadt zählte. Dadurch gewann er wenigstens zeitweise eine selbstständigere Stellung. Auch finden wir ihn im Winter 1831, wo die Cholera zum ersten Mal nach Europa, beziehungsweise nach Deutschland kam, in der Tagespresse thätig. Die Bewohner Breslaus wurden, wie diejenigen anderer Orte, beim Nahen der Gefürchteten von panischem Schrecken ergriffen. Und je zahlreicher Personen der besitzenden, sogenannt gebildeten Klasse die Flucht vor ihr ergriffen, von Ort zu Ort besinnungslos eilend, je geängsteter natürlich die nothgedrungen Rückbleibenden.

Da mußte denn der Besonnene eintreten, und auch Simon trug durch ruhige, belehrende, die Verhältnisse aufklärende Artikel in der Tagespresse wesentlich dazu bei, die angstvolle Stimmung zu beschwichtigen, namentlich auch durch Darstellung der aufopfernden, rastlosen Thätigkeit der Breslauer Aerzte. Der Volkshaß hatte sich anfangs gegen diese mit den abenteuerlichsten und entsetzlichsten Beschuldigungen, wie sie ja auch anderwärts damals laut wurden, gewendet. Die Beschuldigten wurden im Laufe jener schreckenvollen Krankheit, welche gerade bei ihrem ersten Auftreten die meisten Opfer forderte, die Wohlthäter ihrer Verfolger, und die nach und nach rückkehrende Gemüthsruhe der Bewohner ihr bester Beistand.

Nachholen müssen wir noch, daß Simon bereits in Glogau zum ersten Mal sich als juristischer Schriftsteller versucht hatte durch Herausgabe eines kleinen Werkchens: „Gesammte preußische Gesetzgebung, betreffend das Depositalwesen, zusammengestellt und commentirt von H. A. S.“ Sein Schwager Gräff führte es mit

einem Vorwort in die Oeffentlichkeit ein. Eine lobende Kritik dieses Buches findet sich in der Allgem. Lit. Zeitung 1832 von dem bekannten Geheimen Obertribunals-Präsidenten Bornemann, dem einstigen preußischen März-Minister, späteren Abgeordneten der preußischen National-Versammlung und Steuerverweigerer. Auch in der juristischen Zeitung für die preußischen Staaten von 1832 findet sich eine, wie Simon notirte: „überflüssig herausstreichende“ Recension.

Mehrere ähnliche Zusammenstellungen und andere kleinere juristische Arbeiten wurden von ihm in den nächsten Jahren veröffentlicht. Bei Erscheinung einer derselben im Jahre 1833, betreffend das Vormundschaftswesen, schreibt er dem Onkel Heinrich, welcher sich anerkennend über dieselbe ausgesprochen:

„Du fragst, lieber Onkel, ob jene Sammlung von mir sei. Allerdings; der Grund jedoch, aus welchem ich Dir dies nicht bereits mitgetheilt, ist derselbe, der mich abhielt, auf dem Titel dieses sowie zweier anderen Werke ähnlicher Art meinen Namen zu setzen. Es sind — alles Verdienst des Herausgebers ausschließende Compilationen, die ich deshalb unternahm, um möglichst aus eigenen Kräften und ohne zu große Belästigung des Vaters mir eine Existenz zu gewinnen. Schriebe ich jemals Etwas, was ich jedoch gänzlich bezweifle, worauf ich einigen Werth legte, so würde ich mich nennen.“

Aus jener an äußeren Erlebnissen armen, innerlich immerhin reichen Periode, die ihn „regelmäßig bis tief in die Nächte am Schreibtisch fesselte, als einzige Erholung ein Nachmittagsspaziergang mit einem Freunde, hier und da eine Abendgesellschaft und Mittags und Abends ein Stündchen fröhlichster Plauderei mit Eltern und Geschwistern“ — aus jener ereignißlosen Periode wären noch zwei Momente hervorzuheben. Zuerst eine Freude, die im Sommer 1832 bis Frühling 1833 namentlich die Frauen der Familie traf durch Ankunft und längeren Aufenthalt einer vielgeliebten Nichte der Mutter. Letztere verjüngte sich in dem Besuche. War es ja doch ihres Lieblingsbruders ältestes Kind, das durch Erzählungen und Briefe längst einen bevorzugten Platz in ihrem Herzen gewonnen.

Jene Nichte, damals ein junges geistsprühendes Mädchen, gut, anschmiegend, häuslich erzogen, oft voll heiteren Uebermuthes, war Fanny Lewald aus Königsberg, heut als Schriftstellerin ausge-

zeichnet und schon als solche die würdige Gefährtin ihres Gatten Adolph Stahr.

Es ist etwas Rührendes um die unentwickelten Keime dereinst reicher Blüthen. Welche Kraft wird sie zeitigen? die der Sonne? des Glücks? oder Sturm, Kampf, Schmerz? Wir glauben, auch Fanny Lewalds schöpferisches Talent — wie so manches Andern — wurde zuerst im Kampfe der Schmerzen wach gerufen. —

Auch Simon nahm damals innigen Theil an der Freude der Seinigen; und da das junge Mädchen durch Zuneigung und Verständniß sehr bald Eltern und Schwestern wie ein Kind des Hauses verbunden war, so traten auch die jungen Vettern zu ihr in herzlich vertraute Beziehungen. Heinrich fühlte sich namentlich von der kräftig gesunden Natur der geistreichen jungen Verwandten erquicklich angesprochen; wie er denn sie Zeit seines Lebens überaus hoch hielt.

Unzweifelhaft ahnten die jungen Leute schon damals die beiderseitige Bedeutung. In diesem Sinne erwähnen wir eines Geburtstagsgeschenkes, das Heinrich der heimgekehrten Fanny nach Königsberg sendete. Er nennt es in einem begleitenden scherzhaften Briefe: „einen seiner Lieblingsschriftsteller“ und hebt an dem Buche insbesondere in Bezug auf sie lobend heraus, „daß es zu denen gehöre, welche die zufälligen äußeren Umgebungen vergessen und abstreifen lassen, daß sich die Freude an demselben mit der Zeit steigere, ja daß es ihr unschätzbar werden würde, wenn sie es, was sie jetzt schwerlich thue, bis zu Ende gelesen.“ Er legt ihr neckend die Probe auf, erst nach langem, pflichtgetreuem Sinnen und Rathen das Buch zu öffnen. Da findet sie denn schließlich weiße unbeschriebene Blätter — ihr künftiges Tagebuch.

Mit diesen so eben angeführten Zeilen vom März 1834 schloß sich aus inneren Gründen, deren Erörterung nicht in Simons Biographie gehört, von seiner Seite eine herzliche, oft in Scherz und Neckerei sich ergehende Correspondenz, welche sich unter den jungen Leuten während des Laufes eines Jahres entsponnen hatte. Der Sommer 1835 brachte noch, in Begleitung eines Briefes, der Cousine das von ihr erbetene Reisejournal Simons, welches er für Eltern und Geschwister bei seinem ersten größeren Ausfluge geschrieben und zusammengestellt hatte — dann aber vergingen Jahre und Jugend, ehe Leben und Ereignisse ihn wieder in persönliche Beziehung zu der Entfernten brachten, oder Beide zeitweilig zusammenführten. Als sie sich jedoch nach mehr als einem Decennium wieder-

sahen, entfaltete sich unter ihnen die aufrichtigste, durch Feuerproben bewährte Freundschaft. —

Aus jenen Jahren haben wir sodann ein tiefes Leid hervorzuheben, was damals die Familie durch schwere Krankheit einer der Töchter traf und nicht wieder verließ. Niemals von da ab sah der Familienvater Weib und Kind in Gemeinschaft um sich versammelt: die Mutter oder eine der Töchter fehlte, denn sie saß drüben am Krankenbett der Leidenden.

Im August 1834 hatte Simon sein juristisches Staatsexamen gemacht. Dann kam ein Moment vollkommenen Glückes. Er hatte eben die Hochzeit seines Bruders feiern helfen, der ihm eine liebliche Schwägerin zugeführt, sah beim Schwager Gräff die blühenden Kinder, wußte in solchem Kreise die Seinen geborgen, und ihm — stand wiederum die Welt offen.

Wenn wir einige Zeilen von fast knabenhafter Lust mittheilen, die er, nach glücklich überstandenem Examen, eben im Begriff eine Perle der Erde: Italien zu schauen, schrieb, so geschieht dies nur, weil zur Persönlichkeit Simons eben auch solcher Ton gehört.

Er schrieb am 12. August 1834:

½3 Uhr Nachmittags.

„Meine Geliebten!

„Juchheisasa! Wollte ich Euch meine Stimmung wiedergeben, so müßte ich den Brief mit lauter Juchheisasa's füllen. Ich habe so eben, nach Präsident B.s Erklärung, das mündliche Examen gut bestanden; die schriftlichen Arbeiten hat er sehr gelobt, der mündliche Vortrag ging brillant; — also Juchheisa!

„Ich bin vollkommen glücklich! Diese Centnerlast vom Rücken und die Augen in den Schweizer Bergen! Es ist sehr viel auf einmal. Seid tausendmal geküßt, wie würdet Ihr Euch freuen, wenn Ihr meine Freude sähet; ich bin mehr aufgeregt, als ich erwartete. Heut nur diese Worte. Wie leicht fühle ich mich; als wenn ich 7315 wollene Jacken abgelegt hätte. Juchheisa, Geschrei und Fiedelbogen.

Euer Heinrich."

Seine Reise, die ihn durch Tyrol nach Italien führte, gab ihm die Freuden, die er von ihr erwartete. Es war nicht das Gefühl allein, frei zu sein wie der Adler in den Lüften, welches ihm die Brust weitete; nicht die Natur allein, die ihn entzückte. Es war eben das All, das er in dürstigen Zügen einsog. Die Unerschrocken-

heit seiner Seele, ja die tollkühne Lust an Gefahren, durfte sich messen an den wildesten Klüften, den steilsten, selten nur erklommenen Gletschern. Berggipfel, wo nur die Gemse ihre Heimath hat, und — der kühne Jäger ihr von Klippe zu Klippe folgt. — Und die krystallenen Seen, wie sie ihn lockten! Ja es ist wundersam und — bedenkt man sein Ende — rührend, wie es ihn allezeit allmächtig hineinzog in die klaren Fluthen, wie er sich Körper und Seele badete in den stillen Bergseen, in denen Himmel und Erde wetteifernd sich spiegelten!

Und wie er entzückt die Natur umarmte, so die Kunst, die sich ihm in ungeahnter Fülle erschloß; und dennoch zog es ihn vor Allem zu dem ewig pulsirenden Leben des Menschengeistes, der sich in den Zuständen, in der Geschichte der Völker gestaltend offenbart und bald wie ein schwerer Alp die Brust belastet, bald in immer neu verjüngter Jugend und Schönheit das Göttliche wiederspiegelt.

Folgen wir ihm ein wenig in seinen Freuden, in seiner Auffassungs- und Anschauungsweise.

Vorausschicken müssen wir, daß er mit unabänderlicher Regelmäßigkeit ein Reisetagebuch in Gestalt von Briefen führte. Dies Wiedergeben seiner Eindrücke und Erlebnisse war ihm ein doppeltes Bedürfen: einmal um die entfernten Lieben — Eltern, Geschwister, denen zum Theil dergleichen lebenslang versagt geblieben — an seinem Genusse Theil nehmen zu lassen, und dann um denselben zu bewältigen. Emsig wie die Biene den Honig, sammelte er unterwegs jedes Blatt, jedes Bild, was ihn der Schönheit, der Lokalität, des Humors wegen interessirte, ihn an einen lieben Moment erinnerte, ihm der Absonderlichkeit wegen aufgefallen. Vielleicht ein Kupferstich, ein Steindruck, vielleicht eine Zeitung, eine Annonce, ein Theaterzettel, irgend eine Seltsamkeit u. s. w. In all diesen Beziehungen war er ein geistiger Feinschmecker. War er dann heimgekehrt von der Reise, so stellte er all jene Schätze zu einem sauberen Buche zusammen, legte hier eine seltene Blume ein, die er getrocknet, dort ein Gräschen, welches er auf schwindelndem Abhang gepflückt, und die Genauigkeit, mit der er verfuhr, dürfte an Goethesche Accuratesse und Goetheschen Sammelgeist erinnern.

3. September 1834.

„. . . . . . Ich wähle wie gewöhnlich meinen Sitz neben dem Kutscher. Zu Mittag in Freising. Dem Mittagessen werden

von dem nicht Hungrigen die Denkwürdigkeiten vorgezogen. Ich bin in dem Orte, wo Otto von Freisingen, im 9. Jahrhundert, als Bischof des dasigen Bisthums seine Denkwürdigkeiten schrieb; das bedenkt! Zunächst nach dem Dome, der im Jahre 1818 sein eilfhundertjähriges Jubiläum feierte. Er ist sehr restaurirt, steht aber auf einem zweiten, besuchbaren Gewölbe, welches Götzentempel gewesen sein soll. Die Säulen bezeugen ein Uralterthum, sie sind sämmtlich im Wortsinne vom Zahne der Zeit zerfressen (zolltief); alle Bischöfe in Stein. Von dort zu dem gegenüberliegenden Berge, auf dem ein königliches Schloß und umfassende Obstbaumanlagen. Bereits auf dem Berge, an einem Punkte, von wo die trefflichste Aussicht, eine uralte Linde von nie gesehener Stärke; sie bildet am Fuße ein Oblongum, die lange zwölf, die breite Seite acht Fuß nach Augenschätzung. Erst acht bis zehn Fuß über der Erde theilt sie sich in zwei Stämme, der obere Theil wahrscheinlich schon ausgestorben, so daß sie eine vollkommene riesenhafte Laubkugel bildet. Bei Einweihung des Doms tanzten hier vielleicht die jungen Christenmädchen einen urdeutschen Galopp. Dom und Baum haben sich ritterlich gewehrt gegen das verschlingende Ungeheuer Zeit; auch sie werden erliegen; ob tausend Jahre, ob einen Tag, die Länge ist, mit dem Maßstabe der Ewigkeit gemessen, gleich gering. Dom und Baum stimmten mich sehr nachdenklich; aber wie bald war diese Stimmung durch die Gegenwart verscheucht. Kaum nämlich waren wir aus den Thoren Freisings, als ich von meinem Herrschersitze aus in der Entfernung von drei Stunden München und in der von fünfundzwanzig bis dreißig Stunden die ganze Kette der Salzburger und Tyroler Alpen gewahrte, die im lichten Blau mit scharfen Conturen vor mir lagen, wenig ferner scheinbar als der Zobten dem Besucher der Taschenbastion. Es waren die ersten Alpen, und ihre Masse erschreckte mich freudig. Aber noch ganz andere Gefühle hatte der junge Tyroler, der, hinten auf dem Gepäck sitzend und mit den Ellenbogen auf die Wagendecke gestützt, seine Berge wiedersah, zu denen er mit gefüllter, um den Leib geschlungener Geldkatze heimkehrte. Er begrüßte sie mit freudigem, jauchzendem Jodeln und hielt damit in den verschiedensten Weisen wohl über eine Stunde an. Ich hatte das Jodeln für Spielerei mit der Stimme gehalten und fand, sei es nun, daß des Tyrolers und meine poetische Stimmung dazu kam, tiefes Gefühl darin; aber ich hatte die Tyroler Alpen vor mir! Am überraschendsten waren die lang gehaltenen Gänge, bei denen man jeden Moment die Cadenz er-

wartete, wenn sich statt dieser die Stimme erst recht zu einer schwindelnden Höhe erhob. Der Kutscher meinte: „A rechter Schlankl!“ Um sechs Uhr in München.“

5. September 1834.

„ . . . . . . Zur Glyptothek. Ein Prachtbau mit vier Flügeln; Hauptfaçade gegen 250 Fuß, in der Mitte ein Peristyl von zweiundzwanzig jonischen Säulen. Im Innern zwölf hohe Säle, ägyptischer, Apollo-, Niobiden-, Römersaal u. s. w. Der Fußboden durchweg herrlichster geschliffener Marmor, mosaikartig und in jedem Saale wechselnd. Die Wände verschiedenartige Marmorarten in Stuck nachgebildet. Die Wölbung bis zu dem von oben einfallenden Lichte Stukkatur in goldenem Felde, mit Ausnahme des Götter- und trojanischen Saales, welche lediglich den an diesen Wölbungen befindlichen al Fresco-Gemälden gewidmet sind. Im letzteren entzückt die Stürmung der Priams-Burg. In der Mitte dieses Prachtstückes Hekuba sitzend, vor Ueberfülle des Schmerzes theilnahmlos vor sich hinstarrend, links und rechts suchen zwei Töchter, sich an sie schmiegend, Schutz; die zur Rechten ergreift Ulyß, zu dem sie flehend aufsieht; die zur Linken sieht, starr vor Schreck, wie Neoptolem, die linke Hauptfigur des Gemäldes, im Begriff ist ein Kind, das er bei den Haaren und Füßen hält, gegen die Wand zu schleudern. Rechts im Vordergrund liegt der edle Priam, das Schwert in der Hand, im ohnmächtigen Kampf mit Neoptolem gefallen. Auf der Zinne der Burg die Seherin Kassandra mit fliegendem Haar; einzig schöner Kopf! Menelaus greift nach ihr, ohne daß sie darauf zu achten scheint. Dies Alles von den überall hereinschlagenden Flammen Trojas erleuchtet, und im rechten Hintergrunde Aeneas mit seiner Familie fliehend. Hätte ich Euch nur bei diesem, nur bei diesem Fresko-Gemälde haben können; es ist zu schön . . . . . .“

Simon hatte ursprünglich durch Tyrol nach der Schweiz gewollt. „Ich gehe über das Stilfser-Joch durch Graubündten, über den Rhein zum Wallenstätter-, Vierwaldstädter-, Zuger-, Zürcher-See, nach Zürich. Dies Alles will ich sehr gründlich genießen; denn dieses herrliche hundert Meilen von der Heimath gelegene Stück Erde sehe ich doch nicht wieder.“

In München fand er jedoch einen lieben Gefährten. Beide gaben einen Theil ihrer Reisepläne auf und gingen über Salzburg nach Oberitalien.

8. September.

„In Frabertsheim übernachtet. Anderen Morgens wird ein Einspänner genommen. Wirth: „Verzehren Sie den Kutscher, so geben Sie vier Gulden; verzehrt sich der Kutscher selbst, fünf Gulden.“ „Nun so mag er sich lieber selbst verzehren!“ Ich setze mich wieder auf den Bock. Die Alpen treten immer näher und näher, der Anblick immer erhebender. Des Morgens, gegen eilf Uhr erblicke ich die ersten Schneeberge. Denkt Euch weiße, phantastisch aufgethürmte Wolken, die am Horizont aufliegen, von der Sonne beglänzt, und Ihr habt ein schwaches, sehr schwaches Bild davon. Zu Mittag in Waging. Mein Gefährte und ich schieben das Mittagbrod hinaus, um den Waginger See vorher zu besuchen. Während Jener eine Ansicht in sein Skizzenbuch aufnimmt, besteige ich bei der Fähre einen Kahn, rudere mich hinaus bis fast in die Mitte und springe im Angesicht der Alpen zum erstenmale in ein Wasser, gegen dessen Farbe das Smaragdgrün zurücksteht, das prachtvollste Grasgrün mit dem Glanze des Smaragds. Ich schwamm seligen Entzückens voll etwa zwanzigmal um den Kahn herum, das erste Mal in meinem Leben über einer Tiefe von sechszehn bis achtzehn Klaftern, stieg dann ein und ruderte mich zurück. Der Fahrjunge wollte zuerst nichts nehmen, dann auf das Sechskreuzerstück, „was viel zu viel“, herausgeben, und auf mein Zureden reichte er mir die Hand mit herzlichem Danke. Ich freue mich schon auf Wiederholung solch eines Seebades; eine Seligkeit, über welche Nichts geht.

„Die letzte Stunde nach Salzburg gingen wir, um den Sonnenuntergang besser zu genießen. Von drei Seiten waren wir von Bergen umgeben, auf der vierten ging die Sonne unter, der Mond stand bereits am Himmel; immer mehr verschwanden die Umrisse der Berge und in Betreff derjenigen, welche sich hinter den uns zunächst liegenden in immer weiterer Entfernung aufthürmten, wurde man zweifelhaft, wo das Reich der Lüfte begann, das der Gnomen sich verlor. Der Anblick war träumerisch schön.

„Und immer näher kamen wir Salzburg, immer höher stieg der Mond. Er hüllte sich in eine Fülle des Glanzes, wie ich denselben nie früher um diese schwermüthige Kugel hatte lagern sehen; er bestrahlte die herrliche, stille abgeschiedene Landschaft mit einem Lichte, das sich zu dem des Tages verhielt, wie das Leben eines Engels zu dem eines Sterblichen, leidenschaftlos, — freundlich — beständig — geheimnißvoll — ohne Schwanken.“

17. September.

„Wir fuhren, wie immer bei dem köstlichsten Wetter, von St. Johann ab und gelangten bei Lend nach einigen Stunden an die Gastuna, das Gasteiner Thal, welches in einer Länge von etwa sechs Meilen von der Ache durchströmt wird, die, bei Lend in die Salzach fallend, einen köstlichen Wasserfall bildet. Die Ache stürzt von ungeheuren Bergen in drei Windungen wohl hundert Fuß mit reichem Wasser herab, und nach etwa weiteren hundert Schritten geht das noch in Schaum aufgelöste Wasser über ein mindestens zwanzig Fuß hohes Wehr. Durch die am Falle belegene Schmiede gelangt man auf einen langen und hohen Steg, der zwischen Fall und Wehr über das Wasser führt; der Bau desselben ist nicht sehr raffinirt, zwei lange schwankende Bretter, weiterhin nur eins, liegen auf schwachen Stützen. Um dem Falle näher zu sein, ging ich auf den zu diesem Zwecke hingelegten Steg. In dem Momente, als ich den Fuß auf das einzelne Brett gesetzt, wird dem schon betäubten Ohre und Auge zugeflüstert: „Wenn Du nun zurückgehen willst, siehst Du in das ebenso brausende Wehr!" Da erfaßte mich auf dem vom Wasserstaube schlüpfrigen Brette ein solcher Schwindel, daß ich, die Augen zumachend, mich auf dasselbe hinsetzte. Eine sehr liebenswürdige Situation, die ich empfehlen kann. Mein Gefährte bewunderte meinen Muth, denn natürlich that ich beim Zurückkommen, als hätte ich mir einen zarten Scherz erlaubt."

Dieser Briefstelle ist in dem Reisetagebuche folgende Bemerkung hinzugefügt:

„Die hier erwähnte Situation, welche in diesen nach Hause gerichteten Briefen, zur Vermeidung gerechter Vorwürfe und der Besorgniß für künftige Fälle, nur mit einigen leichten, scherzenden Worten dargestellt, ist in Wahrheit eine der schrecklichsten meines Lebens gewesen und verdient daher zur besseren Erinnerung einer ausführlichen Erwähnung.

„Jener Wasserfall der Ache bietet nämlich in der That schon hinter der erwähnten Schmiede ein wahrhaft schreckliches Schauspiel. Diese Wassermassen stürzen sich mit einer Wuth in die Tiefe, die etwas Teuflisches bezeichnet, was auf allgemeine Vernichtung sinnt: „es toset und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich menget, bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt." Das enge Felsenthal ist förmlich verdüstert durch den Staubregen, und selbst bei der Schmiede wird man von demselben durchnäßt. Dabei ein die Erde erschütterndes, ohrbetäubendes

Donnern, so daß schon wenige Schritte hinter dem Gebäude der leidenschaftlichste Schrei ungehört bei dem Ohre des Nebenstehenden vorübergleiten würde. . . . . . Am Stege blieben wir stehen, aber noch sahen wir nicht das erhabene Schauspiel in seiner vollen Pracht, da der Fall in mehreren Stürzen niederdonnert, und die oberen auf diesem Standpunkte dem Auge durch die Windung des Thales entzogen waren. Am Ende des Steges mußte man auch diese sehen können. Aber dieser, zum besseren Widerstande gegen die Fluthen, schräg über den Bach gelegte Weg erschien nicht einladend. Auf je zwei schwachen Pfählen, oben durch einen Querpfahl verbunden, die von der Gewalt des Elementes merklich hin und her gerüttelt wurden, waren, etwa zehn Fuß hoch über dem Wasserspiegel, zwei schmale, vom Wasserdunste schlüpfrige Bretter gelegt; am Schlusse aber hatte wohl das Wasser eins derselben weggeführt, wenigstens lag auf den letzten Pfählen nur noch ein etwa fußbreites Brett.

„Der Wunsch, ein solches Schauspiel ganz zu genießen, das Bewußtsein, vom Schwindel frei zu sein, und endlich doch wohl auch jener prickelnde Reiz, den die Gefahr hat und das Kokettiren mit derselben — ließen mich meinen Gefährten durch Zeichen auffordern, zu jenem besseren Standpunkte vorzudringen. Er schüttelte mit dem Kopfe und wies mit der Hand das Vorhaben, gleichsam unwillig, von sich weg. Letzteres gab vielleicht noch bei mir den Ausschlag, wenn mir dabei auch dieser Anflug des Widerspruchsgeistes nicht gerade zum deutlichen Bewußtsein gekommen sein mochte, — kurz, ich schritt sofort, die Augen fest auf die Bretter gerichtet, auf den schwankenden, schlüpfrigen Steg. Langsam vorwärtsdringend kam ich bis an das einzelne Brett und wollte nun wohl eigentlich stehen bleiben, da flüsterte aber der Teufel, der in uns wohnt: „Dein zuschauender Begleiter hält es gewiß für Renomisterei, daß Du überhaupt dies unternommen, und nun willst Du gar auf halbem Wege stehen bleiben?!“ Ich schritt vorwärts und kam bis zum gänzlichen Ende des Steges. Bis auf fünfzig Schritt hatte ich mich nun dem Falle genähert, war bereits gänzlich durchnäßt und fühlte mich nicht nur durch den ungeheuren Druck der Luft beklemmt, sondern es begann sich auch, schon ehe ich noch die Augen aufschlug, die bis dahin fest auf das Brett gerichtet waren, eine leise Anwandlung von Schwindel bei mir durch die Vorstellung einzuschleichen, daß, wenn ich nun zurückgehen wolle, ich eben auch in das brausende Wehr zu sehen hätte. Mit Gewalt diese

Schwäche beseitigend hebe ich nun die Augen zu dem ungeheuren Schauspiel in die Höhe, und schaudernd sehe ich die immense Wassermasse, — als wollte sie mich, unmittelbar über mich wegstürzend, im Nu vernichten.

„Da ergriff mich ein solcher Schwindel, daß Brett und Wasserfall um mich her im wahnsinnigen Kreise tanzten, und ich sehr deutlich vorausfühlte, wie im nächsten Augenblicke schon mein Körper von der wüthenden, heißhungrigen Ache an den Felsen zerschmettert werden würde. Unwillkürlich und halb gezogen und halb hingesunken, kam ich mit geschlossenen Augen auf das schütternde Brett zu sitzen. In dieser Lage, in der mich das grause Bewußtsein erfaßte, daß von außenher menschliche Hülfe nicht möglich, lernte ich die Macht des Gedankens kennen und wie erhaben diese sei über jeden Sinneseindruck. Ich suchte nämlich in jenem halbohnmächtigen Zustande nach einer inneren Erkräftigung und fand diese in dem Gedanken an die fernen Lieben, an die Zerstörung ihres Glückes durch diesen frevelhaften und feigen Tod. Kaum durchblitzt hiervon, stand ich auch schon, zwar noch immer mit geschlossenen Augen, auf den Füßen; dann aber, als ich mir immer mehr meiner Kraft bewußt wurde, blickte ich zuversichtlich in die tosenden Wassermassen und kehrte dann ruhigen, sicheren Schrittes zu dem Freunde zurück.

„Dieser konnte sich, als wir wieder auf der Landstraße waren, nicht enthalten, mir wegen des — wie er sich ausdrückte — grausenhaften Uebermuthes, den er in meinem Niederlassen auf das Brett fand, heftige Vorwürfe zu machen, neckte mich aber zugleich damit, daß ich doch todtenbleich gewesen, als ich zurückgekehrt.

„Ich ließ Alles über mich ergehen, denn ich war nicht in der Stimmung, ihm mitzutheilen', wie nahe mich die Fittige des Todes umrauscht, und daß ich diesem mit dem Körper eigentlich schon verfallen gewesen."

Inspruck, Sonntag 21. September.

„Nach mehrtägigen Entbehrungen in physischer Beziehung ist es eine wahre Wonne, in der goldenen Sonne in einem vorzüglich schön dekorirten Zimmer, am Mahagonytisch bei einem trefflichen Kaffee nach wohldurchschlafener Nacht auf weichem Sopha der vergangenen Leiden zu denken, die in Gestalt von alpdrückenden Betten, Gemsenfleisch von dem Bock, den Noah in die Arche gesperrt, in Brühe schwimmenden Brocken und anderen ungenießbaren Deli-

katessen uns in den letzten Tagen verfolgten. Zum Glück dazwischen Forellen als Schicksalsversöhnerinnen. Uebrigens sollte man sich dergleichen Leiden öfters aufladen.

Wir stiegen, nachdem wir in Gertos übernachtet, in Begleitung zweier junger prächtiger Burschen, in's Zillerthal weiter hinein. Je weiter man kommt, je schöner das Thal; und ein Menschenschlag! Ich sage Euch: in Wirklichkeit haben wir nicht eine unvortheilhafte Gesichtsbildung gesehen, dagegen viele bildhübsche Mädchen und Bursche; eine gebogene, fein endende Nase scheint Erbgut dieses Thals zu sein; nur sollte bei den Mädchen die Taille nicht unmittelbar unter den Ohren anfangen! Die Tracht der Burschen ist verschieden, je nachdem sie von den Bergen oder aus dem Thale sind. Die Beinkleider der Ersteren gehen bloß bis an's Knie und lassen dies blos, bunt gewirkte Strümpfe kommen entgegen; so gehen sie auch im Winter. Kurz vor Zell war eine Wiese mit Stiefmütterchen der verschiedensten Farbenspiele bedeckt; ich pflückte zum Andenken an das köstliche Thal einige und sende sie Euch. Es fängt hier schon ein wenig der Süden an, die Trauben lachen in Fülle uns entgegen; der Seidel Tyroler Wein für ein paar Kreuzer; sehr bedeutender, fast ausschließlicher Anbau des türkischen Korns, hübsche Decoration der Häuser mit den gewonnenen, zu trocknenden Früchten desselben. Unaussprechliches Vergnügen erregte mir der hier überall und schon im Pinzgau übliche Gruß: „Zeit lassen!" Die Antwort ist: „'s g'schieht schon." Es ist wahrhaft unbegreiflich, daß dieser Gruß nicht in ganz Deutschland gäng und gebe geworden. — — Das Innthal, in welches das Zillerthal mündet, ist fast noch schöner; breit von sehr bedeutenden Bergen umschlossen, der ungestüme Strom, die auffallendste Fruchtbarkeit, der Vordergrund durch malerische, laubholzbewachsene Vorberge decorirt, allerliebste Ortschaften! Kirschbäume von riesigem Wuchse. Spät gegen eilf Uhr, bei Sternenglanz und milden, linden, aus Italien kommenden Lüften gelangten wir hierher.

„Dieser herrlichen Natur mischte sich von Zeit zu Zeit ein höchst widerwärtiges Bild bei. Hinlänglich war ich zwar in Baiern, Salzburg und Tyrol die schlechten Christusbilder am Wege gewohnt worden, aber so verzerrte Fratzen, wie sie hier den hölzernen Christusfiguren am Kreuze gegeben waren, hatte ich noch nicht gesehen. Körper, an denen die Rippen zu zählen, von den Dornenhieben zerfleischt und mit Blut bedeckt. Eine andere Darstellung jenes göttlichen und menschlichen Völkerlehrers, Völkererziehers

scheint den Leuten nicht möglich. Aber es liegt dieser Darstellung eine tiefe politische Wahrheit zu Grunde. Die Völkerlehrer haben immer ihre Lehre mit ihrem Blute besiegeln müssen.

„Im Uebrigen ist sicherlich der Einfluß dieser Bilder nicht gering; man denke sich nur diese kernigen, kräftigen Naturen, deren Phantasie von Jugend auf mit der blutigen Gestalt des Erlösers gefüllt wird; wie unbedeutend muß diesen verhältnißmäßig ein blutender Mensch erscheinen! Sie haben dies im Insurrektionskriege gezeigt. Die Franzosen erschossen sich eher, als daß sie sich gefangen nehmen ließen; Aufschlitzen der Leiber, Aufhängen bei den Beinen war an der Tagesordnung, und die Feder sträubt sich alle die Abscheulichkeiten niederzuschreiben, die nach dem Berichte eines Augenzeugen an den gefangenen Franzosen, selbst von Weibern, verübt worden."

24. September.

„Von dem Reichthum der Vegetation, welchen das Etschthal von Botzen bis Meran aufweist, giebt uns Nordländern mitunter die Traumwelt ein Bild, die Wirklichkeit hatte mir noch nichts Aehnliches geboten. Das gesammte Thal, viele Stunden lang und fast eine Stunde hoch die Berge hinan mit Wein bedeckt, nicht aber in der unmalerischen Weise, wie es am Rhein sein soll, wo er an Stöcken gezogen wird, sondern der Boden ist in der Ebene, wie an den Bergen, überall mit Laubgewölben überzogen, die sieben bis acht Fuß parallel mit dem Erdboden hinlaufen. Unter diesen Weindächern geht man halbe Stunden lang, und wenn man sich nicht bald beim Eintritt satt äße in diesen bläulich und grünlich bedufteten Beeren, so würde man nimmermehr ein solches Defilé passiren, da die just mundrecht hangenden Trauben enormer Größe zu verführerisch locken. Die Stützen jener Gewölbe sind zum Theil von Epheu umwunden, der hier verschwenderisch und baumartig wächst; viele hohe Baumstämme bis in die Krone hinein und die meisten alten Mauern sind gänzlich mit demselben überzogen, und wenn er bei letzteren die Höhe erreicht hat, wächst er, wie wir dies bei der Burg Tyrol sahen, unter dem weit überhangenden Dache buschweise fort. Letztgedachter Epheu hatte einen Stamm von — ausgemessen — drei bis vier Zoll Durchmesser. Auf dem Wege zu letzterer Burg fanden wir einen Kastanienbaum, der an den zu Catania erinnerte. Diese Ueppigkeit der Vegetation machte mir selbst die bei uns heimischen Bäume, wie den hier viel an den Landstraßen gezogenen Maulbeer-

baum, unkenntlich; wir fanden eine gewöhnliche Bachweide mit fast doppelt so großen Blättern als bei uns und einen Nußbaum mit wahren Riesenblättern. An steil hinaufgehenden Felsenwegen wachsen Feigenbäume wild aus den Felsen. Eine Ruine, in der sich ein Winzer in einem traulichen Winkel angebaut, war mit Epheu überdeckt, der sich durch die Fensterbogen gezogen. Durch diese hindurch der dunkle Himmel und himmelhohe Felswände. Aus den Steinhaufen huschen Lacerten hin und her.....

„Wie oft bedauerte ich, wenn ich diese herrliche Vegetation, diese wechselnden Steinformen, die Flora der Alpenwelt sah, so gar nicht Botaniker oder Mineralog zu sein. Doch es war vielleicht so besser, — man bleibt mehr Mensch. Jene sehen nichts als Pflanzen und Steine, aber den Wald vor Bäumen nicht; der Genuß der Natur en gros, die Menschenwelt um sie her, geht für sie gar zu häufig verloren und —

„Statt dich, Natur! ins Herz zu fassen
Anbetungsvoll und warm,
Theilen sie dein Reich in Klassen
Schulgerecht, daß Gott erbarm'!"

.....Mehr noch fast als die historischen Erinnerungen, welche sich an die Burg Tyrol knüpfen, wo die alten Dynasten von Tyrol residirten (Margaretha Maultasche, die spätere Hälfte eines brandenburgischen Georg's), mehr noch als die wunderbar schöne Aussicht auf das herrliche Thal beim Scheiden der Sonne, erfreute uns das Zusammentreffen mit dem Landesvertheidigungs-Offizier-Schloßhauptmann des Stammschlosses Tyrol (laut der uns vorgezeigten Bestallung) Johann Hofer, weitläufigem Verwandten Andreas Hofers und ehemaligem Hauptmann unter ihm. Er theilt viel mit aus jener Zeit, leider nur zum Theil wegen der Tyroler Mundart uns verständlich, und bringt namentlich viel eigenhändige schriftliche Befehle Hofers zum Vorschein. Am interessantesten war das Schreiben, durch welches er zum Losbrechen aufforderte und — nachdem dies schon mündlich verabredet — die Offiziere (laut früherer Bevollmächtigung aus Wien) ernennt. Ich inserire es, bis auf den Buchstaben genau:

„indem ich nit Iberall thoe sein, so werden folgente offezier Ehr nennt zu (von) mir und wan es den leiten nit anstendig ist, so werden sie Ihnen wohl selbst Ihre Ehr vöhlen, mit comändönt ist

Johon Schöll Gärbermeister in der Vieß" (Vetter Hofers, im Passeyer Thal wohnhaft, bereits gestorben).

„Schizen Haupleit werden zu mir 2 forgeschlagen Johan Hofer cassirr" (war Steuereinnehmer im Passeyer Thal, jetziger erwähnter Schloßhauptmann) „und Andere Piehler, schitzmeister" (Chef der jährlich stattfindenden Scheibenschießen), „waß die andere offezier sein solle man söhne guete bethraute und hertzhoffte leit zu nennen, als Feld-Paster ist der Thit. p. Hofer Ehr nent. Prauchttens noch mehr, so wirth man Es wohl söhen, soehet van die leit komen, das die Kopporal-schafften daß Ihrige und theilt auseinander, was Pulfer und Plei ist, damit nit alles auf die löst bleibt zum abmarschiren und man muß auch soehen, den Benachbarten gögenten ätbas for zu ströcken, wann sie sollen noth leiden, sonst thun mir nit Prieberlich leben und könen uns auch nit helfen; wan der anwald sein Meinung saget, ob er glaubet, Ein Pack Roß mit zu nemen oder nit.

D. 10. Diß (April) 1809.

Andere Hofer Ehrnanter
Comändänt."

„Vergeßt nicht, wenn Ihr dies leset, daß Hofer mehrere Monate lang als Kommandant von Tyrol in Inspruck residirt hat, Münzen schlagen ließ und über die Hülfsquellen des ganzen Landes verfügte . . . . . .

„Für den 25. September war ein Ritt in's Passeyer Thal aufgespart nach St. Leonhardt, dem Dorfe, bei welchem der Sandwirth seine Gastwirthschaft „zum Sande" hatte. Wir akkordirten zwei Pferde und erschraken sehr, als uns zwei wahre Rozinanten vorgeführt wurden, von denen aber der Braune, welchen ich bestieg, dem Schecken, welcher dem guten M. zu Theil wurde, an Schönheit weit überlegen war. Was that's; gehen konnte man die zehn Stunden (hin und zurück) nicht gut, fahren war unmöglich, ergo! Vor der Stadt wurde aufgesessen; uns auf diesem Wege zu sehen, wäre ein götterwürdiges Schauspiel gewesen. Mein Gefährte voran, die hellen Tuchbeinkleider ohne Riemen bis über die Knie hinaufgerutscht, den Rock ausgezogen, zusammengelegt und unterm linken Arm, die Schecke, eine kleine muntere Greisin, mitunter von selbst schäkernd in einen kurzen Trab fallend. Ich auf dem großen Braunen hinterdrein, die Karbatsche im Handgelenk hängend, Halsbinde herunter, Mantel hinten aufgeschnallt, die Zügel über den Hals gehängt und in die Brieftasche notirend. Jeder von uns war des Andern würdig. Wir ritten einen wahr-

haft teuflischen Weg, längs der Passeyer das Thal hinauf, mindestens zur Hälfte im Trabe. Bald zuerst kam eine mehrere Minuten lange Stelle am hohen abschüssigen Ufer des Baches, keine drei Fuß breit, die noch in der Erinnerung unangenehm ist; dergleichen wiederholte sich und stumpfte daher den Sinn für die Gefahr bei jedem Fehltritt des Thieres. Das meinige machte mir auf dem Rückwege, wo es bereits ermüdet, wiederholt die Freude, bei jedem gefährlichen Punkte zu stolpern. Nicht nur die begegnenden Bauern, auch die Kühe blieben, diese Kavalkade anstaunend, stehen. . . . . .

„Nach zwölf Uhr waren wir „am Sande". Das einfache, zweistöckige Bauernhaus, Hofers Eigenthum, liegt eine Viertelstunde vor dem Dorfe St. Leonhardt einsam im Thale, die Passer geht unweit vorüber, und es sind gegen deren wildes Vorbringen zum Hause Vorkehrungen getroffen; ungeheure Berge gestatten keine weite Aussicht. Gegenwärtig steht diesem Wirthshause Hofers Schwiegersohn vor. Wir stiegen daselbst ab, bestellten Essen, und während M. das Haus zeichnete, ging ich ein wenig weiter ins Thal, legte mich an einen Bergabhang und dachte Eurer mit der größten Lebendigkeit.

„Zurückgekommen stand ich noch nicht lange auf dem oberen Balkon des Hauses — alle Bauernhäuser in Tyrol haben diese „Verandas" unter hervorragendem Dache, — als Fräulein Anna von Hofer aus ihrem angrenzenden Zimmer trat. Ich ging sofort auf sie zu und sagte ihr, daß wir hierhergekommen, um Hofers Familie kennen zu lernen. Wir plauderten nun etwa eine halbe Stunde, dann unter Hinzutreten meines Gefährten bis vier Uhr, nur das kurz abgethane Essen unterbrach. Hofers wurden 1818 geadelt; eine Tochter ist an den Wirth, einen schönen großen Mann, verheirathet, eine zweite, kranke, in St. Leonhardt an den dortigen Meßner, eine dritte ebendaselbst verheirathete ist gestorben. Anna, noch unverheirathet, ist auf Kosten des Kaisers in Wien in einem Kloster erzogen; der einzige Sohn, Vater von vier Söhnen, bekam vom Kaiser ein Gut, welches er nicht gut bewirthschaftet, und da er sich auf demselben nicht halten konnte, hat ihm der Kaiser seit einigen Jahren bei Wien einen einträglichen Tabak-Verlag gegeben. Die Frau Hofers, eine würdige, noch gut aussehende Bauernfrau, die Tabak rauchte, drückt sehr freundlich die Hände. Sie hat viel erfahren, viel mitgemacht. Sie wurde mit Hofer und dem Sohne in einer Sennhütte, eine halbe Stunde aufwärts im Thale — wir kamen bei der Schlucht vorbei, in der es hinaufgeht — im Winter

1810, durch die Verrätherei eines Gevatters, von den Franzosen eines Sonntags Morgen gefunden und nach Botzen transportirt, dort aber mit dem Sohne freigelassen.

„Doch zur Tochter zurück. Denkt Euch dem Aeußeren nach ein wahres Heldenmädchen; hohe, stattliche Gestalt, schöner Kopf, besonders schön geschnittene sehr große Augen von schwärmerischem, eigentlich schwermüthigem Ausdruck; ich konnte mich an ihnen nicht satt sehen; sehr feine gebogene Nase, schöner Mund, blendend weiße Zähne. Sie ist städtisch, aber einfach gekleidet. Es ist unbegreiflich, daß die Erziehung solch einen Einfluß auf die Physionomieen üben kann; denn von bäurischen Gesichtszügen keine Spur, ein solcher Ausdruck im Auge ist noch bei keinem Bauermädchen gefunden worden. Sie sprach sehr viel, aber sehr gut. Sie wurde mehrere Male gerührt; ich immer mit. Hormayrs Geschichte tadelt sie sehr, da er ihren Vater, um sich voranzustellen, in den Hintergrund bringt. Ihre Urtheile über damalige Zeit, über ihren Vater so reif, so gediegen und doch so töchterlich! Wir waren Beide entzückt von Hofers Tochter. Sie lebt in Wien bei einer Hofräthin — der Name ist mir entfallen — und ist erst seit wenigen Wochen zur Pflege der nach dem Wochenbett kranken Schwester hier. Der Kaiser will ihr sehr wohl.

„Bis 1818 hat die Familie im Elend gelebt, da Hofer das Seinige zum allgemeinen Besten aufgewendet. Sie zeigt uns Hofers Paradeanzug, Stück für Stück, sein Gürtel für Zwei; seine erhaltenen Medaillen, mehrere Bilder, viele eigenhändige Briefschaften, namentlich den zwei Stunden vor dem Tode an einen Freund geschriebenen Brief.

„Auf meine Bitte drückt mir Anna ihr Wappen ab. Sie leidet an der Brust und hat, wie sie sagt, längere Zeit Blut ausgeworfen. Man sieht ihr jedoch Nichts davon an, obgleich die Art ihres öfteren Erröthens darauf deutet. Bei ihrer jugendlichen Erscheinung überrascht es, daß sie nicht jünger sein kann als achtundzwanzig Jahre, da sie sich erinnern will, den Vater an seinem sehr starken Barte gezupft zu haben. — Wir schreiben uns in ein von ihr jetzt erst eingerichtetes Fremdenbuch, in welchem bereits der „Feldobrist Hauptmann am Rhein von Hallberg“ steht (meine Euch erwähnte angenehme Bekanntschaft aus München), von dem sie uns einen schönen Brief zeigt, und der sich in seinen Aufsätzen „Eremit von Gauting“ nennt, wodurch er mir nun auch von dieser Seite bekannt geworden.

„Der erwähnte Brief Hofers ist leider, leider nur zu einzelnen Stellen von mir kopirt worden, namentlich der Schluß:

„A de mein schnede welt, so leicht komt mir das sterben vor, das mir nit die Augen nass werden. Geschrieben um 5 in der Frue und um 9 ur Reiß ich mit der Hilfe aller heiligen zu Gott.

mandua d. 20. Februari 1810

dein in leben geliebter andere Hofer
zu (vom) sant (Sand) in Passeyr.
im namen des herrn will ich auch
die Reiße forneme mit Gott."

Im Kontext lautet eine Stelle:

„auch alle hier noch lebente guete Freint sollen für mich bitten und mir aus die heizen Flamen helfen wan ich noch in Fegfeir Pieschen muß."

„Hoch interessant war mir in Inspruck in der Franziskanerkirche die vortreffliche Statue Andreas Hofers von Schaller in Wien gewesen, mit Fahne und Stutzen, den Blick zum Himmel; Nichts von Ideal, sondern der treu wiedergegebene tyroler Bauer mit gewirkten Strümpfen und Hosenträgern, den ledernen Gurt nicht vergessen. Erst am 12. Mai dieses Jahres (1834) hatte in Anwesenheit der versammelten tyrolischen Stände, der Civil- und Militair-Autoritäten der Stadt, der drei Schwiegersöhne des Verewigten und seines nahen Verwandten und Kampfgenossen, Johann Hofers, Schloßhauptmanns von Tyrol, die feierliche Enthüllung dieses Denkmals stattgefunden.

„Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß wenn nicht einige wackere Offiziere den Muth gehabt, ohne Befehl auf eigene Hand zu handeln, die Gebeine des Helden noch in Mantua, dem Orte seines Märtyrerthums, modern dürften. Als nämlich das tyrolische Jägerbataillon Befehl erhielt, nach Neapel zu marschiren, benutzten die Offiziere die Gelegenheit, bei ihren Oberen anzufragen, ob man nicht die irdischen Ueberreste Hofers ausgraben und nach Inspruck senden solle. Darauf ward ihnen der österreichische Bescheid: „es sei die Zeit dazu noch nicht gekommen." Wahrscheinlich auch wäre die Zeit dazu nie gekommen, (denn Oesterreich liebt dergleichen Erinnerungen an die Volkskraft nicht), wenn sich nicht dieselben Offiziere, auf ihrem Rückmarsche aus Italien 1823 bei dem Durchzuge durch Mantua heimlich verabredet, den Schatz Tyrols um jeden Preis zu heben. Man verhandelte daher zunächst mit dem Priester, in dessen Garten (der Citadelle) die Reste des

Helden vergraben lagen, allein dieser wollte ohne die hohe Obrigkeit Nichts unternehmen, und es wurde nunmehr der Raub der theuren Leiche beschlossen. Das Unternehmen gelang vollkommen; die Identität der Ueberreste wurde durch die Knochenverletzungen festgestellt, welche durch die zwischen Lippe, Kinn und Augenbrauen in Kreuzesform eingedrungenen Kugeln (bei Hofer wie symbolisch schön!) entstanden waren. Sie wurden nun über Botzen, Mittewald, Sterzingermoor, den Brenner und Isel, also über die Schauplätze der Hofer'schen Thaten, nach Inspruck geführt, und hier ward angezeigt, daß man im Besitze der Leiche des tyroler Tells sei.

„Diese Nachricht war kaum nach München gelangt, als ein lebhafter Kourierwechsel zwischen den beiden Höfen bemerkt wurde; allein ungeachtet der Einsprüche Bayerns gegen Rehabilitirung des Rebellen, mußte man nun doch den Anstand beobachten und Europa nicht über Bayern aus den Augen setzen. Daher wurde die Leiche im Neustädter Serviten feierlich beigesetzt: — aber gegen die edlen Todtenräuber ward ein Prozeß eingeleitet, und sie hatten es nur der Geschicklichkeit des Auditeurs und manchen Familienrücksichten zu danken, daß sie mit einem Verweise davon kamen. Die tyrolischen Stände aber wußten das Geschehene besser zu würdigen. Sie erließen ein Dankschreiben an den Kaiser, worin sie sagen: „Durch Ew. Kaiserlichen Majestät Befehl rücksichtlich der für Hofer angeordneten Todtenfeier fühlt sich die ganze Nation hochgeehrt und emporgehoben!“ — Worte, die in der Wiener Kanzlei Bauchgrimmen erregt haben sollen.“

Soweit Simons Briefe über die Hofer'sche Familie. Wir setzen aber schließlich noch eine spätere bezügliche Notiz hierher, die er in sein erwähntes Reisetagebuch geschrieben:

„Der Bote von Tyrol meldet aus Passeyer vom Dezember 1836: „Am 6. d. M., um acht Uhr Vormittags, starb Anna Ladurner, die Wittwe des in unserer vaterländischen Geschichte so berühmten Andreas Hofer, in einem Alter von zweiundsiebenzig Jahren. Seit der Zeit der verhängnißvollen Katastrophe des Jahres 1809 lebte Hofers Wittwe, unbekümmert um die Außenwelt, in stiller Zurückgezogenheit auf ihrem Landgute „am Sand“ und fand in der kindlichen Liebe und Sorgfalt der geliebten Töchter Linderung ihrer tiefgefühlten Leiden. Doch selbst der Genuß dieser häuslichen Freu-

den war ihr am späten Abende ihres Lebens nicht mehr vergönnt; drei ihrer verehelichten Töchter starben in dem kurzen Zwischenraum von noch nicht drei Jahren in dem kraftvollsten Alter, und wenige Tage sind es, daß sie durch den Tod ihrer einzigen noch unverehelichten Tochter jeder Stütze beraubt wurde. Dieser Verlust brach der tiefbedrängten, verlassenen Mutter das Herz, und sie fand jenseits die Ruhe, die ihr hienieden nicht gegeben war."

VI.

Heinrich Simon als Assessor. Literarische Thätigkeit, das „Fünfmännerwerk". „Die Verfassung und Verwaltung des preußischen Staates" (von Simon und von Rönne). Das preußische Staatsrecht.

Im Herbst 1834 kehrte Simon von seiner Reise zurück, wurde beim Kammergericht zu Berlin als Assessor angestellt und ging einige Monate darauf als Hülfsarbeiter an das Oberlandesgericht zu Magdeburg. An den dortigen Aufenthalt dachte er gern zurück. Der Alp der Glogauer Verhältnisse und deren Veranlassung lag weit hinter ihm, die Miseren der Referendariats-Zeit waren vorüber. Seine Stellung beim Gericht, zu alten und jungen Collegen, unter denen interessante und liebenswürdige Persönlichkeiten, war die angenehmste, und an den geselligen Beziehungen, die sich vielfach boten, fand er Gefallen. Er war damals gerade wegen der Entfernung von den Seinigen um so zugänglicher für sonstigen Umgang und wurde durch Beides vor Einseitigkeit bewahrt. Freilich hieß es hier und da in seinen Briefen: „Wenn Ihr mir den Heinz, den prächtigen Kerl" (der kleine Sohn des Bruders), „eine halbe Stunde in meine Stube schafft, gebe ich gleich zwei Thaler in die Armenkasse;" oder: „Emmi! Kleine! wer jagt Dich denn jetzt, wo Onkel Heinah nicht da, in der Stube herum und läßt Dich springen?" Zugleich aber heißt es: „In letzter Zeit bin ich wieder manch liebes Mal in Gesellschaft gewesen und habe mich amüsirt;" oder er hatte angenehme Mittage im Kreise der jüngeren Kollegen: „Rott, der hier

Gastrollen gab, aß bei uns; er ist ein gebildeter und insbesondere höchst unterhaltender Mann, der über das Studium seiner Rollen viel Interessantes mittheilte."

Wenn er mehrfach der förmlich erdrückenden Arbeitslast erwähnt, aus der nach dem gemeinsamen Ausspruch der Räthe des Collegiums gar nicht herauszukommen, so spricht er dagegen mit hoher Genugthuung wiederholt von der trefflichen Besetzung des Gerichts. „Es sind ausgezeichnete Leute darunter, so beispielsweise der treffliche O.-L.-G.-Rath Klee, einer von den tüchtigen Männern der alten Schule, der durch seine Persönlichkeit und durch sein Bedürfen, in einem möglichst großen Kreise zu wirken, dies wirklich erreicht hat. Durch und durch edel und in sich selbstständig. Wohl sechszig Jahr, ist er doch körperlich verhältnißmäßig sehr jung, und geistig ganz unverhältnißmäßig. Vor einem Jahre hat er zum zweiten Male geheirathet und befindet sich vortrefflich dabei. Als neulich in der Session beschlossen wurde, dem abgehenden General v. Jagow (an dessen Stelle der Prinz Karl kommt) eine Deputation des Oberlandesgerichts zuzusenden, und der aristokratische Manteuffel unter allerlei nichtigen Vorwänden bloß mehrere „von" der bevorzugten Kaste zum Mitgehen vorschlug, erklärte ihm Klee laut und direkt: „er finde es unpassend, daß das Kollegium bloß von Edelleuten vertreten werden solle."

Wenn nun Simon, bei Gelegenheit eines Briefes, von seinem alten Lehrer Professor Matthisson aus Brieg sagen konnte: „Das ist eine Perle, die jeden Ort reich macht; mit zwei, drei solchen Menschen will ich in dem erbärmlichsten polnischen Neste leben, da ist an ein geistiges Stagniren, Versumpfen nicht zu denken" ..... so war's wohl sehr natürlich, daß er der verhältnißmäßig günstigen Situation der Gegenwart sich lebendig bewußt war. Allerdings blieben Assessor-Patent, Votum im Gericht und Bezug der üblichen Diäten (von beiläufig 500 Thalern) sehr bescheidene Errungenschaften eines bald dreißigjährigen Mannes, — doch gaben sie immerhin eine unabhängige Stellung, die er durch den Ertrag juristisch-literarischer Arbeiten, wie bisher, materiell beträchtlich zu erweitern wußte.

Diese Doppelbeschäftigung aber theils am Gericht theils durch Privatarbeit hatte etwas unleugbar Aufreibendes, forderte derart seine Kräfte, daß er an eine Aenderung der Verhältnisse ernstlich zu denken begann. Die richterliche Carrière war, bei Ueberfülle junger Kräfte, durchaus aussichtslos; dazu scheute Simon den Druck

materiell beengter Zustände und ging deshalb wiederholt mit dem Entschlusse um, der Themis den Rücken zu kehren und sich der Verwaltung zuzuwenden. Bei den Regierungskollegien, dem Post-, dem Steuerfach boten sich noch Chancen zum „Vorwärtskommen". Und wenn er in solchen Augenblicken wohl aussprach, daß auch seine Befähigung zum Juristen nur eine bedingte, wie er z. B. im Sommer 1835 einem Freunde erwidert: „wie sollte ich wohl zum Juristen besonders taugen! ich habe weit eher gesunden Verstand und Takt, als Scharfsinn, der den Juristen macht!" — oder wenn er ein andermal indignirt ruft: „ich bin nicht Willens, mich für den nothwendigsten Lebensunterhalt zu Schanden zu arbeiten!" so ist ihm doch andererseits „die Spruchsitzung", die allemal Sonnabends fällt, ein schöner Abschluß der Woche, und die „Würde des Rechtsprechens", die Bedeutsamkeit, welche dem Wirken des erkennenden Richters aufgeprägt ist, „erhebt" ihn. Wenn er aus solchen Spruchsitzungen heimkehrt, läßt er „allemal einen Theil der Gründe fahren, die ihn der Jurisprudenz entziehen wollen."

Zeitweise verstrichen die Wochen in einem förmlichen Gejage von Gerichtssitzungen, Relationen, juristischen Kritiken oder Compilationen, oder es reihten sich wohl auch Tage an, die einen förmlichen Gesellschaftssturm brachten, wie dem aber auch war, ob er vor oder nach Mitternacht den Schlaf suchte, er konnte letzteren nicht finden, ohne sich noch ein Stündchen in ein interessantes Buch zu vertiefen. Diese frühe ihm von der Mutter überkommene Gewohnheit ist ihm bis zuletzt geblieben; vielleicht seinen Augen und seinen Nerven zum Nachtheil, die ihm in den letzten Jahren zuweilen zu schaffen machten.

„Die Freuden eines guten Buches," schreibt er von Magdeburg, „kann nur der am Abend genügend schätzen, der den Tag über geistig gearbeitet, producirt ...... solch ein Buch ist ein Freund, der mit all' unseren Launen Nachsicht hat, der uns allmächtig, unserer selbst vergessen, zu sich herüber zieht, das ist Genuß in der Ruhe." Dann empfiehlt er in seinen Briefen diese lieb gewordenen Freunde den Seinigen; freilich nur die leichteren und zugänglicheren, so den Silvio Pellico, Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde (beide Bücher waren damals eben erschienen), so Bulwers damals erscheinenden Pelham, Devereux: „diese Weltkenntniß ist wahrhaft Erstaunen erregend! was läßt sich da lernen!" In seinen Excerpten finden wir dagegen Aussprüche von Bekannten und Freunden schwereren Gewichtes, wie Montaigne, Luther, — die

Poesien des alten Testaments, die Sprüche des Korans — dann wieder Goethe in Sesenheim u. s. w. — das Alles wird genossen. Und die besonderen Zustände, die ihm in seiner Lektüre entgegentreten, führen ihn meist in die brennenden Humanitäts- und politischen Fragen, in die allgemeinen Weltverhältnisse zurück.

„Mein Letztgelesenes," schreibt er im Sommer 1836, „sind die bekannten Memoiren des Hauptmann Rock von Moore, worin die Leiden Irlands historisch dargestellt werden; eine humoristische Art der Geschichtsschreibung, durch und durch mit den brennendsten Sarkasmen gegen die Unterdrücker angefüllt, einzig in ihrer Art und nur von einem Irländer denkbarerweise zu schreiben. Man wird auf eine vortreffliche Weise in die irischen Zustände jeder Art eingeführt und lernt dadurch erst recht die jetzigen Kämpfe verstehen. Es bleibt doch sehr bemerkenswerth, daß selbst dort, wo durch ganze Jahrhunderte den Gemißhandelten auch nicht die mindesten Zugeständnisse gemacht worden, in neuerer Zeit sich dieselben rasch auf einander folgen. Seit der französischen Revolution ist alles Sträuben der Ultras umsonst; die Geschichte hat Jahrhunderte übersprungen, und die Ereignisse wälzen sich jetzt unaufhaltsam fort. Ich finde in dieser Beziehung den Holzschnitt vortrefflich, der über dem Literaturblatte des Morgenblattes steht: die Weltkugel ist im Fortrollen begriffen, der Zeitgeist wendet dazu seine ganze Kraft, von hinten stoßend, an; vorn aber stemmt sich der Ultraismus gegen, aber es hilft ihm nichts. Die Kugel rollt, und wenn er sich gar zu sehr bückt, um seinen Widerstand zu verdoppeln, so rollt wohl bei Gelegenheit der Ball über ihn hin und zerquetscht ihn ein wenig. Das Bild macht jedesmal einen wohlthuenden Eindruck auf mich. Hält man nur diesen Glauben recht fest und stärkt sich darin durch den Gang der neueren Geschichte, so erträgt man ruhig die partiellen Rückschritte einzelner Staaten mit ihren kleinlichen, erbärmlichen Maßregeln, die einer Rache im Kleinen ihren Ursprung verdanken. Maßregeln, wie das neuerliche Verbot der liberalen ausländischen Zeitungen, brechen sich selbst den Stab, denn sie sind lächerlich."

„Während meines Aufenthalts in Magdeburg," erzählte Simon wohl in späteren Jahren, „entschied sich mein Leben, und zwar durch Onkel Heinrich. Es wurde ein Direktor-Posten in der Provinz Sachsen, und zwar in Genthin offen. Nach üblicher Praxis gab mir meine Stellung Aussicht auf denselben. Ich wünschte ihn; unser Präsident sagte mir ihn zu, berichtete zu meinen Gunsten und

empfahl mich dem Minister. Onkel H.*) aber, der die Sache zum Vortrag hatte, erklärte sich aus verschiedenen, meines Erachtens nicht zutreffenden Gründen dagegen. Hätte er, wie er das sonst zu thun pflegte, wenn es sich um seine Verwandten handelte, einfach die Sitzung verlassen, so erhielt ich die Stelle ...... und wäre vielleicht heut noch Direktor in Genthin.“ —

Im Sommer 1836 erhielt Simon eine Anstellung an dem Ober-Appellationsgericht zu Greifswald. Er schreibt darüber mehrere Tage vor seiner Abreise von Magdeburg: „Die Stellung ist meinen Wünschen entsprechend. Eine kleine Universitätsstadt ist angenehm; dabei Seestadt; sechshundert Thaler; wohlfeile Austern, Meerbäder, Aussicht auf das Dampfschiff und Kopenhagen; wissenschaftliche Ausbildung durch das Rechtsprechen nach dem dort noch geltenden gemeinen Rechte; neue Verhältnisse in dem unbekannten, fabelhaften Neuvorpommern mit seinen schwedischen Nachklängen; endlich, und wahrlich nicht zuletzt zu erwägen, wenig Arbeit, denn das Ober-Appellationsgericht soll die ganze Woche nichts zu thun haben und nur Sonntags ruhen. Dies sind die Herrlichkeiten, die meiner warten.“......

Einige Tage darauf schreibt er: „Ich war heut beim Präsidenten von Manteuffel, Abschied nehmen. Er hatte mich durchaus nicht von hier fortlassen wollen, und gleich nach meiner Ernennung privatim an den Minister die Bitte gerichtet, mich hier zu lassen, wie er mir mittheilte. Ich hielt ihm die sechshundert Thaler entgegen, die er mir hier nicht schaffen kann, und versicherte ihm, daß ich jedenfalls nirgends „einen liebenswürdigeren Präsidenten“ finden würde; „ja,“ antwortete er lachend, „aber auch nirgends einen unwissenderen!“ Ich gab hierauf die diplomatische Antwort — denn Stillschweigen wäre Grobheit gewesen und lügen mochte ich nicht —: „Es wäre anmaßend, Herr Präsident, wenn ich auch nur ein Wort des Widerspruches wagen wollte.“ „Nein, nein,“ meinte er, „ich fühle das bei hundert Gelegenheiten,“ und nun theilte er mir mit der größten Offenheit die Gründe mit, weshalb er vom preußischen Rechte (er war sächsischer Präsident) nichts wisse. Prä-

---

*) Vortragender Rath im Justizministerium und mit dem Vorschlag der Stellenbesetzung zum großen Theil betraut.

sident Grollmann zu Berlin (er war hier Vice-Präsident) meint zwar, vom gemeinen Rechte wisse er erst recht nichts. Im Uebrigen leistet er mit seinem sehr gesunden Verstande die Möglichkeit, und jedenfalls habe ich durch die ihm gesagte Artigkeit keine Unwahrheit hingestellt; denn in der That, der Mann excellirt zuweilen in Liebenswürdigkeit."

Die Ereignisse der nächsten Jahre dürfen wir füglich übergehen. Simon verbrachte sie theils in Greifswald, theils am Oberlandesgericht zu Frankfurt a. d. O., wo wir ihn schon im Frühling des folgenden Jahres sehen; dann wiederum eine Versetzung nach Breslau, dazwischen eine längere Reise nach Frankreich und Italien. Im Herbst 1841 bis Sommer 1842 finden wir ihn zu Berlin, mit einem Commissorium beauftragt, als Hülfsarbeiter im Eichhornschen Ministerium. Ueber Letzteres berichten wir später und werden dann auch einige ergänzende Briefe aus den Jahren 1836—1843 geben.

Dagegen wollen wir an dieser Stelle Simons schriftstellerische Thätigkeit hervorheben, welche von jetzt ab derart den Vordergrund gewann, daß sie seine Hauptbeschäftigung ausmachte. Er nahm zu diesem Zwecke — zum ersten Mal im Sommer 1837 — beim Justizminister anfangs kürzeren, dann Jahre andauernden Urlaub, der ihm wegen der Allgemeinnützlichkeit der betreffenden literarischen Unternehmungen bereitwillig ertheilt wurde. Seine praktische Beschäftigung bei den betreffenden Landes-Kollegien blieb fortan nur eine periodische.

Die betreffenden Werke, welche er im Verein mit anderen ausgezeichneten Juristen herausgegeben hat, sind in den Kreisen, für die sie zunächst bestimmt waren, hinlänglich bekannt und haben von der Presse im Laufe der Jahre eine genügende und zwar durchgehend anerkennende Kritik erfahren. Wir nennen das sogenannte „Fünfmännerwerk", welches trotz seiner umfangreichen Bogen- und Bändezahl seit mehreren Jahrzehnten in der Bibliothek fast eines jeden praktischen Juristen als nothwendig gewordenes Handbuch zu finden ist. Wir nennen sodann das nicht minder umfangreiche Werk: „die Verfassung und Verwaltung des preußischen Staates", welches er in Gemeinschaft mit Kammergerichts-Rath von Rönne (heutigem Vice-Präsidenten zu Glogau) bearbeitet und herausgegeben. Von der neuesten Auflage des letzteren Werkes, die gerade in

die Zeit der ärgsten Reaktion fiel, ist auf Verlangen des Verlegers, der seine Interessen gefährdet meinte, und im schließlichen Einverständniß der Autoren, Heinrich Simons Name auf dem Titelblatt fortgeblieben. Nichtsdestoweniger hat er noch mehrere Jahre im Exil mit daran gearbeitet, wenn gleich dies durch die Verhältnisse vielfach erschwert ward. Erst im Jahre 1857 hat sich der Verbannte definitiv von jeder Betheiligung an diesem Werke zurückgezogen.

Auch Simons „Allgemeines preußisches Staatsrecht", welches im Jahre 1844 in zwei starken Bänden erschien — bei G. Philipp Aderholz in Breslau*) — wurde sofort allgemein bekannt und von Juristen wie Laien hochgeschätzt. Die gegen das Jahr 1848 in Aussicht gestellte zweite Auflage dieses Werkes mußte jedoch unterbleiben, da gerade das preußische Staatsrecht durch die Revolution eine völlige Umgestaltung erfahren. Das gleichbenannte Werk Ludwigs von Rönne ist seither an dessen Stelle getreten.

VII.

Simons Liebe.

(1836.)

Daß ein Mann, wie Simon, nicht dreißig Jahre alt wird, ohne daß sein Herz einem Weibe entgegengeschlagen, versteht sich von selbst. Schon im Jahre 1830, während seines Aufenthaltes in Glogau, hatte er ernstlich an ein Verlöbniß mit einem schönen, liebenswürdigen und geistvollen Mädchen gedacht, auf deren Zuneigung, wie auf die Einwilligung ihrer angesehenen Familie, er Grund hatte zu hoffen. Seine Vernunft siegte aber damals über seine Neigung. Die Aussichten zu seiner Versorgung lagen fern; einem geliebten Weibe eine muthmaßlich enge Existenz zu bieten, widerstand ihm. Hauptsächlich aber wirkten die aristokratischen Fa-

*) Die neueste Ausgabe des Werkes: „die Verfassung und Verwaltung des preuß. Staates", welche, wie wir hören, noch nicht ganz beendet, erscheint bei Veit. Berlin.

milienverbindungen, in die er hätte treten müssen, abstoßend. Und so — getrieben von den strengsten Geboten der Ehre — beherrschte er den Wunsch und den Ausdruck seiner Huldigung, ehe er glückzerstörend in Beider Leben eingegriffen.

Aber trotz des Vorstehenden müssen wir sagen: erst in dem Augenblick, zu dem wir jetzt treten, lernte er die Leidenschaft der Liebe kennen.

Er war verstimmt, mehr als je; er klagt, was sonst nicht geschehen, über die Hemmnisse seiner amtlichen Wirksamkeit, die Aussichtslosigkeit seiner Carrière; kein Mensch, dessen Natur ihn wahrhaft erquickte. „Ich will fort von hier," schrieb er Tages zuvor, ehe er die Frau sah, die er lieben sollte, — ein ewig trüber, wahrhaft engländischer Nebelhimmel rundet hier den ganzen Zustand ab und spiegelt das Innere wieder."

Und wie anders war nach vier Wochen diese Welt!

Am nächsten Abend sah er die Frau, die seinem Schicksal eine neue Wendung brachte. Er sah sie, und sein Herz blieb ruhig. „Ich widmete mich ihr den ganzen Abend; eine geistreiche, aber nicht liebenswürdige Frau, sehr interessant, da sie sich ganz offen giebt; aber bis an die Grenzen der Weiblichkeit."

Kurze Zeit darauf theilt er mit: „Ohne daß ich in sie verliebt wäre, was aber auch sehr unnütz, da sie durch heilige Bande gebunden — sind es doch die Empfindungen der Freundschaft zu einer Frau, der liebenswürdigsten und geistreichsten, mit der ich in Berührung gekommen. Wir sehen uns seit einiger Zeit fast täglich auf den hiesigen Spaziergängen, und es sind dies wirklich so genußreiche und anregende Stunden, daß ich in der That nur wünschen könnte, diese Bekanntschaft einige Jahre früher gemacht zu haben. Eine Welt von Gedanken — nicht kleiner als Bettina's Welt — lebt in dieser Frau; der Gegenstand sei welcher er wolle, er erhält vor meinen staunenden Augen die neuesten, originellsten und doch ursprünglichen Seiten. Bei diesem Geiste ist, wie bei Bettina, nichts Angelerntes, nichts von Außen Hergekommenes — es ist Alles frisch aus dem Kern gezogen, Alles aus der eigensten Natur. Da ist von Stückwerk, Flickwerk, Flitterstaat nicht die Rede, sie bildet ein Ganzes, einen Menschen und zwar einen Menschen durch und durch. Ueber die beschränkenden Verhältnisse — welche Convenienz und wie diese gemachten Dinger heißen — gebildet haben, setzt sie sich mit ziemlicher Freiheit hinweg. . . . . . Ihr seht

wohl aus Allem: ein bischen verliebt bin ich; aber das schadet nichts! . . . . . .

„Als ich vorhin durchlas, was ich gestern Abend geschrieben, fiel es mir auf, daß ich das Aeußere von . . . . . . unerwähnt gelassen, und allerdings mag dies wohl den tieferen Grund gehabt haben, daß es keineswegs der sinnliche Eindruck ist, welcher hier bei mir vorherrscht. . . . . .“

„Ich bitte Sie um Alles,“ schreibt er in diesen Tagen an jene Frau, „seien Sie nicht so unerlaubt liebenswürdig, Sie werden einmal schwere Rechenschaft deshalb zu geben haben;“ und sie antwortet: „Wem soll ich einmal schwere Rechenschaft über meine Liebenswürdigkeit abgeben? Dem lieben Gott? Ach, der ist mir so gut, das glauben Sie mir, der nimmt mich dereinst auf den Schooß und sagt: „Herzenskind, ich freue mich, daß ich Dich wieder bei mir habe, nun soll Dir immer wohl sein; denn auf der harten Erde ging es Dir zuweilen recht übel!“ Ja, ja, so spricht der liebe Gott zu mir! — Oder den Menschen etwa? Meine Liebenswürdigkeit ist von der Art, daß die Mehrzahl sie nicht goutirt. Die Minorität aber hat, wie überall, zu schweigen.“

Es war anscheinend ein harmloser, anmuthiger Verkehr unter ihnen. Sie meinte, sie wolle nichts, als an dem Ausdruck seines Wesens sich freuen, „das sie liebte, wie den Lichtstrahl, der die Erde hell macht, wie den Frühling, der die Welt zum Blühen bringt.“

Er nannte sie eine Palmennatur, und sie antwortet: „Ja wohl, eine Palmennatur. Himmelanstrebend und in Wüsten gestellt!“ und wieder: „Wohl bin ich ein „armes Kind,“ arm trotz unendlichen Reichthums, elend trotz flammender Seele.“ . . . . . . „Meine Seele ist von der Art, daß sie gewinnt, wenn die Schleier fallen. Ich stelle mich nicht zu hoch, weiß sehr gut, daß es Millionen schönere Weiber giebt, tausend klügere, einige bessere; allein was Herz und Phantasie betrifft, so such' ich wieder unter Millionen meines Gleichen. Ich spreche das ganz gelassen aus, weil ich mich nicht selbst gemacht habe, sondern so geschaffen bin!“

Wir sagten es schon, die Frau, die er liebte, war durch frühere Bande gefesselt. Als er die Brandung erkannte, die ihn umrauschte, faßte er einen Entschluß, kurz, gewaltsam und — entsagte der Geliebten. Gerade so scharf, gerade so schneidend, wie er das später in Verhältnissen gethan, wo es galt, Recht und Wahrheit öffent-

lich zu bekennen, durchschnitt er die Bande, die ihn an jene Liebe gefesselt.

Er schrieb ihr: „Ich bin der Mann, es ist an mir, die Entscheidung zu treffen, mit der ich Tage lang gerungen; mich selbst nach wochenlangem Schwanken wiederzufinden ...... Du stehst in einer Verbindung, die Du nicht brechen kannst, ohne wahrhaft unglücklich zu sein, ohne Dich selbst aufzugeben.

„Wir sprachen darüber: es giebt zwei Arten Unglück; die eine, in der noch Glück blühen kann, weil das Unglück bloß vom Geschicke gesendet; die andere, welche allein tödtlich ist, weil das Unglück durch Aufgeben des Menschenwerthes herbeigeführt.

„...... Ich habe Dir nichts von meinen Kämpfen erzählt, die sich seit der Mitte des vorigen Monats bis jetzt in entsetzlicher Progression gesteigert haben. Ich habe es gewußt, daß Du mir gehörtest — und ich habe Dir entsagt.

„Du mögest ferner von mir hören oder nicht — glaube an mich, wie ich an Dich glaube — fest, unerschütterlich......"

Wohl durfte er in späteren Jahren mit Recht es aussprechen: „Und wenn der Weg der Wahrheit quer durch mein Herz durchführte, ich würde ihn einschlagen. Ich darf es sagen, denn ich habe es gethan."

Sie blieben getrennt. Jahre verrannen, Ströme rauschten zwischen ihnen; Berge und weite Fernen, Schweigen trennte sie; das Leben forderte seine Rechte. Aber vergebens! der Kampf des Herzens wollte nicht enden. — Da that sie einen Angstruf — es war im Frühling 1842: „Nur einmal noch will ich Sie sehen, nur einen Moment — weiter nichts! Dann will ich ruhig leben und sterben, ganz ruhig gewiß!" In ihre Zukunft hinein wollte sie diesen Blick wie einen segenbringenden Stern nehmen, wie eine Verheißung unsterblicher Liebe, wie einen Trost über alle Aengste des Lebens. — Und damals sahen sie sich einen Moment, dann nicht wieder.

Seit diesen Tagen des Kampfes und des Sieges trat sein Leben unter einen andern Stern. Freilich umnachtete die Resignation auf eigenes Glück es noch lange, — aber sein Verlangen, die eigenste Kraft hinzugeben für's Allgemeinwohl, und der reiche Liebesbesitz, der ihm geblieben, das waren die Sonnenstrahlen, die fortan ihm die Welt erhellten und wärmten.

Wir schließen diesen Abschnitt seines Lebens. Worte der Geliebten — zu ihm gesprochen — mögen denselben liebend umkränzen:

Lieber Heinrich!

Es ist mir noch wie heute
In tiefster Seele nah,
Daß ich einst von der Seite
Dein schönes Antlitz sah.

Es lag auf Deinen Zügen
Von Schmerz gleichsam ein Traum,
Wie Wolken leis' umschmiegen
Der Morgensonne Saum.

Ich konnt' es nicht ertragen
Den Schwermuthshauch zu sehn,
Und mußte bittend sagen,
Du mögest mich ansehn.

Da, lächelnd, fragend blicktest
Du mir ins Auge schnell —
O wie Du mich entzücktest!
Nun war Dein Antlitz hell!

Nun lag auf Deinen Zügen
Des sel'gen Glückes Spur,
Wie Sonnenstrahlen fliegen
Ueber die Frühlingsflur.

Und jetzt! ach jetzo sehe
Ich neben mir stets Dich
Mit jenem tiefen Wehe,
Das Du nun trägst um mich.

Und von mir abgekehret
Bleibt stets Dein Angesicht,
Und in der Ferne höret
Dein Ohr mein Bitten nicht:

Du kannst mich ja beglücken,
Sieh mich nur Einmal an,
Daß sich mein Herz erquicken
An Deinem Lächeln kann.

VIII.

Aus den Jahren 1836 bis 1841. — Das Eichhornsche Kommissorium. — Schweizer Reise.

Aus dem Tagebuche.

1836.

„Ich hatte Audienz beim Justizminister und nahm Veranlassung, ihm reinen Wein einzuschenken über die neuvorpommerschen Gerichs- und sonstigen Verhältnisse. Der dortige Zustand sei eigentlich ein entsetzlicher zu nennen. Der Neuvorpommer sei aufs höchste unzufrieden mit dem Gouvernement, und er habe ein Recht dazu. Als die Provinz preußisch wurde, befand sich Alles in einem Zustande der Verknöcherung und Versteinerung, von der man keinen Begriff hat. Seit 200 Jahren war von einem Fortschreiten nicht die Rede gewesen; der Prozeß beispielsweise stand mit geringfügigen Modificationen auf der Stufe, auf die ihn Mevius 1653 durch die von ihm entworfenen Ordnungen gestellt. Alles untergegangen in Formen. Das Zunftwesen hatte sich dort in einer Weise entwickelt und besteht in dieser noch fort, wie wohl kaum gegenwärtig irgendwo in Deutschland. Gesetze, welche auf die Kultur und die Gewerbthätigkeit des sechszehnten Jahrhunderts berechnet waren, sollen durchaus für die jetzigen passend sein. Als die seidenen Hüte (beispielsweise) aufkamen, und ein Kaufmann deren kommen ließ, strengte ein Hutmacher einen Prozeß gegen ihn an, weil es Hüte seien; es wurde opponirt, daß es Pappe mit seidenem Felbel sei, also Material, das dem Hutmacher ganz fremd. Dies griff ein Buchbinder auf und meinte, die Papparbeit sei die Hauptsache, der Ueberzug Nebensache; er habe mit diesem Artikel zu handeln. Kommt eine neue bequeme Sorte Pantoffeln auf, gleich greifen sich Pantoffel- und Schuhmacher an, und es frägt sich dann, was ist das Wesentliche beim Pantoffel, was beim Schuh; dann kommen allerlei Pantoffeln ad acta, und es soll der Richter über dergleichen entscheiden u. s. w.

„Ungeachtet dieses verknöcherten Zustandes, oder vielmehr wegen dieses verknöcherten Zustandes wollte kein echter Neuvorpommer etwas von irgend einer Veränderung hören, und dieser Abscheu

vor jeder Veränderung geht so weit, daß auch die beste Widerspruch findet, wie denn z. B. die neue Kunststraße, welche Neuvorpommern in Verbindung mit Berlin setzt, von sonst ganz verständigen Männern gemißbilligt wird. Auf diese Scheu vor allen Aenderungen nahm das Gouvernement keine Rücksicht in Betreff mehrfacher lästiger neuer Einrichtungen, z. B. der Steuerverfassung; das Vortheilhafte aber gab man ihnen nicht, sondern sprach nur davon, daß es kommen würde. So ist ein Provisorium entstanden, welches Neuvorpommern in fortwährender Spannung erhält, und in Allen, ohne Ausnahme, Unzufriedenheit hervorgebracht hat. Man kann sagen, daß eine systematische und durch das Gouvernement vielfach verschuldete Opposition gegen alles von Berlin Kommende vorhanden ist, namentlich bei den neuvorpommerschen Beamten. — Was insbesondere den Rechtszustand anlangt, so kann man von einem solchen eigentlich gar nicht sprechen. Es ist kein Rechtszustand, wenn es in der Macht des Einzelnen steht, ob er dem Andern sein Recht zukommen lassen will oder nicht. Ein Jeder kann aber mit einem der vielen chicanösen Advokaten den Prozeß so weit hinausziehen als er will. Die Gerichte haben bloß ein Mittel, die Advokaten von frivoler Einlegung des Rechtsmittels gegen eine jede Verfügung — wodurch natürlich ein Prozeß unsterblich gemacht werden kann — abzuhalten; sie werden nämlich in Geldstrafen, de reg. fünf Thaler, genommen. Diese werden aber durchgehend von den Mandanten gezahlt, so daß den Advokaten diese Strafen ganz gleichgültig sind. Noch ärger ist es freilich in Beziehung auf Verbrechen, insbesondere Amtsvergehen, die bisher regelmäßig im Wege der fiscalischen Action verfolgt wurden; lag die Sache aber erst so, so ist es dem Verbrecher ein Leichtes, dieselbe bis zu seinem Tode hinauszuschieben. Jede vorgeschlagene vernünftige Veränderung wird durch die Berufung auf eine zweihundertjährige Praxis niedergeschlagen. Auch treten jeder Verbesserung zu viel Hindernisse dadurch entgegen, daß sie das Interesse einzelner Personen durchkreuzt, ganz Neuvorpommern aber vervettert ist. Solchergestalt bildet sich eine Lauheit und Laschheit in Beziehung auf Mißbräuche, die den Unbefangenen in Erstaunen setzt. Nicht die Sache, sondern die persönlichen Verhältnisse hält man vor Augen. Sieben Kinder sind ein Entschuldigungsgrund für mancherlei Vergehungen. Ich kenne bloß zwei Mittel zur gründlichen Verbesserung der dortigen Rechtszustände. Entweder nämlich müßte die gesammte preußische Gesetzgebung eingeführt werden, oder es ist eine neue Generation der dortigen

Beamten durch Anstellung altpreußischer daselbst zu schaffen, welche keine Neuvorpommern sind. Letztere hinwiederum, unter denen sich gewiß viel junge, tüchtige Kräfte herausstellen würden, dürften durch Anstellung und mögliche Beförderung in den alten Provinzen das sehr wünschbare Mittelglied zwischen der betreffenden Provinz und der Gesammtmonarchie bilden. Eine derartige Regeneration der Beamtenwelt würde sich aber weit leichter machen lassen, als es den Schein hat.

„Was die erstere Maßregel anbelangt, die Einführung unserer Gesetzgebung, so bin ich der Ansicht, daß ein Künsteln und Verbessern der Gemeinrechtlichen nicht wohl möglich, da jede einzelne Veränderung zu tief in den Gesammtorganismus eingreift. So würde z. B. die unumgänglich nöthige Verbesserung des Vormundschaftswesens auf eine Veränderung in dem Pfand- und Hypothekenwesen ganz besonders einwirken.

„Noch weit mehr ist dies in der Prozeßgesetzgebung der Fall, wo sich die große innere Konsequenz der gegenwärtigen gewiß nicht abläugnen läßt, und es keine geringe gesetzgeberische Umsicht erfordern würde, die neuen membra mit dem corpus in harmonischen Einklang zu bringen, eine Mühe, die mit dem Objekte, an welchem sie verwendet, in keinem Verhältnisse stände. Hier bleibt also gleichfalls nichts übrig, als entweder das Alte unverändert bestehen zu lassen oder ein ganz Neues einzuführen.“ —

. .

Dezember 1838.

„Als ich gestern Abend im Wintergarten und im Weinhause von .... das heut Morgen sieben Uhr bevorstehende Duell zwischen Referendar v. D. und dem Studenten Graf H. erfuhr, ferner, daß es eine Metzelei werden solle, jeder drei Kugeln, und mir darauf den Ersteren, der gegenwärtig, ansah, den so lebensfrischen jungen Menschen — in zwölf Stunden unglücklich oder todt —, wie trat lebendig jene lange Reihe Entsetzen vor meine Augen — wie lebendig mein Vorfall! Ich setze mich zu D., den mir Hugo einige Stunden vorher vorgestellt hatte; wir sprechen fast eine Stunde, ehe ein Wort vom Duell; ich lege mein Inneres mit voller Offenheit ihm dar, spreche mit ihm, wie ich sonst nur mit einem ältesten Freunde spreche, und gewinne seine Achtung. Nun erst das Gespräch auf's Duell gebracht, es war halb eilf Uhr. Da sagt er mir endlich nach Längerem das ersehnte Wort: „Ich habe

morgen eins!" Nun bin ich da, wo ich sein will. Er muß mir erzählen, wie, warum ..... Ich frage nach dem Sekundanten, um mit diesem die Sache zu besprechen; er hat keinen. „Nun," sagte ich ihm, „das sieht man, denn die Sache ist nicht reif zum Duell. Sie müssen einen Sekundanten haben, da hier noch Besprechung nöthig." „Ich habe hier Niemanden, dem ich es zumuthen kann." „In diesem Falle bin ich's und nehme von diesem Augenblicke ab alle Rechte eines Sekundanten in Anspruch." Ich achte nicht auf sein Erstaunen und bitte Hugo mit mir in die Nebenstube zu kommen. Er kennt die Geschichte und giebt mir zu, daß nach Lage der Sache noch Schritte möglich. Ich rufe D. herein, und er erklärt, daß die Angelegenheit nur dann vollständig zu beurtheilen, wenn wir seinen Brief an H. und dessen Antwort sehen. „Nun, wo sind sie?" „Bei mir zu Hause." „Dann kommen Sie!" Unter Vorwänden trennt man sich gegen eilf Uhr von der Gesellschaft. Unterweges schweigen und sammeln wir uns alle Drei. Angekommen, spreche ich vorbereitet und gut, daß ich nur dann in der Sache irgend einen Schritt thun wolle, wenn er dieselbe auf Discretion in die Hände von Hugo und mir legen wolle. Er möge sich besinnen und dann erklären, ob er zu solchem unbedingten Vertrauen und Anvertrauen seiner Ehre fähig. Er, durchaus edel und brav, erklärt: ja! denn er würde mir sonst nicht ein Wort von der Sache gesagt haben. Nun die Briefe! .... Die Beilegung ist möglich, das ist das Resultat des langen Gesprächs! — aber es ist Mitternacht! ..... Auf der Mensur ist's unmöglich. Ich setze es durch, daß wir, Hugo und ich, sofort H. aufsuchen. Wir gehen hin. Der Nachtwächter muß öffnen und giebt Wachsstock, den er aus seiner Laterne anzündet. Wir finden uns drei enge Treppen hinauf. Ich klopfe an. Keine Antwort, und in dem Momente fällt mir ein: Wie wirst du dich bei einem stockfremden, schlaftrunkenen Menschen legitimiren, sein Duell für überflüssig zu erklären! Nochmals Anklopfen. Keine Antwort, Hugo sagt: „Ach was, mach' auf!" Ich thu's, die Thüre ist nicht verschlossen. Hugo klebt das Stückchen Wachsstock auf den in Mitte der Stube stehenden Tisch, und nun sehen wir einen sich schlaftrunken im Bette erhebenden Menschen. Ich stelle uns Beide vor, sage den Zweck, und daß nachgeholt werden müsse, was bisher nicht geschehen, eine Besprechung durch Mittelspersonen. Inzwischen erkenne ich einen wahrhaft rosigen Jungen, auf den Wangen die erste Schlafgluth. Er sammelt sich und sagt: „Meine Herren! Sie wollen das Duell

verhindern?!“ Ich gebe ihm mein Ehrenwort, daß, so wie ich mich überzeugt, daß das Duell nothwendig sei, ich in keiner Art dies thun wolle. Nun erzählt er den ganzen Hergang seinerseits und muß gestehen .... Was soll ich viel schreiben: es schlug ein Uhr, als er sagte: „Ich nehme meine Forderung zurück.“ Wir ließen ihm unsere Karten da mit der Versicherung, jederzeit zu der schriftlichen Erklärung bereit zu sein: daß wir die Sache als ehrenvoll beigelegt betrachteten und jeder Zweifler es mit uns, den Garanten, persönlich zu thun habe.

„D. erwartete uns und war erstaunt über mein: „Die Sache ist abgemacht.“ —

---

21. Dezember 1838.

„Brief von Geh. Rath Graf H., Vaterdank für den einzigen Sohn!“

1839.

„Nicht leicht dürfte ein Mensch seine Bestimmung mehr verfehlt haben, als ich; — ich, hinterm Aktentisch! ich, der ich so wesentlich in's Freie gehöre, daß sich erst draußen mein Wesen zu entwickeln beginnt; dem sich die Brust frei und heiter hebt; so wie sie den ersten frischen Luftstrom athmet; ich, der ich das für Andere schauerlichste Winterwetter mit Sturm und Schneegestöber noch schön finde, weil ich jede Manifestation der freien Elemente, ich möchte sagen, künstlerisch auffasse, weil mich die Schneeflocke interessirt und die wunderlich gejagte Wolke, mit einem Worte, weil mir die ganze Natur mit allen ihren Einzelnheiten lebt, wahrhaft lebt, und ich dieses ewig lebendige Leben liebe, liebe als Spiegel meines inneren Seins. In der Studirstube ist man Mensch und immer Mensch (im besten Falle!); lieber Gott! das ist ja nur eine Manifestation der Natur, die man füglich mit hinaus nehmen kann; warum sich nun gar auf sie beschränken?!“

„Es kann kein Mensch mehr durchdrungen davon sein, daß nichts sein Eigen, daß Alles in ihm, alle Kraft, alles Gute, selbst sein guter Wille etwas ihm Gegebenes, Geschenktes sei; ja mehr, daß er gar Nichts zur Ausbildung des Geschenkes wissent-

lich beigetragen habe, — als ich. Hiervon bin ich ganz durchdrungen. Wenn dies wahre Demuth ist, und sie ist es — dann bin ich demüthig. Wenn ich nun im tiefen Gefühle des gänzlich Unverdienstlichen in meinem Sein einzelne Seiten dieses Wesens rühme — bei Gott! als etwas rein Objektives! — so bin ich überzeugt, daß diese Narren, gegen die ich das etwa im übersprudelnden Gefühle thue, nicht fertig werden, über meinen lächerlichen „Hochmuth" zu klatschen. — Nie in meinem Leben habe ich noch das Gefühl gehabt: das ist eine wahrhaft gute That. Ich habe gar keinen Begriff dafür, wie man derlei Thaten so auffassen könne; sie sind ja nichts Isolirtes, aus meinem Wesen willkürlich herausgerissen Aufgestelltes, vielmehr ein nothwendiges Ergebniß des Letzteren, wie die gute Frucht ein nothwendiges Ergebniß des guten Stammes, für die der letztere nicht responsabel, sondern Der, der den Stamm so geschaffen. Ist es denn willkürlich, ob ich gut handeln will oder nicht im einzelnen Falle? Die Bejahung wäre komisch. Bin ich gut, so handle ich gezwungen gut; das Handeln ist nichts als die Frucht des Seins, und letzteres ist nicht eigener Fabrik.

„Ich habe das klare Bewußtsein, daß ich überall, wo ich hinwirken kann, das Gute und Rechte — nach meiner irdischen Ueberzeugung natürlich — will, und das Schlechte, vor Allem aber das Gemeine in Gesinnung und That hasse. Ich hasse nicht den Thäter, sondern unterscheide streng. Daß nun Beides mit Gluth geschieht, und ich in beiden Richtungen sofort auflodere, — das ist mein Privatunglück und macht mich wesentlich untauglich, in größerer Gesellschaft zu leben; das ist mein Privatglück, denn es hat mir Herzen gewonnen."

Breslau, 1840.

„Heut am 7. Januar in der Session muthig und unerschrocken für die gute Sache gekämpft.

„Der Justiz-Minister extrahirt eine Kabinets-Ordre, wonach Deposital-Mündelgelder nur zur ersten Hypothek ausgeliehen werden sollen. Er legt dies aus, als wenn Pfandbriefe keine Hypotheken seien, so daß mit dürren Worten sich ergiebt, daß der Justiz-Minister sich zum Werkzeug des Finanz-Ministers brauchen läßt: d. h. Mündelgelder sollen nur noch in Staatsschuld-

scheinen und Pfandbriefen angelegt werden, um diesen einen guten Cours, auch bei nur 3½ Procent zu verschaffen.

„Ich rege zur Protestation auf, und heute kommt es zum Ausbruch, erst im Plenum, wo wir unterliegen, dann im Pupillen-Kollegium, wo wir siegen.

„Es gehört im Jahre 1840 einiger Muth dazu, sein Votum im Pleno eines Ober-Landesgerichts, und zwar als Assessor, dahin abzugeben, daß eine derartige Kabinets-Ordre ohne alle Gültigkeit sei, weil sie nicht auf gesetzmäßigem Wege, d. h. durch den Staatsrath, berathen und auf gesetzmäßigem Wege, d. h. durch die Gesetzsammlung, publicirt sei. Einige halten Einen für wahnsinnig, die Andern für den ärgsten Demagogen, und höchstens die Hälfte meint: das sei wahr, aber es sei doch zu gefährlich, es zu äußern.

„Ich verhehle mir nicht, daß ein solcher Sessionstag genügt, mich „oben zu kennzeichnen." Darauf kommt's jedoch nicht an, sondern darauf, daß man dem lethargischen Volke sage, was die Pflicht des Richters sei, namentlich in Preußen, wo der Richter die Constitution vertritt. „Es hilft uns doch zu Nichts, wir werden Unrecht bekommen!" Das ist ein Haupteinwand. Die Thoren! Als ob es darauf ankäme, daß wir in der einzelnen Sache Recht bekommen, und nicht darauf vielmehr, daß sie oben mit ihrem willkürlichen Spiele mit der Justiz ein wenig einhalten und durch ernsthafte Protestationen der Richterkollegien stutzig werden in ihrer verderblichen Rechtsverdreherei."

Spätere Notiz:

„Am 20. Februar kommt des Justiz-Ministers" (zurückweisende) „Antwort auf unseren Gegen-Bericht. Nun hält der Präsident, Graf R., die Sache für vollkommen erledigt und ist außer sich, als v. A. und ich es durchsetzen, daß zwar nicht, wie wir wollen, an den König berichtet, wohl aber nochmals an den Minister."

Schließliche Notiz:

„Nach einem Jahre siegt meine Ansicht."

Berlin, 3. März 1841.

„Heut las ich in einem Kreise von Freunden die „vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" vor. Dieselben wurden, nachdem sie in 24 Stunden in unzählige Hände gekommen, konfiszirt.

Das sind gediegene Worte eines reifen, durch und durch wahren und frischen Mannes, die allgemein zu verbreiten heilige Pflicht ist. So liebe ich den Publicisten! Warum habe ich diese Brochüre nicht geschrieben! — und überhaupt, warum ist man so träge und theilnahmlos! Was soll dann das dürre Holz thun?! — Viele würden mir sagen: „das ist hochmüthig!"

Das Eichhorn'sche Kommissorium.

Im November 1841 erhielt Simon in Breslau eine Aufforderung des neuen preußischen Kultusministers, Eichhorn, zur Besprechung eines wichtigen, ihm zugedachten Auftrages nach Berlin zu kommen. Er war gerade in die Bearbeitung seines Pensums zur Fortsetzung des Werkes: „die Verfassung und Verwaltung des preußischen Staates", vertieft. Dabei war ihm der Mangel hinlänglicher literarischer Hülfsmittel zu seiner Arbeit fühlbar geworden, und er erwog eben, ob eine Uebersiedlung nach Berlin, wo das Wünschbare sich ihm darbot, unter diesen Umständen zweckmäßig wäre. Jener Ruf Eichhorns entschied, und Anfangs Dezember finden wir ihn in einer Audienz bei demselben, um zu hören, was man von ihm erwarte.

Bekanntlich wurde der von Friedrich Wilhelm IV. bald nach seiner Thronbesteigung ernannte Kultusminister von vielen liberal Gesinnten seiner Antecedenzien wegen hoffnungsvoll begrüßt. Solche, die den Mann näher kannten und tiefer in die betreffenden Verhältnisse hineinblickten, ahnten allerdings die nachmaligen für Kirche und Schule verderblichen Maßnahmen voraus.

Wie dem aber auch war, das Land erwartete und das Ministerium beabsichtigte Verbesserungen.

Es handelte sich betreffs des Simon zugedachten Auftrages im Allgemeinen um eine auf thatsächliche Verhältnisse und Zahlen gestützte übersichtliche Zusammenstellung der Mängel und Bedürfnisse des Schul- und Unterrichtswesens im preußischen Staate, um eine Gesammtdarstellung dieses Zweiges der öffentlichen Verwaltung; im Speziellen um Vorschläge zu verbesserter Einrichtung schon bestehender Schulen, beziehungsweise der Seminarien Errichtung neuer Schulsysteme, — um Darlegung der unumgänglich erforderlichen höheren Dotirungen der Gymnasien, Seminarien

und Bürgerschulen, sowie nothwendigsten Verbesserung der äußeren Lage der Geistlichen und des gesammten Lehrstandes. Vor Allem aber handelte es sich auf Grund jener Zahlen und Verhältnisse um praktisch durchführbare Vorschläge, um mit Aussicht auf Erfolg aus Staats-, Gemeinde- und Kommunal-Mitteln die nöthigen Gelder herbeizuziehen.

Man sieht, die Aufgabe war groß, umfassend genug, um Jahre zu beschäftigen, und das Gelingen hätte ein Leben schmücken können. Daß dieselbe gerade ihm zu Theil wurde, hatte wohl einerseits in dem Vertrauen Eichhorns zu der ganz ungewöhnlichen Detailkenntniß Simons, die sich in dem oben erwähnten Werke über Preußens Verfassung und Verwaltung bekundet hatte*), und andererseits darin seinen Grund, daß er überhaupt als tüchtige Arbeitskraft, als Mann mit klarem praktischen Blick und positiven gesunden Anschauungen bekannt war.

Nun hatte er sich im Laufe der letzten Jahre durch seinen lang andauernden Urlaub, seine selbständige Beschäftigung und seine äußere unabhängige Lage des üblichen leisen Beamtentritts entwöhnt. Zugleich waren ihm die feinen Weltformen eigen, so daß er sich von vorn herein in eine freie, entschiedene Position zu dem Minister stellte, während demselben seine Persönlichkeit den angenehmsten Eindruck machte.

Beides trat schon bei der ersten Audienz hervor. Eichhorn sprach sich vertraulich über Personen und Verhältnisse aus**): „Ich habe im ganzen Ministerium Niemanden, der sich zu dieser Arbeit eignete.“ „Alle diese Herren differiren mit mir über die Auffassungsweise dieser Angelegenheit: sie wollen, wie bisher, einzelne Schäden ausflicken, ich will durchgreifend reformiren und deshalb en bloc fordern.“ Sodann kamen Beide überein, daß

---

*) Simon bearbeitete in derselben die Abtheilungen über Schul-, Unterrichts- und Kirchenwesen.

**) Mit einer gewissen Bitterkeit erwähnte er derjenigen alten Ministerial-Räthe, die entweder reine Bureaukraten und Aktenmenschen waren, oder, der Hegel'schen Philosophie huldigend, schon eine Reihe von Jahren unter seinem Vorgänger Altenstein gedient hatten. „Ich hätte überflüssiges Personal, wenn es tüchtig wäre,“ aber er könne sich nicht entschließen, die Untauglichen und Opponirenden zu entfernen. Mit Anerkennung dagegen sprach er von einigen jüngeren Kräften, vorzugsweise von dem eben herbeigezogenen Justiziar Mühler, seinem späteren Liebling, der völlig in seine Fußtapfen trat und heut mit v. Roon, v. Eulenburg ꝛc. im Ministerium sitzt.

Simon nicht, wie das anfangs proponirt wurde, als zeitweiliger Hülfsarbeiter in's Ministerium eintrete, sondern außer allen sonstigen Beziehungen zu demselben jenes Kommissoriat selbständig übernehmen und unmittelbaren Vortrag beim Minister haben solle. Alles nothwendige Material wurde ihm zur Disposition gestellt, das geheime Archiv geöffnet und die sämmtlichen Ministerial-, Konsistorial-Räthe und sonstige betreffende Beamte wurden durch Circular-Reskripte aufgefordert, ihm alle wünschbaren betreffenden Aufschlüsse zu geben. Es war also von vorn herein jeder Abhängigkeit vorgebeugt.

Das klang nun Alles sehr schön. Aber Eines galt natürlich als Vorbedingung: daß Minister und Assessor über Auffassung und Hauptgesichtspunkte des beabsichtigten Reformationswerks einig gingen. Da sich bald bei den ersten Audienzen wichtige Meinungsverschiedenheiten geltend machten, so ward beschlossen, daß — bevor Simon an die Bewältigung des Massen-Materials gehe, er in einem Mémoire seine definitiven Ansichten über die Angriffnahme im Allgemeinen entwickeln werde, um danach die Möglichkeit eines Zusammengehens zu beurtheilen.

Bevor wir aus jenem Mémoire einzelne Grundzüge mittheilen, nehmen wir noch einige Einblicke in seine auf jene Angelegenheit bezüglichen Personal-Notizen.

Bei den nothwendigen Besuchen der Mitglieder des Ministeriums, der Bischöfe und sonstiger hohen kirchlichen Würdenträger stellte sich zur Evidenz und wahrhaft trägi-komisch heraus, daß nicht Einer der Meinung des Andern war. Das heißt: über Einen Punkt waren sie allerdings Alle einig, Minister Eichhorn an der Spitze*). Sowohl Direktor v. Ladenberg**), — der unge-

---

*) Noch eine Einigung herrschte zwischen Eichhorn und verschiedenen Räthen. Sie nannten Geheimen Rath Kühne im Finanz-Ministerium „ihren ärgsten Feind": seiner „dem Realismus ergebenen Richtung" und des Einflusses wegen, den er bei aller Geldverweigerung für idealistische Zwecke übe. In dieser Beziehung ist anzunehmen, daß Kühne's Richtung, die sich durchaus nicht mit der Altensteins und Eichhorns befreunden konnte, allerdings bei jenen Verweigerungen bedeutend mitgewirkt. Er hat bekanntlich für Errichtung von Gewerbschulen und höheren polytechnischen Unterrichtsanstalten jederzeit und Decennien lang lebendig gestritten.

**) „Klarer, praktischer Geschäftsmann. Jung und rüstig. Keine einzige neue Idee. Aber das Vorhandene beherrschend. Er soll ein förmlich lächerlicher Despot sein."

heure Arbeits-Bewältiger, der seinen Räthen manchmal schon um fünf Uhr Morgens die Akten auf's Zimmer sendete zu schleuniger Erledigung — als sein Antipode, der Hegelianer Johannes Schulze, sowohl die Bischöfe Roß*), Neander, Ehrenberg, als die Geheime Regierungsräthe Kortüm, Brüggemann, Credé u. s. w., Alle stimmten darin überein: daß das Ministerium jämmerlich dotirt sei, kein Ministerium unter allen sei so schlecht gestellt als das ihrige; ein großer Theil der Geistlichen, Gymnasial- und sonstiger Lehrer wolle „fast Hungers sterben" (wörtlicher Ausspruch Eichhorns, Johannes Schulzes und Anderer). Den Schulen fehle es an den nothwendigsten Fonds**) u. s. w. Das Finanzministerium lasse sich Alles nur mit Gewalt und höchstens stückweise herausreißen. Wenn dasselbe gar nicht mehr entwischen könne, so stelle es wohl die Ansicht auf, daß eine

*) „Ein großer, schöner Mann, klarfromme lichte Augen und die feinste aristokratische Nase. Nicht die Geschäftsgewandtheit von Neander, „dem alten Praktikus", wie er sich selbst nannte, namentlich diesen Redefluß nicht, der kein Wort zu viel, keins zu wenig sagt, nicht diese Prägnanz; aber freisinnige Ansichten und Herzlichkeit. Alle diese Geistlichen drücken herzlich die Hand. Ob das so einem Beamten, wie unsereins, wohl einfiele? Jene sind gewöhnt, den Menschen an den Menschen treten zu lassen, wir den Beamten an den Beamten ...... Wir gehen im Gespräch auf Allgemeines über; auf den König, seine Charakterschwäche; auf den Einfluß, den bei einem Gefühlsmenschen, wie er, die Umgebung habe. — Sodann erwähnt Roß der Sendung des Prediger Sydow nach England, die nicht entfernt mit der Idee verbunden, die bischöfliche Kirche hieher zu verpflanzen — wie solcher Annahmen auftauchen: er habe ausführlich mit dem König darüber geredet. Man wolle nur erforschen, wie es dort zugehe, daß die kirchlichen, sich immer steigernden Bedürfnisse durch Privatvereine u. dgl. gedeckt werden. Ich sage: „ich wollte wohl dem König ein sehr einfaches Mittel zu dem Zwecke geben, er verstatte öffentliches Leben: das Uebrige würde sich von selbst finden." Roß stimmt bei und meint: „von einer Kirche unter der Knute lasse sich Nichts erwarten." Wir gehen auf die Verstimmung des Volkes über. Er sagt: „es ist ja ein Skandal, wie man mit dem schlesischen Provinzial Landtage umgesprungen" (betreffs seiner bekannten Petition um Reichsstände). „...... die Königin sei eine edle, feste Frau, die ihn mit dem Verstande des Herzens oftmals belehrt entlassen" u. s. w.

**) Einer der Notabilitäten des Ministeriums behauptete: es gäben ja wenige Staaten für öffentlichen Unterricht so wenig als Preußen (aus Staatsmitteln). Für alle 116 Gymnasien zusammen 180,000 Thlr., während Frankreich für seine 38 Colléges das Doppelte gäbe. Einer fragte: „wie steht es da aber mit Cousins klassischem Lande der Schulen und Kasernen?" „O! Cousin haben wir eingeredet, was ihm nöthig war zu wissen."

ganze Unterrichts-Anstalt überflüssig sei; mit deren Mitteln sollte man die andern dotiren. — Und schließlich stimmten sie darin überein: „daß sie Simon als großen Heiland ansehen würden, wenn er im Stande wäre, Geld zu schaffen.“ „Ich dachte und sagte es verschiedentlich: ja! ja! wer aber den Zweck will, muß auch die allein geeigneten Mittel wollen.“

Bis dahin waren Eichhorn und sämmtliches Ministerial- und Kirchen-Personal einig. Sodann schaarte sich jedoch eine ganze Oppositionsgruppe gegen den Minister; freilich um einen Moment später in sich selber zu zerfallen.

Ein Jeder nämlich protestirte energisch gegen die „allgemeinen Redensarten,“ „mit einem Pistolenschusse“ lasse sich Nichts erreichen. Im Finanz-Ministerium habe man Wind bekommen von der Absicht des Ministers und lachend geäußert: „So ist's schon recht! Er soll nur kommen! Wir haben ohnehin schon genug.“ Alle meinten: reformiren lasse sich unter den gegebenen Verhältnissen nun mal nicht von Grund aus; fordern müsse man im Einzelnen, nach und nach, hier ein paar Tausend, dort ein paar Tausend. So sei es seit fünfundzwanzig Jahren (also seit dem Kriege) gut gegangen; so müsse es fortgehen. Der Bischof wollte die Gehalte der höheren Geistlichkeit zuerst verbessert wissen; die Angelegenheit der Pfarrer erfordere zur Zeit noch Berichte und Uebersichten, deren letzte aus den Jahren 1817 und 1824 herstammen. Geh. Rath Credé hält für Hauptsache, daß gerade zuerst den armen Geistlichen beizuspringen, von deren theilweiser Lage man keine Vorstellung habe. Der Büreaukrat wollte von den hohen Einnahmen Einzelner Abzüge machen (wie in Würtemberg), um die geringer Besoldeten zu bedenken — ein Verfahren, gegen das ein Dritter heftig als gegen einen Gewaltstreich eiferte. Der Schützer der Gymnasien drang „unmaßgeblich“ darauf, daß Letztere nothwendig zuerst bedacht würden. „Die Vorarbeiten in Betracht der Elementarschulen und Seminarien seien noch viel zu weit zurück, um hier mit Vorschlägen vorzugehen.“ Der Eine wollte Alles aus Staatsmitteln fordern: „von den Landständen sei nichts zu hoffen.“ Der Andere theilte mit: daß die Kommunen sich zum Theil Zuschüsse aus Staatsmitteln verbitten, um dem in solchen Fällen beanspruchten Konpatronate des Staates zu entgehen. — Dann wieder wollten die meisten der Herren bei der beabsichtigten Arbeit

heure Arbeits-Bewältiger, der seinen Räthen manchmal schon um fünf Uhr Morgens die Akten auf's Zimmer sendete zu schleuniger Erledigung — als sein Antipode, der Hegelianer Johannes Schulze, sowohl die Bischöfe Roß*), Neander, Ehrenberg, als die Geheime Regierungsräthe Kortüm, Brüggemann, Credé u. s. w., Alle stimmten darin überein: daß das Ministerium jämmerlich dotirt sei, kein Ministerium unter allen sei so schlecht gestellt als das ihrige; ein großer Theil der Geistlichen, Gymnasial- und sonstiger Lehrer wolle „fast Hungers sterben" (wörtlicher Ausspruch Eichhorns, Johannes Schulzes und Anderer). Den Schulen fehle es an den nothwendigsten Fonds**) u. s. w. Das Finanzministerium lasse sich Alles nur mit Gewalt und höchstens stückweise herausreißen. Wenn dasselbe gar nicht mehr entwischen könne, so stelle es wohl die Ansicht auf, daß eine

---

*) „Ein großer, schöner Mann, klarfromme lichte Augen und die feinste aristokratische Nase. Nicht die Geschäftsgewandtheit von Neander, „dem alten Praktikus", wie er sich selbst nannte, namentlich diesen Redefluß nicht, der kein Wort zu viel, keins zu wenig sagt, nicht diese Prägnanz; aber freisinnige Ansichten und Herzlichkeit. Alle diese Geistlichen drücken herzlich die Hand. Ob das so einem Beamten, wie unsereins, wohl einfiele? Jene sind gewöhnt, den Menschen an den Menschen treten zu lassen, wir den Beamten an den Beamten . . . . . . Wir gehen im Gespräch auf Allgemeines über; auf den König, seine Charakterschwäche; auf den Einfluß, den bei einem Gefühlsmenschen, wie er, die Umgebung habe. — Sodann erwähnt Roß der Sendung des Prediger Sydow nach England, die nicht entfernt mit der Idee verbunden, die bischöfliche Kirche hieher zu verpflanzen — wie solcher Annahmen auftauchen; er habe ausführlich mit dem König darüber geredet. Man wolle nur erforschen, wie es dort zugehe, daß die kirchlichen, sich immer steigernden Bedürfnisse durch Privatvereine u. dgl. gedeckt werden. Ich sage: „ich wollte wohl dem König ein sehr einfaches Mittel zu dem Zwecke geben, er verstatte öffentliches Leben; das Uebrige würde sich von selbst finden." Roß stimmt bei und meint: „von einer Kirche unter der Knute lasse sich Nichts erwarten." Wir gehen auf die Verstimmung des Volkes über. Er sagt: „es ist ja ein Skandal, wie man mit dem schlesischen Provinzial-Landtage umgesprungen" (betreffs seiner bekannten Petition um Reichsstände). „ . . . . . . die Königin sei eine edle, feste Frau, die ihn mit dem Verstande des Herzens oftmals belehrt entlassen" u. s. w.

**) Einer der Notabilitäten des Ministeriums behauptete: es gäben ja wenige Staaten für öffentlichen Unterricht so wenig, als Preußen (aus Staatsmitteln). Für alle 116 Gymnasien zusammen 180,000 Thlr., während Frankreich für seine 35 Collèges das Doppelte gäbe. Simon fragte: „wie steht es da aber mit Cousins klassischem Lande der Schulen und Kasernen?" „O! Cousin haben wir eingeredet, was ihm nöthig war zu wissen."

ganze Unterrichts-Anstalt überflüssig sei; mit deren Mitteln sollte man die andern dotiren. — Und schließlich stimmten sie darin überein: „daß sie Simon als großen Heiland ansehen würden, wenn er im Stande wäre, Geld zu schaffen." „Ich dachte und sagte es verschiedentlich: ja! ja! wer aber den Zweck will, muß auch die allein geeigneten Mittel wollen."

Bis dahin waren Eichhorn und sämmtliches Ministerial- und Kirchen-Personal einig. Sodann schaarte sich jedoch eine ganze Oppositionsgruppe gegen den Minister; freilich um einen Moment später in sich selber zu zerfallen.

Ein Jeder nämlich protestirte energisch gegen die „allgemeinen Redensarten," „mit einem Pistolenschusse" lasse sich Nichts erreichen. Im Finanz-Ministerium habe man Wind bekommen von der Absicht des Ministers und lachend geäußert: „So ist's schon recht! Er soll nur kommen! Wir haben ohnehin schon genug." Alle meinten: reformiren lasse sich unter den gegebenen Verhältnissen nun mal nicht von Grund aus; fordern müsse man im Einzelnen, nach und nach, hier ein paar Tausend, dort ein paar Tausend. So sei es seit fünfundzwanzig Jahren (also seit dem Kriege) gut gegangen; so müsse es fortgehen. Der Bischof wollte die Gehalte der höheren Geistlichkeit zuerst verbessert wissen; die Angelegenheit der Pfarrer erfordere zur Zeit noch Berichte und Uebersichten, deren letzte aus den Jahren 1817 und 1824 herstammen. Geh. Rath Crebé hält für Hauptsache, daß gerade zuerst den armen Geistlichen beizuspringen, von deren theilweiser Lage man keine Vorstellung habe. Der Büreaukrat wollte von den hohen Einnahmen Einzelner Abzüge machen (wie in Würtemberg), um die geringer Besoldeten zu bedenken — ein Verfahren, gegen das ein Dritter heftig als gegen einen Gewaltstreich eiferte. Der Schützer der Gymnasien drang „unmaßgeblich" darauf, daß Letztere nothwendig zuerst bedacht würden. „Die Vorarbeiten in Betracht der Elementarschulen und Seminarien seien noch viel zu weit zurück, um hier mit Vorschlägen vorzugehen." Der Eine wollte Alles aus Staatsmitteln fordern: „von den Landständen sei nichts zu hoffen." Der Andere theilte mit: daß die Kommunen sich zum Theil Zuschüsse aus Staatsmitteln verbitten, um dem in solchen Fällen beanspruchten Konpatronate des Staates zu entgehen. — Dann wieder wollten die meisten der Herren bei der beabsichtigten Arbeit

Berichts-Einforderungen*) seitens der acht Provinzial-Schulkollegien; der Minister dagegen hauptsächlich Studium der vorhandenen Akten; „das vorhandene Material müsse zusammengezogen und durchgeistigt werden.“ Dann wieder eine Schluß-Einigung sämmtlicher Meinungen: „Man müsse sich allerdings ja sehr hüten, durch jene Berichts-Einforderungen vorzeitige Hoffnungen und, wenn auch begründete, Ansprüche zu wecken, die nachher sich nicht realisiren ließen.“ — Kurz, es herrschte ein völliger Wirrwar der Meinungen, eine keineswegs beneidenswerthe Disharmonie im Kollegium. Simon freute sich doppelt, außer demselben zu stehen.

Wir kommen nun, mit Hinweglassung eingehender Detail-Vorschläge und Gesichtspunkte, auf einige Hauptzüge jenes, von ihm im Frühjahr 1842 eingereichten Memoires**). In Folge derselben erlosch das betreffende Kommissoriat, da eine Einigung zwischen dem Minister und ihm nicht herbeizuführen war.

Als erstes Mittel, zum beabsichtigten Ziele zu gelangen, fordert Simon Appellation an die öffentliche Meinung. Es gäbe keinen verlaßbareren Bundesgenossen; ohne ihn bekäme der Minister die Unsummen, die er brauche, nicht, da er allein stehe mit ungeheurer Opposition seitens des Staates und der Provinzialstände.

---

*) Auf diese Berichts-Einforderungen kam denn auch Simon bei Entwickelung betreffs des Angriffs der Sache in verschiedenen Audienzen zurück: „Ein Einzelner kann unmöglich binnen Jahresfrist das leisten, was die vierzig Decernenten der Regierungen, Konsistorien und Provinzial-Schulkollegien in Folge der ihnen angegebenen Gesichtspunkte in sechs Wochen. Ich würde beispielsweise bei den Elementarschulen, wo sich auf die bisher eingeforderten Berichte die Regierungen meist auf Einreichung von Tabellen beschränkt, während sie über die gesammte Lage der Elementarschulen berichten müßten, — in einem Circulare Folgendes fordern: 1. Ob die Schulsysteme für ihr Departement ausreichten, oder ob neue zu gründen, resp. die vorhandenen zu vergrößern und zu verbessern.“ Eichhorn erwiederte: „Nein, das würde ich nicht thun, das würde zu viel Ansprüche hervorrufen.“ „Aber Excellenz, dürfte dies nicht vielleicht gerade der Zweck sein: alle Ansprüche kennen zu lernen?“ „Nein, wir können sie doch nicht befriedigen und müssen uns hüten, Hoffnungen ohne Grund zu wecken.“ „Excellenz fehlt aber anderenfalls die Unterstützung, die Sie haben, wenn sämmtliche Behörden hinter Ihnen stehen.“ „Ich will lieber hierauf verzichten, als u. s. w.“

**) Interessant ist jenes Memoire schon dadurch, daß die heutigen Tagesfragen großentheils schon damals von Simon aufgenommen und nach der allgemeinen Volksstimme entschieden wurden.

In dieser Beziehung sagt er in einer Separat-Vorstellung an den Minister, auf die er im Memoire mehrfach zurückkommt:

„Ew. Excellenz erachten zur Hebung des Schul- und Kirchenwesens eine Erhöhung des Etats Ihres Ministeriums für nothwendig. Nach dem Ueberblick, den ich nunmehr gewonnen, stellt sich heraus, daß die jährliche Summe, welche zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse den Anforderungen der Zeit entsprechend unumgänglich geboten, im Verhältniß zu dem gegenwärtigen Etat Ew. Excellenz Ministerii so bedeutend sein dürfte, daß — die Schwierigkeiten erwogen, welche bisher der Hebung einzelner dringender Nothstände entgegengesetzt wurden — eine starke Opposition zu erwarten sein möchte. Jedenfalls würde der Staat diese Anforderungen nicht allein zu befriedigen haben, sondern es würde, theils schon nach jetziger Lage der Gesetzgebung, ein großer Theil derselben den Kommunen zur Last fallen, theils vielleicht diesen, oder in Betreff der auf größere Kreise berechneten Unterrichts-Anstalten, wie der Gymnasien und Seminarien, vielleicht den betreffenden Kreisen oder Provinzen in Folge neuer legislativer Maßregeln, aufzuerlegen sein. In dieser Beziehung müßten die Provinzialstände gehört werden. Erwägt man deren Zusammensetzung, die eine Vertretung der Intelligenz beinahe vollständig ausschließt, erwägt man ferner die Größe der von ihnen nöthig zu fordernden pekuniären Opfer, so läßt sich mit einiger Gewißheit voraussetzen, daß deren Opposition eine noch größere sein wird, als die des Staates, der mindestens von dem Bedürfnisse selbst durchdrungen ist und die Wichtigkeit der Befriedigung desselben im vollen Umfange zu würdigen weiß.

„Unter diesen Umständen erscheint es von meinem Standpunkte aus wichtig, ehe noch mit den Forderungen selbst hervorgetreten wird, einen verlaßbaren Bundesgenossen zu finden.

„Der mächtigste scheint mir die öffentliche Meinung. Wenn von dieser auf Se. Majestät den König, auf die Central-Behörden, auf das Publikum, welches die öffentliche Meinung durch die Schrift vertritt, so wie auf jenes, welches die Mitglieder der Provinzialstände wählt, und auf letztere selbst in der Art eingewirkt werden könnte, daß ihnen die dringende Nothwendigkeit aufgedrängt würde, in dieser Angelegenheit kräftig und mit Aufopferungen einzuschreiten; so dürfte nach meinem Dafürhalten das Gelingen wesentlich gefördert sein.

„Die öffentliche Meinung würde sich aber in mächtiger Weise

auszusprechen, wenn ihr der eigentliche Zustand der betreffenden Angelegenheiten bekannt wäre, was zur Zeit ganz und gar nicht der Fall ist.

„Um dies zu erreichen, würde mit einer Bekanntmachung dessen zu beginnen sein, was der von Ew. Excellenz mir übertragenen Arbeit als Basis dienen muß, nämlich mit einer veröffentlichten Darstellung der Vermögens-Statistik der preußischen Schule und Kirche. Ich gehe bei diesem Vorschlage von der Ansicht aus, daß eine Beleuchtung vaterländischer Zustände — im Gegensatz zu den uns sehr vertrauten ausländischen — als etwas höchst Wünschenswerthes zu betrachten, da andernfalls die Entschließungen der Staatsgewalt und ihrer Organe für die überwiegende Mehrzahl, selbst der wohlgesinnten und stimmfähigen Staatsbürger, der inneren Begründung entbehren, die Regierung mithin durch dieses Zurückhalten politischer Lebensäußerungen sich selbst einen mächtigen Hebel des Vertrauens, der Nation ein wichtiges Bildungsmittel entzieht; ersteres, weil mit Bewußtsein nur geliebt werden kann, was man kennt, nur bewußte Liebe aber in drangvollen Zeiten sich bewährt.“

Hier nun entwickelt Simon, in welcher Weise jene und weitere Veröffentlichungen geeignet geschehen könnten, entweder officiell oder in anderer Weise durch die Presse. Sodann fährt er fort:

„Die Wirkung könnte nach meinem Dafürhalten nur eine günstige sein. Die ungeheure Armuth würde bekannt. Eine sehr große Zahl von Stimmen, die zur Zeit bei mangelnder Kenntniß der Zustände wohl schweigen muß, würde theils im persönlichen, theils im reinen Interesse für das Wohl des Vaterlandes Ew. Excellenz Forderungen durch öffentliche Erörterungen vorbereiten und eine öffentliche Meinung bilden, welche mit der ihr eigenen unsichtbaren Magie auch auf Gleichgültige und Widerstrebende wirken dürfte.

Allerdings würden alsdann die Provinzen Gelegenheit zu der [illegible] haben, wie sehr zur Zeit einzelne prägravirt sind; es würde beispielsweise heraustreten, daß der Gymnasialunterricht in der Provinz Posen mit 14,000 Thlr., in Westphalen mit 65,000 Thlr. [illegible], während [illegible] am Rhein 142,000 Thlr. [illegible] in der Mark Brandenburg 230,000 Thlr. [illegible] freilich zum [illegible] Provinzen, [illegible] viel [illegible]. Allerdings [illegible] daß

Ew. Excellenz Ministerium eine Zeit lang heftig belästigt werden würde durch hervorgerufene Ansprüche der betreffenden Schullehrer und Geistlichen: — allein eine solche Aufregung der Meistbetheiligten wäre eben ganz zweckmäßig. Auf den Grundbesitzer — den besonders Interessirten und zugleich den Hauptbestandtheil der Provinzial-Landtage — kann nicht wohl anders eingewirkt werden, als durch seinen Pfarrer und die öffentlichen Blätter; und es wird sich die Mehrzahl dieser Personen ohne solche Einwirkung schwerlich zu bedeutenden Opfern nach jener Richtung hin verstehen. Aber auch im Allgemeinen dürften die Früchte einer vielfältigen öffentlichen Erörterung jedenfalls andere sein, als wenn etwa dieselbe Arbeit in einem Exemplare dem Könige, in einem dem Finanzminister, in einem den betreffenden Deputationen der einzelnen Provinzial-Landtage vierzehn Tage vor deren Eröffnung übergeben würde. Während in diesem Falle die Erregung eines allgemeinen lebhaften Interesses mehr als zweifelhaft bleibt, wäre der Angelegenheit im ersteren Falle jedenfalls eine lebendige Diskussion, mit Kenntniß der Sache, zugesichert; sie wäre vorbereitet durch die öffentliche Stimmung, und Staat wie Provinzial-Stände hätten den ersten Schreck vor den bedeutenden neuen Lasten überwunden.

„Durch eine solche Bekanntmachung der schreienden Armuth derjenigen Staatsinstitute, die für Geist und Gemüth des Volkes sorgen, dürfte ferner — ganz unabhängig von dem Vorstehenden — Letzteren eine andere Aussicht von Bedeutung eröffnet werden. Die so bedeutende Privat-Wohlthätigkeit würde auf diesen Punkt gelenkt.

„In der mir besonders bekannten Provinz Schlesien werden jährlich die erheblichsten Summen zu öffentlichen wohlthätigen Zwecken von Privatleuten verwendet. In Breslau würde es der Familie eines vermögenden Mannes zur Schmach gereichen, wenn sich nicht bei Eröffnung seines Testamentes Legate für wohlthätige Stiftungen fänden. Daß sich dies zur Zeit besonders auf Hospitäler und derartige Institute für das leibliche Wohl beschränkt und nur selten auf Dotirungen von Schulen und Pfarreien erstreckt, hat gewiß seinen Grund zum Theil in der Unbekanntschaft des Faktums, daß Lehrer, Pfarrer, Schulen in so häufigen Fällen an dem Nöthigsten darben."

Eichhorn antwortete in einer demnächst angesetzten Audienz auf obige Vorstellung positiv ablehnend. „An die Oeffentlichkeit appel-

liren, das gehe nicht; er müsse sich da auf den staatsmännischen Takt berufen, der nur durch lange Erfahrung zu erlangen; die öffentliche Meinung Seitens der Regierung aufzuregen, um eine Maßregel durchzusetzen, zieme sich für England, nicht für Preußen u. s. w."*)

Sodann fordert Simon in jenem Memoire durchgehende Wiedereinführung des Turnwesens an Seminarien und sämmtlichen öffentlichen Unterrichtsanstalten; sowie militärische Jugendbildung. Er nimmt — immer die Stütze der öffentlichen Meinung vorausgesetzt — an, daß bei Durchführung dieser Maßregel, welche die spätere militärische Ausbildung des Volkes erleichtere und also auch den Militär-Etat, auf das Entgegenkommen des Königs und des Kriegsministers zu rechnen sein dürfte.

Betreffs dieses zweiten Antrages sagt er:

„Als unerläßliche Bedingung des Gelingens jeder geistigen Bildung erscheint die Ausbildung und Gesundheit des Körpers. Mens sana in corpore sano**). Die Sorge für die physische Erziehung ist daher ein wesentlicher Theil der Schulanstalten. Sie ist es nicht in Preußen. Mit geringen Ausnahmen, die eigenthümlicher Weise fast allein bei Gymnasien vorkommen, als ob der Gewerbtreibende nicht in gleichem, ja höherem Grade der körperlichen Ausbildung bedürfte, beschränkt sich unsere Erziehung auf die Entwickelung geistiger Kräfte, ist mithin einseitig. Dieser Mangel ist gerade in Preußen doppelt auffallend. Preußens Stellung beruht auf dem Princip des Protestantismus, dem Vorwärtsschreiten nämlich in geistiger Entwickelung, gleichzeitig aber in dem Bewahren dieser geistigen Freiheit durch allseitige Entwickelung seiner physischen Kräfte. Seine Stellung als europäische Großmacht ist dauernd begründet in seinen beiden Principien der allgemeinen Schul- und Dienstpflicht, und das Ausland giebt Zeugniß, daß wir

*) „Ich opponire ihm ziemlich stark. Es handle sich nicht um Aufregung, sondern um Bekanntmachung reiner Fakta; wenn ein tiefer Schade nur durch Entblößung zu heilen sei, so sei es falsche Scham, nicht zu entblößen. Er bleibt jedoch bei einer Art von horror vor dieser Maßregel."

**) „Ich enthalte mich absichtlich jeder Ausführung über die Nothwendigkeit der Gymnastik überhaupt, da diese Frage als erledigt betrachtet werden darf, und hebe nur ihr spezielles Verhältniß zum preußischen Staate hervor. Montaigne umfaßt in den Essais (lib. 1, chap. 25) die Aufgabe bei Erziehung des Kindes mit wenigen geistreichen Worten: „Ce n'est pas assez de lui roidir l'ame, il lui faut aussi roidir les muscles."

diese Stellung begriffen; man nannte Preußen das klassische Land der Schulen und Kasernen. Es wäre nun merkwürdig, wenn diese beiden Lebensprincipien neben einander ohne gegenseitige Durchdringung bestehen sollten. Und doch ist dem so. Die große Masse des Volkes stellt sich im zwanzigsten Jahre körperlich vollkommen reif und ungebildet zur Fahne, und jeder Exercierplatz bietet das unerfreuliche Bild, wie durch extraordinäre Stellungen und dergleichen versucht wird, in den schon festgewordenen Körper Geschmeidigkeit zu bringen. Körperliche Ausbildung ist aber nicht das Produkt einiger Jahre, am wenigsten der späteren, und es liegt sonach anscheinend gerade uns überaus nahe, dieselbe in unsere öffentliche Erziehung als integrirenden Theil aufzunehmen. Die praktischen Folgen erscheinen, ohne irgend ausschweifende Hoffnungen aufzustellen, — schon von nationalwirthschaftlicher Seite, auf die ich nur hingedeutet haben will — sehr bedeutend.

„Zur Zeit umfaßt die militärische Dienstpflicht der Masse des Volks drei Jahre, und die Erfahrung lehrt, daß wenn auch nicht dieser, doch ein beträchtlicher Zeitraum für den körperlich Ungebildeten zu einer einigermaßen vollständigen militärischen Ausbildung nöthig ist. Die gebildete Klasse des Volks lernt Dasselbe in Einem Jahre, theils allerdings ihrer leichteren Auffassung wegen, besonders aber weil bei ihr bereits, in Folge ihr sonstigen Verhältnisse, allgemeine körperliche Ausbildung vorgefunden wird; und es dürfte in letzterer Beziehung weit sachgemäßer sein, den Vorzug des einjährigen Militärdienstes von einem guten Turnzeugnisse abhängig zu machen, als von dem Zeugnisse, daß man in der zweiten Klasse eines Gymnasii gesessen.

„Würde nun vom Staate anerkannt, daß zur Erziehung auch die körperliche gehöre, und träfe er demgemäß die nöthigen Einrichtungen, so werde die Möglichkeit gegeben sein, die Dienstpflicht jedes Preußen auf Ein Jahr zu beschränken. Die großen Folgen einer solchen Maßregel sind einleuchtend. Theils wüchsen die gesammten Kräfte eines zweijährigen Zeitraumes der dienstpflichtigen Bevölkerung des Staates, welche gegenwärtig durch den Militärdienst absorbirt werden, dem National-Wohlstande zu, theils könnte alsdann die Idee der Bewaffnung des Volkes, der Landwehr, in einer zur Zeit nicht möglichen Weise durchgeführt werden. Das stehende Heer ist nämlich bei dem gegenwärtigen dreijährigen Turnus eine nicht ausreichende Waffenschule des Volkes, und es kann daher ein bedeutender Theil des Volkes zu seiner

Soldatenpflicht gar nicht oder nur höchst unvollständig herangezogen werden. Bei einem einjährigen Turnus fiele dieser Uebelstand weg, und alle waffenfähigen Bürger würden der ursprünglichen großen Idee gemäß auch waffengeübte.

„Eine Maßregel von so umfassenden Folgen, welche das Volk körperlich, mithin auch geistig kräftigte, welche dem Nationalwohlstande so bedeutende Ressourcen eröffnete, welche die Zahl der waffengeübten Bürger so großartig erhöhte, eine Maßregel also, welche für das Leben des Staates nach innen und außen so heilbringend sein müßte, würde — mit verhältnißmäßig sehr unbedeutenden Geldopfern durchzuführen sein. —

„Korrespondirend der einseitigen Erziehung des Volkes ist zur Zeit die der Volksschullehrer. Sie werden in den Seminarien geistig unterrichtet, nicht gleichzeitig körperlich, ja man hat es ihnen in letzterer Beziehung als Beneficium verstattet, die militärische Ausbildung in sechs Wochen zu beseitigen. Grade umgekehrt nun würden nach meinem Dafürhalten die Seminaristen, sowohl militärisch als durch einen bei jedem Seminarium anzustellenden Lehrer der Gymnastik, in sonstigen körperlichen Uebungen vollständig auszubilden und nur derjenige Lehrer als anstellungsfähig zu erachten sein, der auch in dieser Beziehung den vorzuschreibenden Anforderungen genügt hätte. Alle Landschullehrer bis zu dem Alter von vierzig Jahren hätten in ähnlicher Weise, wie dies zur Zeit bei mangelhafter wissenschaftlicher Vorbildung geschieht, durch mehrmalige Einberufung zu den Seminarübungen während der Ernteferien auch in Beziehung auf die körperliche Erziehung das Fehlende nachzuholen. Auf diese Weise würden mit sehr geringen Kosten durch die Pflanzschule der Seminarien die nöthigen gymnastischen Lehrer für den gesammten Volksunterricht binnen wenigen Jahren gebildet werden.

„Die Ausbildung der Jugend durch diese Lehrer könnte schon zeitig die militärische Richtung nehmen. Man kennt die Lust und Liebe, mit denen der Knabe militärische Spiele treibt, und es würden somit die Waffenübungen von dem gelenken, mit Lust und Liebe auffassenden Knaben spielend und zu seinem körperlichen Wohle erlernt, die dem fester gewordenen Körper durch den Unteroffizier unter harten Mühen nur unvollkommen beizubringen sind.

„Hand in Hand müßten mit dieser Maßregel ähnliche für höhere Bürgerschulen und Gymnasien gehen, und insbesondere jedes

dieser Institute einen Lehrer der Gymnastik erhalten. — Diese Einrichtungen würden vorerst dem Zwecke genügen, und weiteren Erfahrungen dürften spätere Verbesserungen resp. Erweiterungen vorzubehalten sein.

„Der Staat hat nach meinem Ermessen ein vollkommenes Recht darauf, die Gymnastik als einen Theil des Zwangs-Schul-Unterrichts zu erklären, ein mindestens eben so großes, als auf die geistige Ausbildung des Staatsbürgers bis zu einem bestimmten Grade. Läßt sich auch namentlich bei Dorfgemeinden mancher Widerspruch erwarten, in denen die Eltern wohl hier und da Gymnastik für überflüssig erklären möchten, weil die Kinder schon von selbst sich hinreichend „umthun!"; so ist dem zu entgegnen, daß die Kinder der Landleute zwar ohne Anleitung zum Theil die Kraft, nicht aber die Gewandtheit des Körpers erreichen.

„Es würde diese Zwangspflicht durch ein Gesetz auszusprechen sein, welches gleichzeitig zur Ausführung desselben in Betreff der Seminarien die nöthigen Anordnungen träfe, sowie die Verpflichtung der Gemeinden zur Kostentragung der unumgänglich nöthigsten technischen Vorrichtungen feststellte. . . . . . ."

Als ein drittes Mittel sowohl zur Verbesserung des Schul-Unterrichts im preußischen Staate, als auch (durch Gewinnung der öffentlichen Meinung) zu Beschaffung von Zuschüssen Seitens der Stände, Gemeinden u. s. w.: beantragt Simon, die vorhandenen Schulsysteme mehr in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Bildungsbedürfniß des Volkes zu bringen, d. h. das Verhältniß der Real- und polytechnischen Schulen zu dem der sogenannten gelehrten Schulen ins Gleichgewicht zu bringen. Gleichzeitig führt er die Verpflichtung des Staates aus, diesem unabweislichen Bildungs-Erforderniß gerecht zu werden und die nothwendigsten Subsidien dazu zu gewähren. Sodann fährt er fort:

„Man kann hinsichtlich der erforderlichen geistigen Vorbildung, mit Hinblick auf die menschlichen Beschäftigungsweisen, im Staate drei wesentlich von einander geschiedene Richtungen zählen, die freilich unter sich allmälige Abstufungen haben. Zu der Klasse derer, welche sich den Wissenschaften widmen, sei es durch Anwendung derselben auf das Leben, namentlich auf Staat und Kirche, sei es durch ihre rein theoretische Weiterbildung, sind namentlich alle diejenigen zu rechnen, welche Aemter einnehmen wollen, deren Verweser studirt haben müssen. Für diesen Stand sorgt der Staat durch die Gymnasien. Einen andern bilden alle Handarbeiter: die Hand-

werker also, die Bauern, die ganze dienende Klasse. Für sie sorgt der Staat durch den Elementar-Unterricht.

„Zwischen diesem und dem ersterwähnten Stande steht der umfangreiche zweite, der Stand der Bürger in weiterer Bedeutung des Wortes, und es gehören zu demselben Alle, welche sich der höheren Technik, dem Fabrik- und Manufaktur-Wesen, der Handlung, der Landwirthschaft, der Chirurgie und Pharmazie, dem höheren Militärstande, dem höheren Bau-, Berg-, Forst- oder Postfache, endlich dem Büreau-Dienste in solchen Stellen, die nicht Universitätsstudien bedingen, widmen wollen.

„Dieser ganze Stand ist vom preußischen Staate, in seinem öffentlichen Unterrichts-Systeme, nicht anerkannt. Der Staat sorgt möglichst vollständig für den ersten Stand durch Gymnasien, für den dritten durch Elementar-Schulen, aber er überläßt es der Noth, dem sich selbst Auswege suchenden dringenden Bedürfnisse, höhere Bürger- und Gewerbeschulen zu errichten. Es geht dies so weit, daß man es für möglich gehalten hat, die Gewerbeschulen ganz aus dem eigentlichen Unterrichts-Systeme herauszureißen, dem diesseitigen Ministerio also, ebenso wie die hiesige Gewerb-Universität, zu entziehen.

„Die ganze Klasse von Personen, welche sich mit der Ausübung der technischen Gewerbe im weiteren Sinne des Wortes beschäftigt, also mit Handlung, Fabrikation, Leitung größerer Landgüter u. s. w., bedarf in höherem oder minderem Grade des Unterrichts in der Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik, der Erd- und Staatenkunde, namentlich soweit sie die Gewerbe und deren Urstoffe betreffen, der Sprachfertigkeit in mehreren lebenden Sprachen.

„Schulen nun, in denen die Bedürfnisse dieses Standes allein die Richtschnur geben, sind Ausnahmen und stehen in gar keinem Verhältnisse zu dem Bedürfniß; sie sind, wie erwähnt, Kinder der Noth und des äußersten Entbehrens. In ganz Schlesien finden sich deren drei: zu Breslau, Neisse und Landshut. Als Erstere am 15. Oktober 1836 eröffnet wurde, hatte sie sofort 216 Schüler; Ende des Jahres 1840 aber deren bereits in neun Klassen 472, und es stellt sich daher schon nach fünf Jahren das dringende Bedürfniß einer zweiten Schule derselben Art heraus. Aus ganz Schlesien, aus dem Großherzogthum Posen, aus Polen, Oesterreich und Rußland sind ihr eine große Anzahl Schüler zugegangen. Die Hälfte ihrer Schüler sind Söhne von Kaufleuten und Gewerbtreibenden, ein Viertel von Beamten, ein Achtel von Militärs höheren

Ranges, ein Achtel von Gutsbesitzern. Der sechste Theil aller Schüler ist von Adel. Von diesen Schülern traten im Jahre 1840 sechsundsechzig ins bürgerliche Leben. Davon 21 zum Kaufmannsstande, 13 zur Landwirthschaft, 8 zum Militär, 3 zum Maschinenbau, 2 zur Pharmazie, 3 zum Hüttenfach, 1 zum Bergfach, 2 zum Baufach, 1 zum Forstfach, 1 zum Steuerfach, 11 zu anderen Künsten und Gewerben. Sonach stammen fast sämmtliche dieser Schüler aus jenem zweiten Stande und bilden sich sämmtlich zu demselben wiederum vor.

„Ungeachtet derartiger Fakta hat Ew. Excellenz bis jetzt die höheren Bürgerschulen auch nicht einmal theoretisch als eine Nothwendigkeit anerkannt; denn noch in einem neuerlichen Reskripte, welches in Folge eines Antrages des Magistrats zu Neisse erging, ihm für die höhere Bürgerschule daselbst eine Unterstützung zu gewähren, da sie ohne dieselbe nicht bestehen könne, — ist das Provinzial-Schul-Kollegium zu Breslau zu einem Berichte aufgefordert worden, „„ob diese höhere Bürgerschule (die einzige in Ober-Schlesien) für die Provinz von Wichtigkeit sei.““

„Wo bekamen nun jene oben erwähnten 472 jungen Leute der Breslauer Bürgerschule bisher ihre Bildung? In Gymnasien! So wird die große Masse jenes Standes gezwungen, ihren geistigen Bedarf in den für einstige Gelehrte berechneten Anstalten zu suchen. Der Nachtheil ist ein doppelter, aber kaum zu ermessender.

„Einmal wird hierdurch jenem ganzen Stande, insbesondere aber dem Gewerbstande, die Bahn der Entwickelung des Talents, der Spielraum für die geistige Thätigkeit in allen gewerblichen Richtungen mindestens für die Jugendzeit verschlossen, und der praktische Sinn, die Originalität dieser Volkskräfte durch eine Unterrichtsweise, welche nur für den Gelehrten passend, nach Möglichkeit unterdrückt. Diese Einseitigkeit, welche alle Bildung über denselben Leisten versucht, müßte bei konsequenter Durchführung, falls diese möglich wäre, mit der Verwischung aller Originalität enden. Man geht hierbei von dem angeblich geistigsten Standpunkte aus, nach welchem die Schule sich ganz vom künftigen Leben trennen müsse, weil ihre Aufgabe sei: Menschen im Allgemeinen zu erziehen. Man behandelt demgemäß, — den Begriff des Menschen aller inhaltsreichen Bestimmungen entkleidend, — die Schüler, ohne Rücksicht auf wesentlich verschiedene Lebensbestimmungen, nicht bloß in demjenigen gleich, was für jeden Menschen gleichen Werth hat, sondern auch in Dingen, die nur relativen Werth besitzen, und

übergiebt sie also, vom Standpunkte negativer Abstraktion aus, einer Mechanik, die, wie gesagt, Lust, Liebe, Geist und Individualität ertödtet und meist denjenigen das höchste Lob verschafft, die sich zu allen Gegenständen des menschlichen Wissens durchaus gleichmäßig verhalten — den geborenen Philistern.

„Anderentheils wird hierdurch die große Masse des Volkes gewaltsam vom Staate zum Studiren gedrängt, und man kann dreist ein Moment der jetzigen Ueberfüllung des Staatsdienstes in unserer Fülle von Gymnasien bei relativ vollständigem Mangel an Schulanstalten für den erwähnten zweiten Stand finden. Nicht minder aber leiden die Gymnasien selbst darunter, da aus dem erwähnten Grunde die Noth den Versuch hat unternehmen lassen, sie als Unterrichts-Anstalten à deux mains, nach zwei verschiedenen Richtungen hin, zu gebrauchen.

„Es ist von dem eben entwickelten Standpunkte aus unumgänglich geboten, dem zweiten Stande in Betreff der öffentlichen Erziehung dieselbe Berechtigung zu verschaffen, wie den anderen erwähnten Ständen. Als erster Schritt dazu wäre die Anerkennung dieses Prinzips zu betrachten und somit die Leitung der Gewerbschulen, die durch ihre Trennung unter zwei Ministerien nur leiden können, unter das Ressort des diesseitigen Ministerii zu bringen. In dieser Beziehung ist nöthig, präjudiziell den Antrag zu stellen: daß die Gewerbschulen aller Art von dem Ministerium des Innern mit sämmtlichen für dieselben bestimmten Fonds an Ew. Excellenz Ministerium abzugeben seien. Mit weiteren Schritten zur Entwickelung derartiger Schulsysteme wäre sodann vorzugehen. . . . . . . u. s. w., u. s. w. . . . . .“

Endlich kommt Simon auf die Veröffentlichung der ganzen betreffenden Verhältnisse nochmals dringend zurück und schließt: „Ich erlaube mir als unterstützendes Motiv für meinen Antrag nochmals hervorzuheben, daß der Staat nur den kleinsten Theil des betreffenden Bedürfnisses befriedigen kann, der größte durch das betheiligte Publikum aufgebracht werden soll und muß, — wie dies vorzugsweise in Betreff der Kirche neuerdings von Sr. Majestät gewünscht und vorbereitet wird. Dem Publikum muß aber zunächst das Bedürfniß in seiner vollen Größe bekannt sein. Kalte Zahlen sprechen in solchem Falle wärmer als die wärmsten Worte. Mit Zahlen wäre vorerst bei einer Bekanntmachung vorzugehen.“

Da, wie gesagt, die Grundanschauungen des Ministers Eich-

horn und Simons sich nicht einigten, war an ein segensreiches Zusammenwirken nicht zu denken. Das Kommissoriat wurde aufgegeben. Als man sich getrennt, schrieb Simon in sein Tagebuch:

„Gott Lob! als Geheimer Regierungsrath mit Eichenlaub sterbe ich nicht und das ist „ein Ziel auf's Innigste zu wünschen."

Seinem lieben Freunde v. Ohlen.

Helgoland, 12. September 1842.

„Tausend Grüße von diesem verzauberten Eilande her, wo ich seit fast drei Wochen Götteraugenblicke schlürfe. Den ganzen Morgen auf der Düne der glücklichste Jäger, dazwischen halbestundenweise auf den Sand gestreckt, Philosoph, Naturliebster, Sammler; den Nachmittag auf Booten hinaus in das heilige Meer — ich sage Dir, Ohlen, es lohnt sich, daß wir's nächstes Jahr zusammen machen. Man bekommt hier die großartigsten Naturoffenbarungen und hat dafür nichts mitzubringen, als offene Sinne. Die Hälfte der Leute findet Helgoland auf die Länge langweilig; ich möchte hier Jahre leben. Neben dem Meere können höchstens die unnahbaren Gletscher genannt werden; aber diese werden auf die Dauer einförmig, das Meer dagegen ist mannigfaltig und ewig neu wie die menschliche Seele. Die Erde hat sich vom Menschen unterjochen lassen, das Meer aber spottet des winzigen Geschöpfes, das Jahrtausende schon Furchen über seine unermeßlichen Flächen zieht, die schon im nächsten Momente wieder spurlos vergangen sind. Das Meer ist heute, wie es am Schöpfungstage war, naturjungfräulich, intakt von allem Menschenwust, und diese Naturursprünglichkeit entzückt mich.

„Die Gesellschaft hier ist ganz unbedeutend, aber groß, daher meide ich alle Concerte, Bälle und Consorten, die hier zehnfach lächerlich; nur am Roulette war ich häufig spät Abends ein halbes Stündchen — da ist das Schicksal, das steht neben der Natur. Es wollte mir wohl, so daß ich den Aufenthalt hier umsonst habe, aber ich konnte mich leider nicht hinreißen lassen, und während ich rechts und links Schweißtropfen auf den Stirnen sah, blieb ich der kalte Beobachter — zu meinem Leidwesen. Mir ist leider oft, als stände ich nicht mehr mitten drein, sondern daneben.

„Das Kommissorium bei Minister Eichhorn habe ich aufge-

geben; wir konnten uns in den Hauptsachen nicht einigen. Als ich die Thür in der Hand hatte — wir schieden sehr freundlich — war mir wie dem Vogel in der Luft, und so ist mir heut in qu. Beziehung noch. Ich passe in kein Ministerium und hatte mich durch das A-sagen gezwungen malgré moi B. zu sagen; ich darf mich freuen, daß die Sache zu Ende ist. Lebe wohl, mein alter, lieber Ohlen, und freue Dich mit mir, daß es, unter uns gesagt, leicht möglich, daß wir den Winter zusammen in Breslau verleben.

Dein

H. Simon."

Reise-Briefe aus den Monte-Rosa-Thälern (1843).

Motto:

„Heut in zwanzig Jahren wird diese Gegend Mode sein, wie es jetzt Chamouny ist. Die Wege werden chaussirt werden, und statt der Alpenhütten an den Abgründen werden Hotels an staubigen Straßen stehen." —

Gressoney, 10. August 1843.

Heinrich Simon.

Visp, Sonnabend, 5. August 1843, Morgens.

„Vom Thuner See hatte ich nach meinem ursprünglichen Reiseplane ins Berner Oberland gehen wollen. Ich änderte meinen Entschluß, weil mir plötzlich wieder meine alte Sehnsucht nach dem Visper-Thal aufstieg, einem der südlichen Seitenthäler des Rhonethales, welches bis unmittelbar zum Fuße des Monte Rosa führt, meines entschiedenen Lieblings. Um dorthin zu gelangen, hatte ich die Gemmi zu übersteigen, den einzigen Alpenpaß, der von Norden her in das lange Rhonethal führt, und auch dieser nur für Maulthiere zu passiren. Ich hatte früher nur Alpenpässe gesehen, die man mit Fuhrwerk zurücklegen konnte, denn der große St. Bernhard ist es wenigstens zum Theil; hier aber sah ich die Schrecknisse der noch unbewältigten Natur, der nur einzelne Gunstbezeugungen abgetrotzt worden. Von Kandersteg aus ist das Thal durch einen steilen Felsen geschlossen; einen Weg sieht man nicht, begreift auch nicht, wie einer möglich wäre. Von Leuck aus ist das Thal gleichfalls durch steile Felsen, senkrechte fast, geschlossen; einen Weg sieht man nicht, begreift auch nicht, wie einer möglich wäre: dieser unsichtbare, unbegreifliche ist der Weg über die Gemmi. Im

Zickzack geht der überaus kunstlose und nur zuweilen in den Felsen gehauene Pfad die Felsengeschiebe im Schiefergerölle hinan, den Abgrund immer so unmittelbar unter sich, daß Keiner, der Schwindel hat, ihn passiren kann. Am grausigsten ist er hinunter zu auf Leuck: ein Schritt zu weit rechts, einer zu weit links, und man läge zerschmettert in unnahbaren Abgründen; und — wunderbar — man läuft und springt so sicher, als wären die Abgründe Gott weiß wie weit entfernt. — Die Gewöhnung ist mir eigentlich das Widerlichste auf der ganzen Erde: Alles stumpft sie ab, Allem nimmt sie die Feinheit der Spitze, die bezaubernde Frische der Neuheit. Man setze mich in meinem Hausrock vom Aktentische weg an die Abgründe der Gemmi, und ich hätte die immenseste Gemüthserregung — aber eine siebenstündige Gemüthserregung macht etwas kühler.

„Ich sage Euch, „dat Bitzerli“ (unser „Bischen“) Steigen fühlt man demnächst in den Knochen. Mit mir gingen drei Schweizer, Berner Studenten, die aber als gute Botaniker bald zurückblieben, denn hier giebt Liebliches die Flora überall, vorzugsweise Schönes auf dem Riesen. Ich hatte am Abend einen Strauß der wunderbar schönsten Alpenblumen an der Brust stecken, als ich auf dem Heuboden mich auszog und ihn zu seinen minder bevorrechteten Geschwistern warf. Ob wohl eine Blume auf die andere neidisch sein mag? Wissen wir's wirklich mit absoluter Gewißheit, daß in der Pflanzenwelt das bewußte Leben gänzlich fehlt? Bei den Thieren bin ich vom Gegentheil längst überzeugt. Ein Wesen, das Schlüsse macht, hat Bewußtsein, und daß Thiere Schlüsse machen, steht ganz unwiderleglich fest. Warum sollte es keinen Blumenneid geben; Thierneid giebt's gewiß, unbedingt wenigstens unter Menschen. Es ist eine der allerthierischsten unserer Eigenschaften. Ja so, von der Gemmi.

„Nach mehrstündigem Steigen kamen wir an einige Sennhütten, dann noch einmal an einige und dann begann eine wirklich entsetzliche Gegend. Nichts als Schnee, Eis und grauer Schiefer in den wildesten Formen. Man ist mitten drein, in den furchtbarsten Felskesseln, rings nur überragen die Gletscher, und in einem der Ersteren hat sich ein halbstündig langer See gebildet, mit weißem Gletscherwasser gefüllt und zur Hälfte noch gefroren. Es schneite stark. Wir gehen eine viertel Stunde lang über eine Lawine, die am 14. Juli gefallen. Ueberall bezeichnen, von tausend zu tausend Schritten etwa, in den weiten, öden Schneefeldern hohe Stangen

den Weg. Jedes Verirren, das Ueberfallen der Nacht, müßte unbedingt tödtlich werden. Es fiel mir unwillkürlich das Gemälde ein, was von den Seefahrern über die Natur der Eismeerinseln entworfen wird — Eis und Fels, die Natur ohne Sonne, in Starrheit versunken. Ein lebendig pulsirendes Herz mitten drin kommt einem ganz anomal vor. Nach etwa vier Stunden erreicht man ein einzelnes Haus, Schwaribach, das einzige auf dieser siebenstündigen Route — die Sennhütten sind nur in einigen Sommermonaten bewohnt —; dort spielt Werner's „vierundzwanzigster Februar,“ und das Lokal ist brillant gewählt. Diese Natur harmonirte mit dem Schaudervollsten, was je sich ereignet, oder die Phantasie als möglich sich erdenken konnte. In der Tiefe zwischen den nackten Felsen ist wiederum ein See. Kleiner als der frühere, aber tiefdunkel. Wir waren in der Morgenfrühe aufgebrochen, und ich hatte noch keinen Bissen, keinen Tropfen zu mir genommen. Da thaten denn in Schwaribach einige Gläser Grog vortrefflich.

Von der höchsten Höhe des Passes, etwas über 7000 Fuß, hat man eine brillante Ansicht auf die Wallliser Berge, und kaum waren wir eine halbe Stunde herunter gesprungen, da lag das Bad Leuck im Thal wie Kinderspielzeug unter uns. Wir sprangen weiter hinunter und immer weiter; endlich waren wir unten, und ich sofort in's Maison blanche, wo ich schon 1839 gewohnt. Ich mache dem Diné Ehre. An der Table d'hôte etliche zwanzig Personen, kein Deutscher. Im Ganzen sind etwa 300 Badegäste dies Jahr in Leuck; sonst wohl das Doppelte, meist Franzosen. Das Einzige, was für die Badegäste seit 1839 geschehen, ist eine neu angelegte Allee. Dagegen wird an einem Wege von der Stadt Leuck herauf — drei Stunden — gebaut, da der jetzige gleichfalls nur zu Maulthiere zu machen. Er muß fast gänzlich in Felsen gesprengt werden und wird dem nach Gastein ähnlich, nur daß hier Hinter- und Vordergrund viel bedeutender. Letzterer ist das schöne Rhonethal, das man an einigen Punkten des jetzigen Weges, den ich gleich nach Tisch antrat — schwerlich jedoch auch vom neuen Wege aus — bis Martigny hinauf sieht, mit seiner unglaublich reichen Fülle. Der Hintergrund ist vollständig geschlossen durch den Dalagletscher, der in schöner Majestät thront; links die unwirthbaren senkrechten Felsenschlünde der Gemmi, rechts der Cherbenen, den ich 1839 bestiegen. Auf den Abhängen liegen die Dörfer Inden und Albinen, letzteres auf dem kürzeren Wege mit dem Thal durch Leitern verbunden. Beide durch ihre Cretin-Ueberfülle bekannt. Ich blieb hin-

ter meinem Führer weit zurück, von dem zauberischen Gemälde oft zum Stillstehen gezwungen, und traf bei einem dieser Punkte eine „Ruhe auf der Flucht nach Egypten" — aber ganz und gar. Die Mutter war lieblich, der Ort war wunderschön — und so unterstützte ich die „Flucht" reichlich, so daß ich staunenden Blicken begegnete. Unsere Mildthätigkeit ist unendlich selten von innerem Werthe, bei mir schon deshalb nie, weil das Geld für mich gar keinen Werth hat, es mich also schon deshalb nicht die leiseste Ueberwindung kosten kann, einem Armen reichlich zu geben. Verdienstlich wird es bei mir höchstens dann, wenn ich das Geld in einem Beutel habe, der mit einigen Umständen auf zu machen, dieser Beutel aber in einer wohlverwahrten Tasche steckt, zu der man erst durch einen Sürtout hindurch gelangen kann. Dann komme ich mir mitunter groß vor. Türkische Faulheit ist ganz und gar meine Favoriteigenschaft, körperlich und geistig. Hundert Mal denke ich: „Ach, das lohnt sich nicht erst, zu sagen; widersprich nicht erst; laß gewähren!" Kommt's übrigens darauf an, so bin ich dann, so gut wie die aus dem Schlummer aufgeweckten Araber, körperlich und geistig fest.

„Jetzt aber komme ich mir viel weniger wie ein Araber, als wie der gestrige Betrunkene vor, der einen Jungen eben heftig durchgeprügelt hatte und demnächst nicht aufhören konnte mit der Betheurung, er sei der beste Kerl unter der Sonne, nur dürfe man ihn nicht reizen, dann werde er unangenehm. Er hörte nicht auf, seine Eigenschaften lallend vorzutragen. Ich meinerseits lasse aber nur deshalb meine lallende Feder laufen, wohin sie will, weil wir Regen haben, den ich schon tüchtig verwünscht habe. Heute sollte das Vispthal gesehen werden; es ist aber 9 Uhr und noch regnet's. Die letzten Stunden gestern hatte ich ein Wägelchen genommen, durchfuhr das schöne Rhonethal und sitze nun hier an der Simplonstraße. Bis Brieg, am Fuße des Simplons, sind zwei kleine Stunden; ich will mir aber durch das Visptal einen Weg hinüber nach Italien, nach dem Val Anzasca bahnen, über den Monte Moro, das Weißthor und den Monte Rosa vor Augen."

Zur Matt, 6. August 1843, Abends.

„Ich sitze am Ende des Vispthales, wo es geschlossen ist von ungeheuren Bergen und Gletschern; aber Euer Heinz wird morgen doch drüber.

„Es war gestern ein Uhr, als das Wetter sich endlich auf-

klärte', und wir vorwärts konnten. Das Visptthal ist einzig in seiner Art. Zuerst italienisch: Weinbau, Nußbäume, Kastanien, wo man hinsieht; dann wird es wild. Die Gletscher gucken heraus rund herum, und die Visp braust im Thale wie rasend, während zu beiden Seiten die Felsen himmelhoch hinaufreichen, und der Weg an denselben in einer Art hinläuft, daß man ihn von der entgegengesetzten Seite unmöglich als Weg erkennen kann. Es ist hart an der gedachten himmelhohen Wand ein Fußsteig, oben und unten ohn' Ermessen; von Schwindel darf nicht die Rede sein, wenn man ihn, der solchergestalt durch das ganze Thal läuft, passiren will. Die Leute verlieren übrigens hier gänzlich den Maßstab für die Höhen, wie für die Tiefen. Mein heutiger Führer sah sich gar nicht nach mir um auf dem Wege nach der Heumatt, und ich versichere Euch, daß von fünfzig Personen, die Derartiges nicht gewöhnt sind, sicherlich nicht zwei mir den Weg nachmachen werden. Unmittelbar ging es hinunter in eine Tiefe von mehreren Tausend Fuß.

„Wir kamen gestern gegen sieben Uhr in St. Nicolai an. Ich ging, da das Wirthshaus kaum durchzumachen sein soll, zum Pfarrer des Orts, Schulsky; trat in seine Stube und sagte ihm, daß ich seine Gastfreundschaft auf eine Nacht erbitte. Ich wußte im Uebrigen, daß er dies früher und zwar gegen Bezahlung schon gethan habe. Er acceptirte, und ich habe einen ganz köstlichen Abend bei ihm verlebt. Es ist ein Pole, der im Jahre 1807 aus Gnesen wegging, weil er die preußische Herrschaft nicht vertragen konnte. Eine überaus eigenthümliche Figur. Ein gewisser Humor, mit dem er das Leben auffaßt, eine gewisse, noch leise durchschimmernde, weltmännische Bildung und das Verbauertsein eines im letzten Winkel seit Jahrzehnten sitzenden wallisanischen katholischen Pfaffen. Alles vorgetragen im polnischen Deutsch. Er beklagt sich über die Beschwerden seines Amtes. „Auf diesem Berge (mit dem Finger zeigend auf einen mächtigen derartigen Riesen), „auf jenem, dort auf dem da hinten, liegen meine Filiale, das Alles gehört dem Pollen!" Als ich von der Schönheit der Gegend sprach, meinte er lachend: „Es muß wohl so sein, da's Alle sagen." Er heißt Schulsky, seine Mutter war eine Schulkowsky; er hat aber von dieser und seinen drei Brüdern, die er in Gnesen hinterlassen, in der ganzen Zeit nichts gehört. Von der Gegend wollte er, wie gesagt, nicht viel wissen. Als ich ihn nach einem ungeheuren Gletscher fragte, der dort das Thal schließt, meinte er: „O, das ist nix!" Doch

sagte freilich auch mein heutiger Führer, von einigen etwa 10,000 Fuß hohen Spitzen, auf meine Frage: „das hat keinen besonderen Namen, die Hügel da!“ Wahrhaftig, wörtlich! und ohne Renommage seinerseits, nur Gewöhnung.

„Mit meinem guten Pfarrer und einem jungen Pfründner, den ich bei ihm traf, hatte ich auch viele politische Gespräche über Wallis und sonst. Ihr könnt wohl denken, mit welchen Augen sie die „junge Schweiz“ ansehen, der sie „eine alte“ entgegengesetzt haben. Der junge durch und durch fanatisirte Theologe machte mir viel Freude durch seine unglaubliche Naivetät. Er hielt diese junge Schweiz, die anscheinend von den jetzt durchgehenden französisch-liberalen Ideen geleitet wird, mit dem Antichrist vollkommen für eine Person. Interessant war es, als ich mit dem Pfarrer auf Polen zu sprechen kam und seine Vaterlandsliebe noch glühend fand. Er hatte den innigsten Antheil an dem Kampfe von 1830 genommen und hielt nur diskret mit seinem Urtheile über Preußen zurück, da ich zufällig mich als „Nachbarskind“ von ihm zu erkennen gegeben hatte. Ich erzählte ihm von Uminsky — mit dem ich, wie Ihr wißt, im Jahre 1829 und 1830 in Glogau auf der Festung war — den er im Portrait in einem größeren Werke mit fünf andern der damaligen Anführer hatte. „Ah! welche schöne Gesichter!“ sagte er wiederholt, und die Augen glänzten feucht.

„Ich hatte über Preußens verwerfliche Politik im Jahre 1831 gegen Polen, die diesem den Todesstoß gegeben, mein Urtheil zurückgehalten. (Ich sehe die Sünden Preußens, aber es wird mir schwer, gegen Fremde über sie zu sprechen.) Dies veranlaßte ihn, heut Morgen meinem Führer zu sagen — er sprach ihn um 4 Uhr, als ich noch schlief —: „Noch können wir Schweizer den Mund aufmachen, aber wenn wir einmal einen Monarchen bekämen, da wäre es aus. Sehen Sie Ihren Herrn, das ist ein gutter Herre, ein gelehrter Herre (sich auf einige lateinische Redensarten beziehend, mit denen ich die Pfaffen ergötzte), aber wenn von seinem Könige die Rede, darf er doch nicht —“ (Pantomime des Mundaufmachens). Ich befand mich auf seinem großen, ledernen Großvaterstuhl, den er dem Gaste für den Abend einräumte, sehr wohl, und könnte Euch das ganze Leben eines katholischen Geistlichen an dem kleinen Stübchen schildern, welches er mir zur Nacht einräumte, seine eigene Schlafstube, wenn ich nicht morgen um 3 Uhr zum Paß St. Theodul hinaufmüßte. Er forderte für die Bewirthung eilf Batzen (zehn Silbergroschen), so daß ich dem „Knechte“ als

Biergeld mehr als das Doppelte gab, worüber der Mensch fast wahnsinnig wurde.

„Heut Morgen ging's um 1/26 vorwärts. Diesen heutigen Sonntag will ich nicht vergessen. Dieses Thal! dieses entzückende! Von beiden Seiten gehen, etwa schon eine Stunde von St. Nicolai, Gletscher bis ins Thal, tief unten braust die Visp; Schneekuppen liegen vor den Augen; Rosenknospen, blühendes Geranium und Nelken, Alles von der Matte, stecken im Knopfloche, und die Sonne scheint auf diese Erdenpracht und im Herzen. In der ersten Stunde begegneten uns im Thale von Zeit zu Zeit einzelne Menschenzüge; es kam das Begräbniß: der Todtengräber das Kind in der Kiepe auf dem Rücken, dahinter der Vater; es kam der Taufgang, italienisches Bild: die Mutter auf dem Saumthier, die Gevattern; es kamen die Kirchgänger — Alles zu unserem „Pollen", Alles auf einem Fußsteige, auf dem nur einer nach dem andern passiren kann.

„Von diesem Schmelze der Matten, den ich heute gesehen, hatte ich keinen Begriff; die volle Frische des Frühlings, aber mit den Blumen des Sommers, und welche Flora! so reich sah ich ihr Füllhorn noch nie ausgeschüttet. Dabei der außerordentlichste Wasserreichthum. Von allen Seiten rieseln, stürzen die Bäche hinunter zur Visp, die denn auch bei ihrer Vereinigung mit dem Rhone mächtiger ist als letzterer. Etwa eine halbe Stunde vor zur Matt, wo das Thal schließt, tritt plötzlich bei einer der hundert Windungen desselben der bis in die Thalsohle laufende St. Theodul-Gletscher und das Matterhorn hervor. Das wird mir noch oft im Traume kommen, eine ungeheuerliche Gestalt, was Egyptisches, ganz abweichend von Allem, bis an die Hüften über das Thal hinausragend. Als ich heut gegen Mittag hier ankam, hatte ich einen Spaziergang gemacht, der himmlisch war. Ich war dem Führer immer weit voraus gewesen, meinen Gedanken ganz hingegeben; um mich herum tiefste Stille.

„Wenn mir in Berlin nach solcher Bewegung und nach dem Diné, wo ich mich dort kaum zu Stehely schleppen kann, Jemand zumuthen wollte, noch weitere zehn Schritt zu gehen: er würde Mehreres riskiren — hier wanderte ich zum Heubalm, einem jungen Mann, der sich noch einige tausend Fuß über das Thal erhebt und c. 7000 Fuß hoch ist. Die Ansicht von da — einzig. Rechts der Gömbel- und Mutt-Gletscher, dann das Matterhorn von unten bis oben in unnennbarer Majestät, dann — — doch wer nennt dieser herrlichsten Gletscher Namen, die eisig hier

zusammenkamen! Und über sie alle herüberragend der Monte Rosa. Das Chamounythal bietet auch nicht-entfernt etwas Aehnliches. — Gute Nacht!"

Val Tournange, 7. August 1843, Abends.

„Ich habe heut einen Tag verlebt, wie ich ihn höher in der Schweiz noch nicht genossen. Ich war „dem lieben Gott" heut näher, als wohl die meisten Menschen; sei es nun, daß man meine Kinderidee festhält, nach welcher der liebe Gott über uns sitzt im blauen Aether, denn ich war heute nahe 11,000 Fuß über dem Meere; sei es, daß man annimmt, man sei ihm dann am nächsten, wenn man seine herrlichsten Schöpfungen in's Innerste aufnimmt. —

„Uebrigens ist es schwer zu schreiben, wenn drei Engländer mit an einem Tisch von drei Quadratfuß sitzen und theils unter sich pappern, denn sprechen kann man das nicht nennen, theils mit dem waschhaften Führer ein Französisch sprechen, was ich mir nicht allein gönne. Dabei haben wir den ungeheuersten Spaß mit unserem Wirth; er (wir sind in Savoyen) spricht ein Idiom, welches zwischen dem Italienischen und dem Französischen bedenkliche Schwankungen hat, das S wird ausgesprochen wie Sch, z. B. Schuppe (Suppe), Schalate, wodurch die komischsten Mißverständnisse zum größten Humor erzeugt worden sind. Einer der Engländer ist sehr liebenswürdig, er ist mit einem zweiten gestern in zur Matt angekommen, wo ich den dritten bereits vorfand. Alle sind hübsch; jener dritte aber gab zu einem prächtigen Spaß Anlaß. Die Wirthin trat zu unserem Abendtisch und theilte mit, daß ihre, sehr hübsche, Tochter die Ansicht ausgesprochen, der Herr müsse wohl eine Dame sein. Ihr könnt Euch denken, wie wir Vier das ausgebeutet haben. Mit einem jener schwarzen Engländer, die den Italienern ähnlich sehen, habe ich viel über Shakespeare gesprochen; ich mußte ihm Einiges, z. B. den Monolog von Hamlet, deutsch deklamiren, wogegen er mir dieselben Stellen englisch gab.

„Wir haben heute den St. Theodul-Paß überschritten, den höchsten in Europa. Wir waren die Zweiten, die dies in diesem Jahre gethan. Es ist ein Paß, der aus dem Wallis — dem Visp-thal — nach Savoyen führt; jedoch mit so viel Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden, daß er wenig benutzt werden kann. Alle Bergriesen dieses südlichen Gebirges liegen Einem rechts und links

so nahe, daß man glaubt, in einer Viertelstunde müßte man oben sein, so das Matterhorn, das Breithorn, der Monte Rosa. In der That sind sie auch, obgleich 13,000 und 14,000 Fuß hoch, nur etwa 2 bis 3000 Fuß über dem Boden, den man betritt, erhaben. Kinder, ich sage Euch, diese Erhabenheit der Natur muß man sehen, da läßt sich wenig beschreiben.

„Wir hatten um 4 Uhr Morgens aufbrechen wollen; aber man ließ uns ruhig schlafen, denn von Mitternacht bis gegen 7 Uhr regnete es stark. Ich war etwas ergrimmt. Plötzlich klärt sich der Himmel auf's Prachtvollste, das Matterhorn vor unseren Fenstern in vollster Herrlichkeit. Vorwärts! Vorwärts! Nachdem wir einige Stunden in dem wundervollen Visptbale längs des Theodul-Gletschers in die Höhe gestiegen, kamen wir um halb eilf auf den Schnee, d. h. auf den Gletscher, der klafterhoch mit Schnee überdeckt ist, und blieben auf diesem über vier Stunden, versehen mit Schneeschuhen, mit Schleiern, die Führer mit klafterlangen Stricken, kurz mit allem Zubehör einer Expedition auf den höchsten Alpen. Der St. Theodul-Gletscher ist wahrhaft imposant, wenn man ihm näher kommt und ihm tief in seine eisblauen Spalten hineinschaut. Aber bald vergißt man ihn über andere, die rechts und links uns umringen. Wasserfälle stürzen aus ihnen heraus, verlieren sich wieder in Schneelagern, stürzen wieder und verlieren sich von Neuem. Den schönsten Blick hat man nach mehrstündigem Steigen auf den sogenannten Leuchtbrettern. Dort machten wir eine halbe Stunde Rast, öffneten unsere Säcke und setzten uns, umgeben von unseren drei Führern, zu einem lukullischen Frühstück. Die zwei Engländer, die eben aus Paris kommen, waren sehr einverstanden, daß das denn doch ein etwas anderes Dejeuner sei, als die bei Very, Vefour und Konsorten. Erstens, welche verschiedene Scene! und dann, welcher verschiedene Appetit! Neben uns aufsteigend das Matterhorn in seiner ganzen Pracht. Es ist der Berg in der Schweiz — unter den 13,000 Fuß hohen — der die zarteste Taille hat. Er bildet eine Pyramide, welche nicht einmal die Proportion wie die egyptische hat, deren Postament vielmehr beträchtlich schmaler ist. Dann die gewaltige Kette des Breithorns mit mehreren der herrlichsten Häupter. Wir kamen an ihnen unmittelbar vorüber, und sie überragten uns wenig, obgleich man sie früher für die eigentlichen Spitzen des Monte Rosa gehalten und sie deshalb zwei Mal bestiegen, während die beiden daneben liegenden Spitzen desselben noch nie bestiegen worden. Außerdem ist der

ganze Horizont mit lauter Schneeriesen umgeben, ja, die Jungfrau sieht in voller Schönheit durch, vierundzwanzig Stunden entfernt. Das Schauspiel ist besonders durch die köstliche Form der einzelnen Berge so außerordentlich, und ich stehe nicht einen Moment an, den Standpunkt der Leuchtbretter für einzig zu erklären. Das Chamouny-Thal, das Grindelwalder bieten nicht entfernt etwas Aehnliches, und ihre Berühmtheit verdanken sie lediglich dem Umstande, daß Jeder, der auch die geringsten Mühen scheint, sie doch zum Theil genießen kann.

„Wir brauchten sechs und eine halbe Stunde, um von dem schon über 3000 Fuß hohen zur Matt die Höhe des Theodul-Passes zu erreichen. Oben muß eine furchtbare Kälte gewesen sein, denn wenn man nach einem solchen im Schnee auf's Höchste anstrengenden Marsche, wo man tausend Mal wieder zurücksinkt, nicht transpirirt, obgleich die Sonne den ganzen Tag ihre direktesten, heißesten Strahlen auf uns warf, wenn man sogar dabei in den Füßen empfindlich friert, der Schneeschuhe ungeachtet: so setzt dies einen bedeutenden Kältegrad voraus. Die Luft war auf dieser Höhe von einer ungekannten tiefblauen Farbe, vollkommen Ultramarin. Ein schönes Schauspiel bot der wüthende Sturmwind, der oben brauste, uns zum Glück nicht entgegen war, jedoch verhinderte, daß wir oben lange verweilen konnten; er jagte nämlich von den unabsehbaren Schneefeldern unzählige Schneewirbel, vollkommen wie schäumende Wasserfontainen, in die Luft, etwa zwanzig Fuß hoch und dann weit hinweg — ganz magischer Wirkung.

„Auf dem Hinunterwege kamen einige köstbarliche Rutschpartieen bei sehr steilen Abhängen auf Höhen von vielleicht fünfzehnhundert Fuß vor. Ich wurde dort oben innerlich förmlich von Hitze verzehrt und gab bald das dagegen gebrauchte Mittel auf, Schnee in den Mund zu nehmen, wodurch es nur ärger wurde. So litt ich gleichzeitig wunderbar von Hitze und Kälte.

„Meine Engländer schlafen schon, oder liegen doch in den Betten in derselben Stube, und ich schließe daher aus Rücksicht, während ich von dieser zwölfstündigen enormen Partie — wie oft waren wir Alle bis zum Oberleibe im Schnee! — so wenig angegriffen, vielmehr so aufgeregt bin, daß ich die ganze Nacht schreiben möchte. Euer Heinz auch für diese Nacht.“

Riesel, 8. August 1843.

„Ich sitze so liebenswürdig, wie lange nicht, in einer Bauernhütte auf der Alm, umgeben von der ganzen Familie, Großeltern, Eltern und Kinder, halb französisch, halb deutsch. Alles sieht mir natürlich auf die Finger. Die ältere Frau, die Großmutter, ist von Gressoney, einem jener Orte auf der italienischen Seite, in denen lediglich deutsch gesprochen wird. Sie hat sich hierher verheirathet, und nun spricht's die ganze Familie mindestens gebrochen. Das älteste Enkelkind sitzt mir gegenüber. Ich sage Euch, die Leute sind so lächerlich liebenswürdig, unsere ganze Erscheinung und unser Thun ist ihnen so extraordinär, und sie Alle dabei so naiv, daß ich mich wahrhaft meiner Situation freue. Im Uebrigen werde ich auf dem Heu schlafen, da ich das Bett, welches mir die junge Frau einräumen wollte, refüsirt habe. Ihr hättet die Freude des 65jährigen Alten und der ganzen Familie sehen sollen, als sie durch mein Opernglas auf die gegenüberliegenden zerklüfteten ungeheuren Berge sahen. „Ach, wie müßte man die Chamois sehen und die Bougres von Propos!“ das waren die ersten Exklamationen; denn Alles ist hier Jäger und Pascher. Der Alte ist der prächtigste Franzose, den man sehen kann, rüstig in seltener Art, ein Auge, daß es einem Zwanzigjährigen Ehre machte; die beiden Söhne sind kräftige schöne Leute, die junge Frau hübsch, in Gang und Gestalt jene Zierlichkeit, die nun mal Erbtheil der Französin, — und die alte Frau, sie hat ein süddeutsches Gesicht, und ich versichere Euch, daß das deutsche Element auch außer der Sprache gar nicht zu verkennen ist. Die Leute wohnen drei Monat hier oben auf den Bergen, sonst mitten im Thale, wo sie im Wohlstande leben, wie mir mein treuer Führer, Johann Baptisch Branchen, von mir „Hannes“ genannt, erzählt, der Alle kennt im Umkreise von 10 Meilen.

„Ich habe hier meine ganz absonderliche Freude an den ursprünglichen hiesigen Zuständen, die aus der gänzlichen Abgeschiedenheit der Leute entstehen. Branchen, ein Fünfziger, der sich als Führer und Pascher viel versucht und daher viel mit Leuten in Berührung kommt, thut Fragen: „Ist Preußen ein Königreich?“ „Hat Preußen denn auch Kriege geführt?“ Ich erinnere ihn an den alten Fritz, den siebenjährigen Krieg und Blücher cum annexis. Er weiß Gott sei Dank nicht ein Wort davon. „Man sagt, daß in Spanien eine Revolution ist, ist dem so, Herr?“ Eben so fragte mich heute ein Grenzbeamter, ob man in Preußen Deutsch . — Gegenwärtig hat sich bei uns im Zimmer die männliche

Bewohnerschaft der umliegenden Häuser versammelt, und man unterbricht mich ohne Erbarmen, wenn man Dies oder Jenes von mir wissen will. Ich muß zeigen, was ich zu zeigen habe, und ich thue es mit Vergnügen. Eben ist man zum zehnten Male außer sich über das Opernglas; nie habe man etwas Aehnliches gesehen, und nun vollends mein pariser Recessaire. Dann wieder stellt man sich im Kreise an den Tisch und staunt, wie meine Feder läuft; dazu eine Beschreibung meines Führers an die Leute, was ich eigentlich alles in mein Tagebuch schreibe; die habe ich mir nicht allein gegönnt.

„Wir stiegen heut früh um halb sechs aus Val Tournange, wo wir en masse zusammen geschlafen und viel dafür bezahlt, daß wir erst Eierkuchen, dann Milchsuppe, dann „Schalate" erhalten hatten. Unser Ziel war das Val Avaline; um dahin zu gelangen, mußten wir den weißen „Simon" passiren, im Ernste: „Simon blanche". Ich habe zwanzig Mal gefragt, ob „Simon" en vérité, aber die angestrengteste Aufmerksamkeit konnte andere Töne nicht auffassen; doch wurde mir übersetzt: „Der weiße Grat"; aber ich wenigstens kenne kein Wort im Französischen, welches das Wort Bergrücken in ähnlicher Weise übersetzt*). Wenn ich annehme, daß der Schnee an Abhängen, wo die Sonne dazu kann, im August nicht unter 6000 Fuß liegen bleibt, so müssen wir auch heute wenigstens 10,000 Fuß auf dem Gipfel der „Simon blanche" gewesen sein, denn wir sind von dort ab wenigstens noch vier Stunden ununterbrochen gestiegen. Der Weg hinauf war sehr beschwerlich, denn der Schnee war zum Theil weich, und es ist eins der unbehaglichsten Gefühle, einen Schritt im Schnee zurückzurücken; dasselbe, als wenn man eine Stufe verfehlt, man muß jedesmal alle Körpermuskeln zusammenraffen, um das Gleichgewicht augenblicklich wieder zu erhalten.

„Ich versichere Euch, daß in diesen abgeschiedenen Gegenden, in die noch kein Mensch kommt — meine Engländer haben sich, wie die wenigen Andern, die höchstens bis Val Tournange gehen, dem großen Bernhard zugewendet — unzählige Partieen sind, die mindestens den schönsten der Schweiz gleichstehen. Dazu kommt, daß ich in das Allerheiligste auf eine fast komische Weise eingeführt werde. Hannes ist Contrebandier erster Größe, er theilt mir dies

*) In Gressoney höre ich, daß es „Cime" heißen soll.

mit derselben Art mit, wie ich, daß ich Jurist sei. Als solcher geht er instinktmäßig von allen geebneten Wegen ab und sucht die ungebahnten, eine etwas unbequeme Manier, mit der ich aber vollkommen zufrieden bin. Ich habe heute die einzigen Menschen kennen lernen, deren Beschäftigung zur Zeit noch einiges Romantische in sich schließt: es ist der Contrebandier und der Gemsjäger. Brauchen erzählt mir viel von seinen betreffenden Heldenthaten mit den „Propos", so nennen sie hier allgemein die Douaniers, — und den Gemsjäger in optima forma habe ich heute gesehen. Mitten in der Eiswüste erschien er, und mein Führer kannte auch ihn. „O, die Karrels sind böse Jäger!" Ich saugte mich fest an diesem Anblick. Der Kerl war prächtig: viereckig, kräftiges Gesicht, Schnurrbart, Kleidung einzig. Breite gewaltige Schuhe ohne Strümpfe, dann auf die bloßen Füße Gamaschen von Wollenzeug bis an die Kniee; von da lederne weite Beinkleider, offenes Hemde und eine Art Kapot, kurz, von grauem Flanell; vor den Augen die grüne Brille. In der Hand hat er den Stock mit starker eiserner Spitze und eisernem Haken oben, und umgehängt den schweren Stutzen, lang, der auf 250 Schritt sicher schießt. Wir gingen eine halbe Stunde zusammen. Er schießt blos Murmelthiere, die in großer Zahl hier sind, und Gemsen, die in den savoyischen Alpen noch so häufig, daß das Stück nur 20 Francs kostet. Von Lebensmitteln hatte er ein Stück schwarzes Brod bei sich, keinen Tropfen Branntwein oder Wasser, das der Schnee ersetzt. Eine Stunde später hörten wir ihn schießen. Ich habe kein Papier mehr, also ade!"

Gressoney, im Val di Vallaise, 10. August 1843, Morgens.

„Ich bin wieder, nach drei Tagen, in einem halbcivilisirten Lande mit einem ganz passablen Wirthshause, wo man Papier haben kann, was in den letzten Tagen unmöglich war. Ich fühle mich dafür aber in den lang entbehrten Bequemlichkeiten eines Diné's, eines Bettes und eines eben vernichteten Dejeuners mit dem trefflichsten weißen Honig so comfortable, daß ich beschlossen habe, den Vormittag ruhig hier zu bleiben, um eine Pause in diese Monte-Rosa-Partie zu bringen, die noch zwei Tage dauert. Dabei erinnere ich mich, daß Brandchen vor einigen Jahren mit einem Herrn aus Berlin dieselbe Partie gemacht, der bei ihm bereits mythisch geworden, und der „Rosa Wilhelm" heißt. Er bringt ihn sehr

häufig vor. Nach langem Forschen habe ich herausgebracht, daß es der Gelehrte, Apotheker Rose aus Berlin ist, Bruder des Mineralogen. Branchen ist übrigens für die hiesige Gegend der beste Führer, der überhaupt existirt. In dem Fremdenbuche zur Matt war von den meisten Reisenden Peter D. empfohlen, den ich gesehen habe. Er hat mir jedoch nicht gefallen, ein schlaues Auge ist mir bei einem Führer, dem ich mich acht Tage mitten in Eisschlünden anvertrauen soll, wo man Tage lang keinen Menschen sieht, nicht angenehm; ein kluges wohl. Branchen (es sind zwei Brüder, meiner ist der Hannes) ist älter, wohl funfzig Jahr, aber wenn er sich aufrichtet, wie ich ihn den Douaniers gegenüber auf Cime blanche gesehen, so hat jede Muskel ihre volle Spannkraft noch. Seit dreißig Jahren ist er Contrebandier, kennt daher jeden Schlupfwinkel und in einem sehr weiten Umkreise fast jeden Menschen. In den abgelegensten Thälern einen Alten oder Jungen treffend, immer heißt es: „Ah, bon jour Branchen, comment c'a vat'il!“ Dabei ist er eine lebendige Chronik und hätte ich Zeit, so schriebe ich eine Menge nette Geschichten aus diesen Thälern. Ergrimmt auf die Douaniers bis zum Morde nöthigenfalls, ist er fromm und gut wie ein Lamm gegen alle übrigen Menschen und zuverlässig durch und durch. Oefters gefaßt, hat er sich immer, theils durch Kraft theils durch Geistesgegenwart, wieder losgemacht. Auf Cime blanche treten hinter einem Felsen vor zehn Jahren zwei Douaniers heraus und legen auf ihn an. Er hat seinen Packen Seide („Side,“ „Mousseline“ u. s. w.) auf dem Rücken und bleibt stehen. Er will jedoch den Packen nicht, wie Jene verlangen, aufmachen. Er bietet Jedem fünf Francs, sie verschmähen's; er solle aufmachen. Er bleibt bei der Weigerung und stellt ihnen wie Rom's Gesandter an Karthago die Wahl: „Ihr nehmt Jeder fünf Francs und laßt mich ziehen oder wir machen Krieg!“ Sie lachen höhnisch: „was willst Du mit Deinem Stocke machen gegen unsere Büchsen!“ „„Nun nehmen sie mich in die Mitte, um nach St. Jacob unten ins Amt zu gehen; meinen Packen behielt ich auf dem Rücken; so ging ich eine halbe Stunde und wie ich sah, daß Der hinter mir ganz nahe sei, da dreht' ich mich um und schlug ihn mit dem Stocke gegen den Hals, daß er wie ein Sack hinfiel, und wie sich Der vorne umdrehte, hatte der auch schon den Schlag weg; dann ging ich ruhig runter ins Thal und gab meine Waare, wie's bestellt war, ab. Sehen Sie, Herr, ich wußte, wenn man so einen Schlag an die Halsadern bekömmt, da liegt man wenigstens anderts

halb Stunden da, ohne daß man sich rühren kann; da hatt' ich also Zeit. Am Morgen d'rauf (er macht alle diese Partieen bei Nacht) sah ich sie im Thal; den Vordersten hatte ich am Kopfe mit getroffen, der sah schlecht genug aus.""

„Was mich bei ihm so freut, ist seine gänzliche Unbefangenheit und Naivetät. So hat er denn auch keine Ahnung davon, daß er mich die aller halsbrechendsten Wege führt, und nie fällt ihm, auch bei den bedenklichsten Passagen ein, sich nach mir umzusehen. Während Brunner, welcher mich bis zur Matt begleitete, der Führer des Berner Oberlandes, täglich mit ängstlichen Reisenden und auch Damen zu thun hat und zum Bewußtsein über das gekommen ist, was er dem Reisenden producirt, habe ich hier den Gemsenjäger und Contrebandier vor mir, der mit Leuten sein Lebelang zu thun gehabt, die die Gefahr verachten: denn auch von Reisenden kommen nur solche hierher, die ganz was Besonderes gebraten haben wollen, wie verrückte Engländer oder ich. Wie bald wird dies anders werden! Heut in zwanzig Jahren wird diese Gegend Mode sein, wie es jetzt Chamounp ist; die Wege werden chaussirt werden, und statt der Alpenhütten an den Abgründen werden Hotels an staubigen Straßen stehen." —

„Das Deutsch von Branchen ist für einen Walliser ziemlich kultivirt. Er spricht auch Französisch und das savoyische Patois, welches halb italienisch; so hat man den Vortheil, wenn man einzelne Ausdrücke, wie oft vorkommt, nicht auffassen kann, sie sich französisch geben zu lassen. Er sagt: ‚Sehet's dort das Murmelthier, drüben auf dem Berge, nehmet's Euren Spiegel." (Das Fernglas.) Man sagt hier abwechselnd „Sie" und „Ihr". Statt des Präsens braucht er regelmäßig das Imperfekt. Wir stehen vor einem schönen Gletscher: „Das war ein großer Gletscher." „Wie heißt das Dorf?" „Das war Albinen!" Oder von jenem Murmelthier, wie ich ihn wegen des Geschmacks frage: „O es macht ganz fett und dazu wilde, es war ein wildes Thierel!" Dabei das zehnte Wort französisch herzuleiten. „Ich glaub's nicht, daß ich mich trompir!" Auch einige gute Provinzialismen: „Seht's, der Stall ist für eine Schuppe Ochsen." „O, der hat eine gute Schuppe Vieh!" Das konnt' ich mir gar nicht erklären. Gestern fragte ich ihn: haben hier von deutschen Gemeinden Einzelne zu Euch rübergeheirathet? „Ja, zwei Mal bei uns zur Matt, aber es ist schon eine gute Schuppe Jahre her, wohl 70, 80 Jahr." Also

eine Quantität. Ich konnte mir zuerst keine Ableitung geben, aber wir haben ja noch das Wort „ein Schupp (Schub) Menschen" für einen Haufen Menschen — oder bilde ich mir das etwa nur eben ein, wie mir das zuweilen kommt. Seht doch einmal im Adelung nach! Für „Haus und Hof" sagt er „Haus und Heime!" Das ist prächtig.

„Im jetzigen Momente hab' ich Honigseim auf den Lippen. Schon der erste Mont-Cervin*)-Tag nämlich hat mich vollkommen braun gemacht. Ich trage Handschuh, solche, die in ihrer Jugendfrische sich der preußischen Residenz gefreut; vorsorglich habe ich mir für diese Bergpartieen ein halb Dutzend mitgenommen. Alle zwei Tage fällt ein Paar auseinander; kurz, wie sie Mode, bleibt ein Streif der oberen Hand unbedeckt; dieser war am Abend jenes Tages fleischerbraun. Am zweiten Tage, gestern, wurde mir der ganze Hals wund und die Lippen dito, die bestreiche ich denn eben mit dem köstlichen Honig, nasche dabei fortwährend, und indem ich den Löffel mit Honig im Munde habe, lese ich die Unterschrift des über der Kommode, auf dem jene süße Leckerei steht, hängenden Bildes: Madame Dormont laisse jouer ses enfants dans un office rempli des mets, les plus friands afin d'éprouver leur sobriété; ceux-ci loin de resister à la tentation sont surpris au moment où ils y suscombent honteusement. Da hab' ich's viel besser; ich bedaure meine Kameraden, denen die Ruthe droht. Unten steht prächtig: Morale: La Gourmandise, cet amour déréglé du boire et du manger, nous porte à rechercher les aliments, les vins les plus exquis, à en ûser avec un excès capable de nuire à la santé et à notre salut, en violant les jeûnes préscrits par l'église. Daß es ein Mensch in der Geschmacklosigkeit so weit bringen kann, nöthigt mir eine aufrichtige Bewunderung ab, zugleich freut es mich aber, daß ich mich noch ruhiger wie bisher der Gourmandise hingeben darf, da ich zu fasten nicht nöthig habe, und erfahrungsgemäß dieselbe meiner Gesundheit sehr zuträglich ist. Ich danke dem Manne hiermit für diese gegebene Beruhigung, denn erst gestern Abend habe ich hier mit Besonnenheit ein ausgezeichnetes italienisches halb Diner halb Souper gemacht mit vorzüglichem sechsjährigen Muscatwein, der bei Sitten wächst und dem besten süßen Ungar sehr ähnlich ist. Ein schöner Gemsenbraten fehlte nicht.

---

*) So heißt auf Französisch das Matterhorn.

und Salamiwurst ging der Suppe vorher. Ich mußte mich etwas schadlos halten, denn ich war gestern bis zum Abend und die Tage zuvor in dieser Beziehung stark maltraitirt worden. So vorgestern nach mehrstündigem Steigen auf der Alp gegen 9 Uhr ein Frühstück natürlich im Freien: Brod, ein halbes Jahr alt (im Ernst), daher so hart, daß mein Dolchmesser nicht hineinkam; nachdem die Zähne aber doch endlich in die kleinen Brocken hineinkommen, die mir Branchen mit seinen Fäusten vorschneidet — ich ekle mich aus Reflexion nicht — schmeckt es mit dem „Ziegert," einer Art geringen Käses, vortrefflich. Das hielt denn vor bis Nachmittags vier Uhr, wo wir auf der andern Seite von Cime blanche die ersten Sennhütten wieder trafen; da wurde ein Mann herbeigerufen, um uns eine Kuh zu melken, zu deren Milch ich, da ich dies Mal doch nicht in das Brot hineinkomme, eine acht Tage alte Semmel esse, die Branchen mit sich herum trug, und die ich des Morgens verschmäht. Denkt Euch den Heinrich! Des Abends in Riesel macht mir die Fassony von drei Eiern, die sie auftreiben kann, einen Eierkuchen. Beiläufig, als ich ihr sagte: „Macht mir einen Eierkuchen," wiederholte sie das Wort mehr Mal vor sich hin, in sich ganz selig hineinlachend; es kamen ihr Kindererinnerungen aus Gressoney. Gestern Morgen frühstücken erst die Familie und das Gesinde; dann kam ich an demselben Tisch dran; erst kam das einjährige Brod mit Käse, dann zwei gesottene Eier, die ich aus Mangel eines Theelöffels austrank. Während ich esse, nimmt die junge Frau ein Schächtelchen und zeigt mir gestoßenen Kaffee drin; mit wichtiger Miene: „es sei für Krankheitsfälle." Ich flehe also um eine einzige Tasse, aber ja recht stark. Sie verdrängt den an eiserner Kette über dem Feuer hängenden Kessel mit einem andern, eben so rußigen, thut Kaffee und Wasser hinein und gießt mir den fertigen in eine große Schüssel, den Eßlöffel dazu legend. So war mein Frühstück in Riesel, und derartig ging es fort.

„Aber ich bin ja noch weit im Rückstande. Ich wollte vom Cime blanche, der vorgestrigen Tour, erzählen und komme nicht dazu. Es war ein eben solcher Eistag, wie der vom Mont Cervin, im Uebrigen wieder das wundervollste Wetter, ebenso auch gestern und heut. Nur am Morgen und Abend sehen wir Menschen, Savoyarden, jung und alt, genau nach Vorschrift in ihre braunen Jacken und Holzschuhe gekleidet. Schon um halb zehn Uhr waren wir wieder auf unausgesetzten Schneeflächen, sehr selten einmal von nacktem Fels inselartig unterbrochen; rings umher Eis und Schnee-

berge, unter denen sich la Dame blanche, wie der Gemsjäger die eine graziös runde Kuppe nannte, auszeichnete. Dabei erinnere ich mich, wie sein Auge funkelte, als ich ihm von der Gemsenspur erzählte, die wir Tags vorher auf dem Mont Cervin gesehen; wir überschritten sie und konnten sie auf der weißen Fläche weit hinaus verfolgen, der Eindruck war überaus leicht und zart. Wie genau erkundigte er sich nach der Richtung — eine Tagereise der Gemse nach, ist bei diesen Leuten ganz gewöhnlich. Zehn Minuten vor ein Uhr erreichten wir die Höhe der Cime blanche, nachdem wir sieben Stunden ununterbrochen von dem nahe 4000 Fuß hoch liegenden Val Tournange gestiegen. Der Paß kann somit unmöglich viel niedriger sein, als der von St. Theodule und muß mindestens seine 10,000 Fuß haben. Die prächtige Erscheinung des ultramarinblauen Himmels war dieselbe wie dort; die Luft von der merkwürdigsten Reinheit und daher über die Entfernungen täuschend. Ein schräg anlaufendes Schneefeld, von dem ich geglaubt, ja darauf geschworen hätte, daß ich die Höhe im Laufen erreichen könnte, kostete mühselige dreiviertel Stunden. Die umliegenden savoyischen Gebirge — Alles, was ich gesehen, Schiefer, wie auch schon im ganzen Visper Thal — sind auf eine seltsame Weise zerrissen; keine einzige reine Form, Alles zerzackt; das macht sich sehr wild und schauerlich.

„Als wir in's Thal von Avelin hinunterstiegen, sahen wir, nach etwa fünf bis sechs Stunden, wieder die ersten Sennhütten, und indem wir nach einem Menschen riefen, der uns Milch geben sollte, kamen hinter einem Felsvorsprunge zwei Douaniers hervor, die uns schon eine Stunde früher von einem kleinen Savoyarden, der seine Schafe hütete, angekündigt worden; denn Alles ist gegen diese Leute verschworen, und Branchen deshalb, als bedeutender Feind derselben, offenbar sehr angesehen. Der Eine war militärisch gekleidet, grün, mit einem Gewehr, der Andere in einem zerrissenen Rocke und Jacobinerkappe auf dem Kopfe. Erst lassen sie sich mit uns in ein Gespräch ein, da sie aber Branchen in seiner Eigenschaft kennen, so fordern sie nach einer Weile, daß der Pack, den Branchen abgelegt, aufgemacht werde. Mein Hannes protestirte, ich sei Reisender per plaisir &c.; die Kerls wollten jedoch ein Stück Geld erpressen und bestanden darauf, so daß ich endlich, um ihnen ihren Plan zu verderben, Branchen befahl, die Sachen aufzuschnüren. Er war wüthend. Es waren im Uebrigen ruzzige Kerle, kaum werth als Futter für's Pulver, und solche Esel, daß der Bewaffnete mir auf

mein Begehren, seine Flinte zu besehen, diese in die Hand gab, so daß wir sie im Falle, daß — nach Belieben hätten traktiren können. Im Uebrigen sahen sie, unter beständigem lauten Fluchen Branchens, den Mantel und den darin eingeschlagenen Rock, den Nachtsack, selbst das Reiseneceſſaire ganz genau durch und in die Reisebücher blätternd hinein, ob etwa Spitzen darin. Man mußte den zornigen Hannes nachher die Geschichte der Familie Fassony erzählen hören. Sie erregte die höchste Theilnahme, Alles wurde wild: „„Man müßte diese Kerle, wo man sie träfe, todtmachen und enterrer, daß kein Hahn danach krähe.““

„Das Thal Aventine — so heißt der Beginn des Val Challant — in das wir nun hinunter stiegen, ist von ganz entsetzlicher Wildheit und in den ersten Stunden fast blos Steinhaufe. Die Natur muß hier einmal furchtbare Krämpfe gehabt haben. Um weiter in's Thal hinunter zu kommen, führt mich Hannes etwa eine gute Viertelstunde durch die einen fortdauernden Wasserfall bildende, aus dem Gletscher kommende Aventine, von einem Felsstücke auf das andere, mitten in ihrem Bette, springend; zum Lohne sehe ich dann tief unten im Thale, wo es anfängt milder zu werden, St. Jiacome liegen, und wir verlassen nun das Thal, um neuen Schrecknissen lieblicher Art entgegen zu gehen. Wir kamen gegen Abend zum Rieselthale am Abhange des Lyskammes, bei einigen Hütten an, und übernachteten, wie Ihr wißt, bei Fassony's. Ungeheure Gletscher reichen vom Lyskamm in's Thal hinunter, nachdem wir eben die Gletscher des Breithorns verlassen, wo die Lawinen öfters gedonnert. Interessant war es, daß am Fuße des Gletschers, der bis in die grüne Wiese des Thals hineingeht, just in der Mitte und schon mitten im Gletscher ein kleiner Fichtenwald steht, so daß der Gletscher im letzten Jahre oder doch kürzlich bedeutend vorgerückt sein muß, wohl eine viertel Stunde, da der ganz lustig grünende Wald wohl wenig länger als ein Jahr der Gletscherkälte hätte widerstehen können. Dagegen sagte mir gestern Branchen beim Monte-Rosa-Gletscher hier am Anfange des Gressoney Thales, daß er sich sehr wohl erinnere, wie derselbe vor zwanzig Jahren noch wenigstens eine Viertelstunde weiter in's Thal hineingegangen sei. Ihr wißt wohl, daß man sich mit diesem periodischen Vor- und Rückschreiten der Gletscher ernstlich beschäftigt.

„Das war also die Geschichte von vorgestern.

„Nachdem nun gestern Morgen die ganze Familie den herzlichsten Abschied von mir genommen, um das Maulthier herum-

stehend, welches mir der Alte bis auf die Höhe von Bett Furka angeboten, nahm er selbst den Zügel und es ging vorwärts, sofort Berg an. Eine Forderung für die Bewirthung stellt in diesen Thälern Keiner, wie ich in all den Sennhütten erfahren, sondern sie stellen es den Reisenden anheim. Dem Fassony gab ich noch in dem Hause — mit Rücksicht auf die Mule — sechs Francs, die er, ohne seine Miene zu verziehen, der Frau gab. Die Alte machte ein Gesicht, was ausdrückte: „Ei! der tausend!" den Kopf dabei etwas vorwärts biegend. Es ist eine gemüthliche Pantomime, die sich nicht in Worten beschreiben läßt; ich möchte wissen, ob sie Euch vor Augen steht.

„Meine Rosa war prächtig fett und niedlich, und ein breiter bequemer Sitz, kein Sattel, darauf. Als wir über eine fette Weide kamen, wurde sie von einem verliebten alten Esel, dem die Weide zu wohl bekam, zärtlichst an-y-ahnt, und er verließ die schönsten Blumen, um seiner Liebe zu folgen; ein ruppiger, alter Kerl verliebt — ich habe das Bild, wie es im Leben oft genug spielt, nie besser parodirt gesehen, und meine Rosa, es war ganz entschieden, wollte selbst einen solchen Liebhaber nicht ganz abweisen. Sie wendete von Zeit zu Zeit den schlanken Hals nach ihm um. Der Vormund sah den Spektakel eine Zeit lang mit an, als aber der Liebhaber kühner wurde und sich der Rosa näherte — wohl eine halbe Stunde von der Weide — kehrte er plötzlich die rauhe Seite heraus und ließ den Verliebten den Alpstock fühlen. Mein Esel blieb stehen, ließ die Ohren hängen (ut iniquae mentis asellus), und noch eine viertel Stunde weiter hörten wir seine sehnsüchtigen Klagen, wo Rosa dann immer ihre langen Ohren spitzte.

„Während dieses kleinen Romans hatte ich mit dem Vormunde und mit Branchen ganz interessante Gespräche über das Land, die Regierung und über Religion. In letzterer Beziehung benutze ich gern die Gelegenheit, mit Leuten von gesundem Verstande aus dem Volke zu sprechen, und habe oft die Freude, Funken zünden zu sehen. Ich predigte über Toleranz der verschiedenen Religionen und war ganz beredt, wie mir die entschiedenste Zustimmung dieser von Pfaffen der blindesten Art ihr ganzes Leben lang bearbeiteten Personen zeigte. Es fielen ihnen geistig die Schuppen von den Augen, wie sich ganz markirt an ihren Aeußerungen zeigte. Der alte Fassony hatte angenommen — als etwas Unzweifelhaftes, daß die Protestanten gar nicht getauft seien; er erzählte, daß eine Protestantin hier im Thale, zwei Stunden vor ihrem Tode, nachdem sie mit

einem Katholiken lange verheirathet gewesen, getauft worden sei. — Nachdem wir uns auf der Höhe von Bett Furka von dem Alten getrennt, der mit seiner Mule heimwärts zog, erzählte mir Branchen unmittelbar darauf dessen Lebensgeschichte. Ich versichere Euch, eine Geschichte des Boccaccio, wie sie leibt und lebt, von Hannes mit unnachahmlicher Naivetät wiedergegeben, die ich freilich übersetzen muß. Fassony, aus einem dieser savoyischen Thäler, kam als „Knabe" von achtzehn Jahren nach Gressoney, um zu dienen. Dort lebte ein „Krämer" (wir wollen ihn Pietro nennen), der oft nach Frankreich reiste; als er das eine Mal auf längere Zeit abwesend war, verliebte sich die Frau in den „Knaben" und gewann ihn durch Geld. Der Mann fand nach sechs Monaten einen Sohn vor und verreiste von Neuem. Er blieb fünfzehn Monate weg. Gegen das Ende dieser Zeit schrieb ihm der Pfarrer von Gressoney, daß seine Frau von einem Knaben entbunden worden. Er kehrte zurück, wollte die Frau nicht unglücklich machen und behielt das Kind als das seinige. Fassony war inzwischen nach seinen Verhältnissen reich geworden; verdingte sich aber als Schäfer in einem anderen Thale und erst nach fünf Jahren, als sein neuer Herr gestorben war, ließ er sich in Riesel nieder, heirathete später eine Frau aus Gressoney und kaufte Wiesen und Land. Der alte Pietro war inzwischen ein sehr reicher Mann geworden; er ist jetzt todt, ebenso die Frau; die beiden gedachten Knaben sind beide reiche Grundbesitzer, die abwechsend in Frankreich und hier in Gressoney leben. Der Eine, Fassony's Sohn, hat erst vor wenigen Wochen dem Könige von Sardinien eine große Gemsenjagd gegeben. Dieser junge Pietro nun, den Fassony beständig im Munde hatte, — und mit dem er auf's äußerste, aber gewissermaßen liebevoll renommirte — hat eine Schwester der Frau des alten Fassony geheirathet, so daß er Sohn und Schwager des Letzteren ist. Ich sollte ihn durchaus besuchen, da ich aber nur einen reichen Mann zu erwarten hatte, ging ich eine Viertelstunde vor seinem köstlich gelegenen Hause vorbei, unweit des Fußes des Monte-Rosa-Gletschers. Mit seiner jetzigen Frau hat Fassony drei Söhne, zwei zu Haus, der Eine im väterlichen Hause verheirathet; prächtige junge Männer. Der Dritte aber bewarb sich vor zwei Jahren hier in Gressoney um ein schönes reiches Mädchen; da hielten ihm, Branchen war zugegen, im Wirthshause mehrere Gressoneyer vor, sein Vater habe ihnen seiner Zeit hier schon ihr Geld fortgetragen; er solle das Mädchen nun nicht noch dazu bekommen. Da ging

„Peter", tief verletzt, sofort in die Fremde und meidet seitdem das väterliche Haus, wie die alte Mutter in Riesel mir mehrere Male mit tiefem Bedauern sagte, ohne daß ich den Zusammenhang wußte.

„Das Niedersteigen von der Furka in's Gressoneyer Thal war gar lieblich; das ist in den ersten drei Ortschaften nur von Deutschen bewohnt. Das deutsche Element spricht sich daselbst ganz entschieden in den Gesichtern, Trachten, dem Wesen, besonders der Reinlichkeit aus. Von der tausendfarbigen Flora auf diesen Matten habt Ihr keinen Begriff; bunt wie der reichste türkische Teppich, duftend, unzählige Veilchen unter andern schönen Blumen. Wenn ich mich dann an der Quelle auf der grünen Matte hinstrecke, nach einer Weile die kleine Amphora aus der Tasche ziehe, mit dem perlenden Wasser fülle, so kommen zunächst einige Tropfen Kirschwasser hinein, dann aber ein halb Dutzend Veilchen und nachdem sich ihr Duft dem Wasser mitgetheilt, schlürfe ich als junger Gott.

„An einem schroffen Abhange der Furka, bei einigen Alphütten „auf Bett" genannt, dem Thale schon näher, legte ich mich nieder. Wundervoll war da der Blick in's Gressoneyer Thal, das links geschlossen ist von dem in voller Majestät daliegenden Monte Rosa, fast von oben bis unten reiner Gletscher. Ich sehe den herrlichen Berg hier zum ersten Mal von der savoyischen Seite. Neben ihm den eben so großartigen Lyskamm und den Anfang des breiten Hornes; ringsum aber die wunderlich zackigsten, schneebedeckten Felsgebirge, von den Cyklopen, im Kampfe gegen den Himmel, in Hast und Unordnung übereinandergethürmt. Bei allen fast geht der Schnee tief herunter, auch bei solchen, welche sonst früher frei werden, denn selbst alte Leute erinnern sich nicht, die Berge wie in diesem Jahre mit Schnee bedeckt gesehen zu haben; jetzt im August, wie in andern Jahren im Mai. Nach einer Weile suchte ich mir auf einem vorspringenden Hügel einen noch schöneren Standpunkt, lagerte mich mit Sorgfalt und lasse mir von Branchen aus einer benachbarten Senne Milch bringen. Es kommt außer dieser auch Käse, Brod, Butter, und eine Serviette breitet er unter. Die Sendung kommt von der ersten Deutschen, und Branchen soll mich einladen, doch hinein zu kommen. Da ich nicht will, so kommen nach einer Weile eine schöne Bauerfrau in den Dreißigern, mit einem zweijährigen Kinde auf dem Arme, und daneben gesprungen ein Junge von sieben Jahren, „Heindrich". Sie und zwei junge Mädchen, die zur Wirthschaft gehören, lagern sich um mich. Während

meines Dejeuners höre ich zwei Mal vom Monte Rosa Gletscherstücke niederdonnern. Der Standpunkt ist dem, der Jungfrau gegenüber, auf der Wengernalp sehr ähnlich. Die deutsche Familie prächtig. „Heindrich“ läuft weg mit der Mutter, die der „Marie“ die Brust geben will, da die Zweijährige fortwährend am Halstuche zerrt. (Die piemontesischen Weiber geniren sich, im Gegensatze, auch nicht im Entferntesten.) Als sie wiederkommt, erzählt sie, Heindrich habe geäußert, er wolle dem fremden Herrn doch zeigen, daß er auch „Pantalons“ habe, sie solle sie ihm doch herausgeben. Er erscheint kurz darauf in tuchenen Hosen und Jäckchen; ein prächtiger Kerl. Im Uebrigen läßt sie nicht nach, bis ich ihre Senne — sie wohnen unten in Gressoney und nur zur Käsebereitung drei Monate hier oben am Rande des Schnees — mir ansehe. Alles blitzend rein. Welcher Dank dann für die sechzehn Sous, gar kein Ende; das wäre ja viel zu viel.

„Von dort ging's in einem der schönsten Thäler, die man sich denken kann, das Ende — gebildet vom Monte Rosa — immer vor Augen, etwa vier Stunden hierher durch blühende Ortschaften; heitre Menschen auf der ebenen Fläche des halbstündig breiten Thales mit Heumachen beschäftigt, Branchen oft angeredet, oft anredend. Im Wirthshause hier Alles an's Mittelalter erinnernd, der große Speisesaal mit den Portraits der Voreltern ausgeschmückt, zwei alterthümliche immense Schränke die eine lange Wand ausfüllend. Angenehme Ortsgesellschaft am Abendtisch. Die Leute haben alle italienische Namen angenommen, sprechen aber deutsch und zwar verständlich.

„Meine Hand sinkt hin und das Diner ruft. Ade!“

Gressoney, 11. August 1843, Morgens.

„Was sagt Ihr dazu: „Heinrich noch immer hier!“ Mein Reisestern hat mich nämlich gestern Nachmittag verlassen; d. h. das schöne Wetter ist, und zwar gänzlich unerwartet, einem förmlichen Landregen gewichen. Aber ich will ihm trotzen, und ich stehe Euch dafür, heut Mittag lacht die Sonne. Uebrigens habe ich mich inzwischen mit den Leuten hier prächtig amüsirt. Ich kenne die Privatverhältnisse von halb Gressoney und könnte Euch hundert Geschichten erzählen. Nun das ist Stoff für den Winter.

„Meine Reisefata bis hierher kennt Ihr aus dem Grunde; aber

da fällt mir ein, daß Ihr unmöglich ein richtiges Bild von denselben haben könnt, wenn Euch nicht auch meine äußere Erscheinung dabei vor Augen steht. Seit ich Dienstag, den 1. August, Thun verließ, habe ich vielleicht in Summa fünf bis sechs Stunden, nämlich in den Fällen, daß ich in Gesellschaft speise, einen Sommerrock angehabt, sonst habe ich die zehn Tage mein graues Schweizer-Hemd nicht ausgezogen. Erinnert Ihr Euch etwa desselben? Vorn eine Reihe Stahlknöpfchen, die das weite Gewand von so prächtiger schweizer Leinewand zusammenhalten, daß nur ein tüchtiger Regen es durchdringt. Dran, außen, vier Taschen, die alle ihren Kanon haben. In der Brusttasche links das gestellte Opernglas; Ihr kennt das treffliche, zweiäugige, das mir vollkommen für meine Zwecke genügt; rechts 1) der Geldbeutel mit 20 Napoleons! deren Stern auffallend schnell sinkt; 2) das kleine Pariser Portefeuille zu Notizen; 3) der lederne zusammengelegte Trinkbecher. In den Seitentaschen: rechts das Dolchmesser, der Foulard; links das seidene Halstuch, was ich nur in den Momenten ummache, wenn ich erhitzt ruhe, eine kleine Bürste für Haar und Bart, und die Keller'sche Schweizerkarte. Dies Staubhemde nun folgt unmittelbar auf ein superfeines veritables Hemde, dessen Manschetten und Halskragen ein einigermaßen gentlemanmäßiges Aussehen geben; erwähne ich nun der Inexpressiblen von karrirtem, blauweißem, flanellartigem Zeuge, mit einem Gurte versehen, der die Träger entbehrlich macht, weit, sehr weit; so kann ich darauf schwören, daß meine Toilette vollendet ist, und ich frage Euch, ob Ihr die Wonne begreifen könnt, sich, so vollständig ungenirt durch die Kleidung, bewegen zu können. Man wirft sich hin auf's Gras, auf die Steine, man kniet, man rutscht, wie's die Umstände mit sich bringen, ohne daß Einem einfiele, man sei angezogen. Dazu kommt eine sehr leichte Sommermütze, die nöthigenfalls ein feines Gummiband am Entfliehen hindert, und die breite Grundlage bilden meine himmlischen Schweizerschuhe; ich sage himmlische, denn daß in diesen etwas Unvergängliches liegt, glaube ich hinlänglich erprobt zu haben. Dieser Schuster in Zürich, dieser Meister Weber, verdient die Mauerkrone, denn fast wie die Mauern und unwandelbar trotzten sie der Schweizerreise von 1839, der Salzburger von 1840; — da waren die Sohlen in der Mitte durchgelaufen, — sonst fest wie die vaterländischen Eichen; ich lasse ihnen ein neues Fundament geben, und sie gehen nun muthig von Neuem vier Wochen des Jahres 42 auf den Strandkieseln der Helgoländer Düne und jetzt diese enorme Tour, seit bald einem Monat durch mancher Herren

Länder, von der ein unbefangener Norddeutscher selbst während seiner Fieber-Phantasieen wenig ahnet. Nur eins: bereits das vierte Mal hab' ich in den letzten zwölf Tagen die Sohlennägel erneuern lassen müssen, und die einzige Furkatour hat wieder einem Dutzend das Leben gekostet. Das Eisen stirbt — aber meine Schuhe leben. Da ist ja wahrhaftig der Pantoffel in Tausend und Einer Nacht ein Kind dagegen. Man geht halbe Stunden lang im tiefsten Schnee, so daß die Schuhe wie Handschuhleder weich sind und die Nacht hindurch unausgesetzt auf dem Feuerherde trocknen müssen — Alles Dinge, die sonst wohl das Leder zu ruiniren pflegen — — meine Schuhe sind am andern Morgen die alten. Wahrlich, Ihr Schuhe wäret einer Ode in unverfälschten stelzfußhohen Wörtern würdiger als unzählige Könige, denen sie gesungen worden.

„Ihr glaubt nicht, wie ein solches Kostüm frei macht. Wenn die Frauen sich wirklich noch emancipiren wollen, wie man allgemein erzählt, so würde ich ihnen als ihr inniger Freund rathen, zunächst die Schnürbrust zu entfernen, dann allen Flitterstaat auf die Seite zu werfen, alle Bänder, Spitzen u. s. w. — — ich fürchte aber, der bloße Gedanke raubt schon dem Emancipationsheere mehrere der besten und schmuckesten Regimenter. Doch Scherz bei Seite: wenn man den Geist knechten will, so knechte man erst den Körper durch Formen aller Art. Nie war der Körper eingeschnürter und verzerrt entstellter als im glücklichen, gesegneten Zeitalter Ludwig des Großen und seines großen Nachfolgers Ludwigs des Fünfzehnten. Diese letztere Zeit, so bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ist so niederträchtig und der Mensch so entwürdigt, der Mann so ganz vergessen seiner freien Manneswürde, daß ich nur noch Eine Periode wüßte, die ähnlich war, ja fast bis in die Details gleich, die des untergehenden östlichen Kaiserreichs. Die konstantinopolitanischen Kaiser schon vom sechsten Jahrhundert ab sind bereits eben so eingezwängt durch alberne Sitten und Ansichten — das ganze Leben bis auf's äußerste manierirt. (Jetzt ist's dasselbe mit China.) Das ist denn die schöne Zeit der „organischen Gliederung der Stände;" denn da die heilige Majestät des Vicegottes, — der aber dem Pöbel aller Art damals (jetzt auch noch) höher stand, als der wirkliche — nicht genugsam empfunden werden kann, wenn nicht Vicegötter des Vicegottes vorhanden sind: so ist das Adelsinstitut natürlich auch in solchen Zeiten ein sehr heiliges, um den Vermittler zu machen zwischen Vicegott und Volk. „Den Vermittler," sagt Chamfort, „wie ihn der Jagdhund macht

zwischen Jäger und Haasen.“ Wessen Eltern und Voreltern sich verdient gemacht haben um die Genossenschaft in kleinerem Kreise oder im Staate, der hat ein Recht, stolz zu sein; denn es ist ein süßes Gefühl, sich seiner Eltern rühmen zu können und es ist sicher ein poetisches, durch die Jahrhunderte noble Menschen, im noblen Wortsinne, mir nahe stehen zu wissen. Obgleich es nun freilich mit der Noblesse der Voreltern alter Geschlechter oft seine eigene Bewandtniß hat, so wollen wir doch einmal annehmen, die Ahnentafel halte auch in Gesinnung, Charakter und Thaten der Ahnen, Probe. Gut! So wäre das für den Nachgeborenen eine so außerordentliche Aufforderung, auch nobel zu sein, daß es die schreiendste Ungerechtigkeit ist, diesen idealen Vorzügen noch materielle hinzufügen zu wollen. Große Voreltern sind ein solches Fundament, auf welchem das Verdienst des Nachfolgenden sofort erkannt wird, während der Mann von dunkler Abkunft sich dieses Fundament erst schaffen muß: wer nun, der Gerechtigkeit im Busen lebendig trägt, fühlt nicht die Ungerechtigkeit, jenes schon vorhandene Fundament noch schmücken, noch extra mit reichen Vorzügen ausstatten zu wollen? Gott sei Dank, diese Idee ist gestürzt. Die französische Revolution hat für alle Zeiten das Axiom festgestellt: Gleichheit vor dem Gesetze.

„Das ist ein Grundsatz, der, so gewiß es eine Weltordnung giebt, von Land zu Land fliegen und die Fundamental-Lehre in allen Reichen bilden wird, in denen die wahre Sittlichkeit im Staatsleben die Oberhand gewinnt. Nur schmähliche Selbstsucht, oder aber ein Blick, umschleiert durch die Gewöhnung von frühester Jugend ab, können das verkennen. Es giebt eine von unerforschter Kraft geschaffene Aristokratie, das sind die mit Talent, Geist, Gemüth, Körpervorzügen Begabten. Warum der Eine sein Lebenlang siecht, der Andere bis ins späte Alter blüht; warum dem Einen vermöge geistiger Gaben die Herzen der Menschen entgegenschlagen, dem Andern verschlossen bleiben: — das sind tiefe Fragen, an die ich hier nicht streifen will. Aber das nachahmen wollen, gleichsam als Gottaffe, dazu ist der Mensch gewiß nicht berechtigt. — Aber wohin bin ich gerathen! daran ist allein der unermüdliche Regen Schuld; nun ich tröste mich mit dem Narren im Shakespeare: „Wenn es genug geregnet hat, hört es von selber auf.“

„Bemerken muß ich noch, daß ich vorhin, als ich von den konstantinopolitanischen Kaisern sprach, zum ersten Mal auf meiner Reise meines eben erschienenen Werkes über die Juden gedachte,

und zwar veranlaßt durch die geschichtliche Einleitung, in der ich eine köstliche Verordnung Theodosius II. deutsch gegeben habe. Die ganze Zeit ist abgespiegelt in dieser einen Urkunde und zwar die Zeit, die ich oben im Sinne hatte. Was hat das Buch für Schicksale? Sind Rezensionen erschienen? Hebt mir dergleichen eventuell auf! Daß vierzehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes ein Dr. Freund dasselbe bereits in einem Auszuge wiederzugeben angefangen und drei weitere Hefte zu geben versprochen, hat Euch G. wohl erzählt, und ist mir dies eben so erfreulich in Betreff der Verbreitung meiner Ansichten, als schmerzlich in des Verlegers und unserer Geldseele.

„Kinder! die Sonne scheint beim Regen. Es wird also werden!"

Sonnabend, 12. August 1843.
Abends zu Pasteramo im Val Anzasca.

„So eben hat uns — ich habe die heutige Tour mit einem Engländer gemacht, meines Alters, von der blonden Sorte, gebildet, Literaturkenntniß, Natursinn, — eben hat uns der Wirth verlassen, der uns viel erzählt hat, denn er war bei der alten Garde und hat die Feldzüge von 1801 bis 1814 vollständig mitgemacht. Was so was vorwärts bringt; nicht die Spur eines Wirths in einem kleinen abgelegenen italienischen Neste. Er übersieht seine Stellung.

„Hier wurde ich von Branchen unterbrochen, der mir adieu sagt, und dem ich sein Zeugniß gegeben. Er kann es nicht lesen, sagt: „na, schlecht ist's gewiß nicht!" schüttelt mir die Hand, und wir trennen uns mit viel guten Wünschen. Nun aber zum Tagebuche.

„Gestern kam ich von Gressoney erst um ½3 weg, herrlichster Sonnenschein. Es ging den steilen Col di Val Dobbia hinan, der nach der Karte über 7000 Fuß hat. Ich war pfiffig genug gewesen, mir nach dem Diner nicht diese Partie zuzumuthen, sondern ein Maulthier zu nehmen. Der Weg ist furchtbar; der Weg? es giebt keine Wege in diesen Monte-Rosa-Thälern. Ich habe in den fünf Tagen fünf Bergketten überschritten — überall, wie's der liebe Gott geschaffen hat; ist einmal ein Stein auf die Seite geworfen, so heißt's, der Weg ist passabel. Einmal sagte ich: „c'est un chemin pour le diable, mais pas pour des hommes civilisés!" das er-

regte Branchens Entzücken. Der Führer der Mule war ein junger Bursch, der seine sechszehn Militärjahre abdient, im sechsten stand und auf Urlaub war, der oft, aber ohne Regel, einige Jahre währt. Er hatte bisher in Turin, Genua und Sardinien gestanden, war aber, ungeachtet ziemlich gesunden Verstandes, nicht sehr vorwärts gekommen. Dieses Friedens-Exerciren tödtet, und es gehört eine gute Portion Indolenz dazu, um es möglich zu machen, im Frieden Soldat zu sein.

„Auf der Höhe des Val Dobbia steht ein Hospiz mit mönchartiger Einrichtung und brillantem Blicke auf die gesammten savoyischen Gebirge. Während ich nun bewunderte, tranken Branchen und mein Bursche tüchtig und mit großer Wonne rothen Valsesia Wein, von dem ich einen Schluck zur Noth herunter brachte, und bei dem Hinuntersteigen des furchtbaren Weges lacht Branchen immer still vor sich hin. Ich bemerke bald, daß er in jenem Zustande ist, für den Lichtenberg circa hundert Volksausdrücke uns aufbewahrt hat. Er wird zärtlich, und während ich bei einer gefährlichen Stelle gerade seinen festen Tritt auf dieser terriblen Tour bewundere, wendet er sich mit der Bitte, ihm meinen Namen zu sagen, den er immer vergesse. Als ich nämlich auf Bett Furka den kleinen Heindrich gesehen, hatte ich geäußert, daß er mein Namensvetter sei — beiläufig, auch „Hildegard“ kommt dort vor. — „Das ist gewiß ein schöner Name,“ bemerkte er sodann auf meine Mittheilung, „und wenn ich einen Sohn bekomme, soll er nur heißen Heinrich Branchen.“ Na, Branchen, wollt Ihr denn heirathen? „Ja Herr, ich bekaressire sie schon zwölf Jahre und in einem halben Jahre wird's wohl werden.“ Na da müßt Ihr mich aber auch zu Gevatter bitten! „Herr, Herr, dem ist so!“ Das wiederholte er einige Male. „Der Pfarrer soll Euch einen Brief in Euer Hus schreiben; Ihr kommt ins Taufbuch,“ und nach einer Weile ergießt er sich in eine Wolke von Lobsprüchen über mich, deren angeführte Motive zum Theil höchst wunderbar waren.

„Später, nachdem er wieder durch mehrstündiges Klettern beruhigt, wurde es sehr finster; die Natur schauerlich. Düsteres Thal, tief unten brausendes Wasser, steiniger, entsetzlicher Fußsteig. Wir führen passende Gespräche. „Herr, vier Stunden weiter, unten im Thale“ (Val di Sesia) „möcht' ich jetzt nicht so mit Ihnen gehen!“ Kommt denn da mitunter was vor? „Ach lieber Herr! drei Mal bin ich dort angefallen worden, zwei Mal war ich mit zwei Kameraden und einmal allein; alle drei Mal hieß es: Blut oder Geld! Ich bin

alle Mal durchgekommen; was da liegen geblieben, weiß ich nicht, ich bin dann meines Weges gegangen. Das sind schlechte Kerle; einmal haben sie mir eine Kugel, seh'n Se, hier durch die Jacke geschossen." Er erzählte nun das Nähere, dann giebt er mir Handgriffe mit dem Alpenstock. „Herr, ich sage, ein guter Stock ist mir in solchen Fällen lieber als ein 'guter Kamerad." Na, Branchen, wenn jetzt uns Viere entgegenkommen, was thun wir? „Herr, ich fürcht' mich mit Ihnen vor Vieren nicht." Das gewann ihm sehr mein Herz. Während wir so sehr animirt plauderten, ging plötzlich drüben am jenseitigen Felsgestade inmitten dunklen Waldes ein helles Feuer auf. Was es bedeutete, konnte ich selbst mit dem Fernglase nicht erkennen.

„Als wir immer weiter bergab kommen, wo das Thal (Val Vogna) in das Val di Sesia mündet, waren die quervorliegenden immensen Berge des Letzteren von dem Vollmonde, der hinter den gegenüber liegenden Bergen stand, matt beschienen, was mit der grellen Finsterniß unseres Pfades herrlich contrastirte. Als wir aber vollends den Weg auf Riva hinunterstiegen, hatte ich mit das Schönste, was ich bisher hier genossen. Der Mond kam hervor, beschien ein wunderreiches Wiesenthal, hie und da mit Bäumen besetzt, im Vordergrund die Häusergruppe des kleinen Riva und zunächst die weißglänzenden Mauern des Friedhofs nächst der Kirche; rechts als Hintergrund der volle, veritable Monte Rosa mit seinen Gletschern — im schönen Mondenlichte. Wir gingen vollends hinunter, und am Wirthshaus vorüberkommend, es hatte eben neun Uhr geschlagen, lockte mich Branchen, ob ich nicht hier bleiben wollte und morgen nach Alagna. Ich möchte wohl wissen, was er mir hätte bieten müssen, um darauf einzugehen und den noch bevorstehenden 1½stündigen Spaziergang im Thale selbst aufzugeben. Man hat so seine Stimmungen, wo man, wie Mephisto sagt, Erd' und Himmel für Momente verpuffen ließe. Ich setzte mich vorläufig zum großen Erstaunen Branchens auf der obersten Stufe des Friedhofs nieder, an die schöne eiserne Gitterthür lehnend und hätte so gern, so gern Jemanden still neben mir gehabt. Das Alleinsein kann mitunter bis zum physischen Schmerze quälen. — Welch' unbeschreibliches Dämmerlicht um mich herum; es ist mir immer, als müßten mir da Geheimnisse aufgehen; ich sinne und harre.

„Nach 1½ Stunden des wundervollsten Spaziergangs, meist etwa hundert Schritt oberhalb des Thales, mitunter auch drunten am weißfunkelnden Eglesbach, dem die Valsesianer ungeheure,

cyklopische Mauern entgegengethürmt, — kamen wir nach halb elf in der Nacht an dem im Mondlicht leuchtenden Kirchthurme von Alagna an. Branchen pochte die Wirthsleute, Bauern, heraus; es erschien eine etwa fünfzigjährige Frau und nach einer Weile ihre Schwiegertochter, einundzwanzigjährig, Katharina, seit vier Monaten verheirathet, und mit diesen, die mir noch Eier kochten, Butter, Käse aufsetzten, plauderten wir bis gegen Mitternacht. Ich habe auf dieser Tour ein immenses Glück, Menschen zu treffen. Wir wurden ganz herzlich zusammen. Sie erkundigten sich auf's Genaueste nach meinen Angehörigen und konnten nicht begreifen, wie ich mich von meiner Frau und meinen fünf Buben, von denen Branchen närrischerweise gefabelt hatte, trennen können. Heut Morgen kam noch der junge Ehemann dazu, der gestern Abend von der Gemsenjagd zurückgekehrt und zwei Thiere geschossen hatte. Das eine war in einen Abgrund gestürzt, und er fand es, als er hinunter kam, dergestalt in Stücke geschlagen, daß er Nichts als die Hörner mitnehmen konnte. Ich habe von einem halben Dutzend Gemshäuten mir die zwei schönsten ausgesucht, die ich mitbringe, wahrscheinlich als einziges diesmaliges Andenken an die Schweiz. . . .

. . „Heute haben wir den Monte Turlos überstiegen, laut Keller nahe 8000 Fuß hoch, um in's Macugna-Thal, den Beginn des Val Anzasca, zu gelangen, das auf die italienischen Seen zuführt. Wir trafen bald vier Italiener, welche im Val Dobbia, in welchem wir einherschritten, die Goldminen und die Gletscher des Monte Rosa besehen wollten. Der Eine setzte so lange zu, bis ich mich entschloß, Erstere auch zu sehen. Es giebt aufdringliche gute Menschen, die schlimmer sind, als die dito schlechten, welche man abführen kann; was ich bei Ersteren leider nicht gut im Stande bin.

„Dieser Monte Turlos ist ein Steinhaufen von 8000 Fuß Höhe, der zum Theil mit Schnee bedeckt ist. Ich hatte in den letzten Tagen Manches durchgemacht — das überstieg die Gränzen. Es kam vor, daß wir Kriegsrath halten mußten, wo nun weiter. Wir waren: ich, Branchen, der erwähnte Engländer und sein Führer (ein Italiener). Wir kletterten mit Lebensgefahr über glatte Felswände auf allen Vieren, wo nur die äußersten Fußspitzen haften konnten. Dabei war es neblig, fing, nachdem es den ganzen Tag schön gewesen, zu regnen an, und der Hinunterweg nach Val Macugna fast noch terribler incl. seinen harten Schneewänden als der Hinaufweg. Doch blieben wir guter Dinge, ungeachtet wir sechs Stunden hinauf gebraucht hatten. Als wir im Hinunterwege die

ersten Heerden trafen, sah ich eine Kuh in jener interessanten Stellung, die Paul de Potter verewigt hat. Ich rufe dem Blonden zu: „Voilà Paul de Potter!“ Branchen geht voran, hört mich sprechen, wendet und sagt: „Herr, wollen Sie trinken?“ Der Engländer verstand den Sinn der Frage, und wir brachen gleichzeitig in ein geradezu unauslöschliches Gelächter aus. Ich hatte nämlich von Stunde zu Stunde gegen Ermüdung, Nebel, Regen und Erkältung einen Schluck Kirschwasser genommen. Ich antwortete ihm blos kalt: „Du tout, mon cher Branchen!“

„Das Val Macugna, am Eingang ein Steinhaufen, mit beschneiten Felswänden umgeben, von denen Bäche laufen, deren einer einen prächtigen, wohl 500 Fuß hohen bedeutenden Fall bildet, — verliert später an Wildheit und wandelt sich zu einem Tannenwalde, in den von allen Seiten herrliche Wasserfälle stürzen, so daß es ein größeres Recht auf den Namen Lauterbrunnen hätte, als jenes Thal, und sehr bald wird die Anza groß und stark dadurch. Wunderbar anzuschauen, hatte, im Frühling wahrscheinlich, eine Lawine als bequemes Laufbett sich das des Flusses ausgesucht; der hatte sein Möglichstes geleistet, um sich zu befreien, und so bildet die Lawine zwar noch eine hohe Brücke über eine Viertelstunde weit über das ganze Flußbett, an vielen Stellen aber hat sich das wüthende Wasser große Dome in diesem Schnee ausgehöhlt. Er war noch vollkommen fest, und wir überschritten ihn. Weiterhin wird das Thal wahrhaft pittoresk, und der Fluß bildet die brillantesten Fälle und Kaskaden, in schönster Umgebung. Doch rückten wir triefend hier ein, und jetzt ist es elf Uhr.

Omegna am Lago d'Orta, 14. August 1843.

„Durch die Versicherung mehrerer Reisenden, daß der Lago d'Orta schöner sei, als alle anderen italienischen Seen und dennoch — weil von der Straße liegend — nicht besucht, bin ich hier. Blühende Granatbäume reichen mir in's offene Fenster von Weinreben umrankt. Gondeln schaukeln auf dem tiefblauen See und locken mich.

„Da mit dem gestrigen Tage, der mir das Val Anzasca bescheerte — unbedingt eins der schönsten Thäler der Schweiz von rein italienischem Charakter —, meine Monte-Rosa-Tour geschlossen und diese Briefe zu einem Buche angewachsen sind, so mögen sie zu Euch wandern. Ich habe ungewöhnlich Schönes ge-

nossen — und reiche Reisetage liegen noch vor mir. Diese Briefbogen aber sollen sich vorläufig, meine geliebte Mutter! an Dein Herz legen und Dich zu Deinem Geburtstage küssen. Du bist glücklich in dem Glück Deiner Kinder — ich war glücklich!"

IX.

Breslauer Verhältnisse zu Anfang der Vierziger Jahre. Simon läßt sich dauernd in Breslau nieder.

Die aufrichtige, durch alle Schichten der Gesellschaft gehende Theilnahme, mit welcher Preußen den Tod Friedrich Wilhelm's III. vernahm, war die letzte Besiegelung des patriarchalischen Verhältnisses, das zwischen König und Volk bestanden. Wie man die letzten Tage eines theuern Familiengliedes um jeden Preis mit Ruhe umgiebt, — so drängte das preußische Volk den nach „vorwärts!" pulsirenden Herzschlag der Jugend, ja den Ruf seiner besten Männer nach nothwendig gewordenen Reformen mit Pietät zurück — geduldig ausharrend, um den Abend seines Königs nicht zu stören.

Als aber der königliche Greis bestattet war, da schaute das ganze Volk erwartungsvoll auf Friedrich Wilhelm den Vierten.

Verfassungs-Hoffnungen, — Verfassungs-Kämpfe, — Revolution! in diese drei Worte lassen sich die Jahre von 1840 bis 1848 zusammenfassen. Sie schließen das Streben, das unbeugsame Verlangen nach freisinniger Entwickelung auf kirchlichem, politischem und socialem Gebiete — in Preußen wie in ganz Deutschland während dieses Zeitraumes in sich.

Die Stände der Provinz Preußen gaben bekanntlich zuerst — bei Gelegenheit der Huldigungsfeier zu Königsberg, Anfangs September 1840 — dem Verlangen des Volks nach Repräsentativ-Verfassung einen Ausdruck. Johann Jacoby sprach in seinen „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen", dies Verlangen und die weiteren berechtigten Ansprüche des preußischen Volkes demnächst in voller Klarheit und Bündigkeit aus, — und seine Worte

fanden troß der Reden des Königs einen lauten Widerhall in allen Provinzen, wie still und gelassen auch jene „vier Fragen", wie berauschend auch die königlichen Reden gewesen.

Die Stadt Breslau beschloß Seitens ihrer Stadtverordneten und des Magistrats eine Petition um Verleihung einer reichsständischen Verfassung und reichte selbige ihrem gesetzlichen Vertreter, dem zu Anfang des Jahres 1841 zusammentretenden schlesischen Provinzial-Landtage, ein.

Der Landtag wies die Petition zurück; trotzdem hatte der König davon Kenntniß genommen. Er ließ dem Magistrat und den Stadtverordneten seinen allerhöchsten Unwillen über die oppositionelle Haltung der Stadt durch den Ober-Präsidenten Schlesiens, v. Merkel, aussprechen und erklärte zugleich, daß er unter den stattfindenden Verhältnissen nicht gesonnen sei, bei seiner bevorstehenden Reise in die Provinz Breslau zu berühren. Hierauf richteten die städtischen Vertreter eine Adresse an den König, in der sie auseinandersetzten: „daß sie keineswegs über das ihnen verfassungsmäßig zustehende Recht hinausgegangen seien."

Daß dieser Schritt der Kommunal-Behörden nicht ungetheilten Beifall fand, vielmehr von denjenigen, welche allezeit der herrschenden Macht zujubeln, bitter angefochten wurde, ist selbstverständlich. Neben letzteren Stimmen erhoben sich noch die Stimmen der Aengstlichen und „Taktvollen". Immerhin aber datirte aus jener Zeit das erhöhte politische Leben, das sich seitdem wie in Königsberg, so in Breslau vorzugsweise concentrirte und seine Strahlen zündend weitersandte.

Simon, der damals in Berlin war, äußerte sich in einem Briefe hierüber, wie folgt:

Berlin, Ende Mai 1842.

„Was die beabsichtigte Adresse an den König betrifft, so muß ich mich mit derselben, Ihrer Ansicht entgegen, schlechthin einverstanden erklären, ja mich innigst über sie freuen.

„Die Stadt hatte zu ihrem vorausgegangenen Antrage nicht blos, wie sich von selbst versteht, das Recht, sondern sie hatte, denselben zu stellen, bei ihrer betreffenden Ueberzeugung, die Pflicht, die heiligste Pflicht. Daß diese Pflicht in Kollision trat mit des Königs persönlicher Ansicht, ist etwas Gleichgültiges. Sollten die Stände nur solche Anträge machen, die mit der persönlichen

Ansicht des Königs harmoniren, so wäre ihr Wesen, wie es zur Zeit in der That guten Theils ist, ein albernes, scheinhaftes, phrasenvolles, — Nichts weiter. Das Wesen der Stände beruht darauf, daß man voraussetzt, die zu denselben Berufenen kennen die Wünsche und Ansichten des Volkes. Letztere sollen sie, welche die Berechtigung und Verpflichtung dazu haben, zur Kenntniß des Gouvernements bringen. Ob diese Wünsche und Ansichten dem Letzteren und insbesondere dem Könige zusagen? — das ist eine Frage, die völlig links ab liegt. Dadurch, daß der König sich über eine Frage bereits erklärt, hört die entgegengesetzte Ansicht nicht auf, fortzuexistiren. Diese Sätze sind meines Erachtens unbestreitbar.

„Gut! Nun stellt ein Stand, hier die Stadt Breslau, irgend einen Wunsch auf. Der König verkennt obige Sätze und bringt seine Person in's Spiel. Was sollen und müssen alsdann solche Stände (resp. die Stadt) thun? In würdiger Weise erklären, daß sie nach ihrem Recht und nach ihrer Pflicht gehandelt. Jede andere Erklärung ist unsachgemäß und nicht auf der Höhe der Verhältnisse. Wie? man sollte einem Könige nicht sagen dürfen, daß er irre? Man sollte seinen persönlichen Ansichten, seinem edlen Herzen nicht entgegentreten dürfen, wenn man die Ueberzeugung hat, daß dies zum Besten des Volkes nöthig? Bleiben Sie mir vom Leibe mit „Zartgefühl" und dergleichen, wo es sich um Dinge handelt, bei denen derartige Kleinigkeiten nicht des Redens werth sind. Breslau wird sich durch eine edle, bedeutende Erklärung ein wahrhaftes Verdienst um den Staat erwerben; Gott gebe nur, daß nicht Worte und Phrasen gemacht werden!

„Daß Ober-Präsident v. Merkel zornig ob der Publikation seiner Zuschrift, in der er sich über das „tiefe Weh königlicher Ungnade" verbreitet, ist ein hohes Gaudium. Ja! Ja! Oeffentlichkeit ist die einzige, aber auch durchgreifende Wehr gegen Alles, „was faul ist im Staate Dänemark." Merkel ist noch einer unserer charakterfestesten höheren Beamten und hat sich während seiner langjährigen Wirksamkeit großes Verdienst um Schlesien erworben; hätte der Mann aber wirkliche Kraft und Mark und dabei Liebe zum Könige, so hätte er zunächst gegen Letzteren remonstrirt und diesem eine Uebereilung wieder zum Guten gekehrt*).

---

*) Die Energie und der unabhängige Charakter des Ober-Präsidenten v. Merkel, der sich durch eine lange Vergangenheit bewährt hatte, machte sich

„...... Ich wiederhole mir jetzt oft, daß den Königen Viel zu Gute zu rechnen; das Pack von oben bis unten ist zu groß, mit dem sie von Jugend auf umgeben sind...... Man muß wieder die Berichte lesen über die Reise des Königs in der Altmark; es scheint diesem Berichterstatter eine wahre Wonne, sich zu prostituiren vor der Majestät. Weil der König sich liebenswürdig benimmt, ein Mensch ist, weil ihm nichts Menschliches fremd ist, — deswegen sollen alle Uebrigen Hunde sein, die nur lecken dürfen und wedeln. Ich ehre, ich bewundere, ich liebe die großen Menschen; ich bin mit Freuden bereit, meine kleine Persönlichkeit für einen derselben dran zu setzen, hinzugeben, — aber wie entfernt davon liegt die Sucht des Knechtes, sich den Fuß des Machthabers auf den Nacken zu setzen — — auch den des Größten, Edelsten nicht! Demuth ist nur gegen Gott eine Tugend, gegen Menschen ein gemeines, niederträchtiges Laster......"

Als Simon einige Wochen darauf durch die öffentlichen Blätter Kenntniß von dem Wortlaute jener Adresse erhielt, war er allerdings der Ansicht, daß sein Wunsch und Rath: „Gott gebe, daß nicht Worte und Phrasen gemacht werden!" unerfüllt geblieben.

„Ich lese eben" (so heißt es in einem seiner Briefe) „die Breslauer Adresse, wie sie von der Leipziger Zeitung mitgetheilt wird. Das ist ja das jämmerlichste Schüler-Machwerk! Die Gedanken unter der Kritik und die Form abscheulich. Leuten, die sich so vertheidigen können, möchte ich auch fast das Recht absprechen, den König meistern zu wollen. Ich kann mich nicht zu Gute geben. Diese Gelegenheit, ganz Deutschland sah zu, so vorüber zu lassen! Ein würdiges, geschichtliches Auffassen der Verhältnisse in angemessener ernster Rede hätte einen unberechenbaren Einfluß haben müssen! Und das giebt man in solche Hände, die keine deutsche Periode zu bilden im Stande sind, in Hände, die sich entschul-

---

übrigens auch in den nächsten Jahren wieder mehr und mehr geltend, gegenüber den um sich greifenden beengenden Maßregeln der Regierung. Als Merkel, dadurch bei letzterer mißliebig geworden, im Jahre 1845 den Abschied erhielt, ertheilten ihm Magistrat und Stadtverordnete Breslaus das Ehrenbürgerrecht. Die ihm bei jener Gelegenheit seitens der Kaufmannschaft zugesendete Adresse wurde von Simon, der privatim dazu aufgefordert worden, verfaßt. Er hob in derselben des würdigen Greises langjährige Verdienste mit Wärme hervor.

digen, statt darzustellen, daß der „Uebelnehmende“ sich zu entschuldigen habe. . . . . . .“

Wie in den andern Theilen der Monarchie, so brach sich — während der ersten vierziger Jahre — auch in der Provinz Schlesien, namentlich in Breslau, das Freiheitsstreben, der neuerwachte bürgerliche Gemeinsinn überall Bahn. Der Geist genossenschaftlicher Selbsthülfe schuf die drei großen Eisenbahnstraßen, mittelst deren die Bedeutung Schlesiens sich erst thatsächlich entwickeln konnte. Die verborgenen Schätze der Provinz wurden dadurch aufgeschlossen, Verkehr, Handel und Industrie auf wahrhaft überraschende Weise gehoben, — die Stadt Breslau, die sich bisher vereinsamt an der äußersten Grenze Deutschlands befand, sah sich plötzlich mitten in's Herz Deutschlands versetzt.

Der neuerwachte Sinn der Breslauer Bürger bekundete sich auch durch das größere Interesse, das fortan den Kommunal-Angelegenheiten zugewendet wurde. Die Wahl eines neuen Ober-Bürgermeisters gab dazu im Jahre 1842 willkommenen Anlaß. Es wurden üblicherweise drei Kandidaten dem Könige zur Wahl präsentirt. Alle drei trugen liberale Namen. Da jedoch zwei von ihnen, Stadtverordneten-Vorsteher Klocke und Fabrikbesitzer Milde, der Regierung mißliebig waren, weil sie als Stadtverordnete jene Petition um Reichsstände lebhaft unterstützt und als Abgeordnete der Stadt dem Landtage eingereicht hatten, so erhielt Regierungs-Rath Pinder aus Königsberg die königliche Bestätigung als Ober-Bürgermeister Breslaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während seiner sechsjährigen Amts-Periode hat Pinder die Interessen der Stadt Breslau umfassend gefördert, er stand an der Spitze der mäßigen Fortschritts-Partei, und hatte allezeit die große Majorität der Bürgerschaft für sich. Bei den Repräsentations-Pflichten, die seine Stellung mit sich brachte, half er manches

verrottete Vorurtheil austilgen. Die Frage, ob hoch, ob niedrig, ob Christ, ob Jude, war ihm gleichgültig, wenn es sich darum handelte, einen tüchtigen Menschen zur Geltung zu bringen. Das war in einer Stadt, wo das jüdische Element im Verhältniß zum christlichen stark vertreten ist, von Gewicht, besonders in jenen Tagen des beginnenden confessionellen Kampfes.

Daß zu einer Zeit erhöhten politischen Interesses auch der Hauptfaktor freier Geistesbewegung, die Presse, einen Aufschwung versuchte, war natürlich. Freilich erfuhren die Preßgesetze keine wesentlichen Erleichterungen; aber durch eine Censur-Verordnung wurde am Schluß des Jahres 1841 den Censoren eine mildere Handhabung ihres Amtes anempfohlen, ja ein „wohlmeinender Tadel" der Regierungsmaßregeln sollte fortan gestattet sein. Dagegen rectificirte im Februar 1843 eine neue Verordnung sehr ernst die mildere Auslegung der früheren und ertheilte gegen das um sich greifende „Gift der schlechten Presse, gegen die sogenannten Ausschweifungen der Tagesblätter" neue Instruktionen.

Indeß trotz jener Hemmnisse ging es munter vorwärts. Die Breslauer Tagesblätter vertraten fortan, dem Bedürfniß der Leser entsprechend, eine politische Farbe. Statt, wie bisher, Spanien, die Türkei oder China in den Vordergrund zu stellen, wurden die inländischen Fragen besprochen. Die „Schlesische Zeitung" wurde das Haupt-Organ der Liberalen. Eine gleiche Tendenz verfolgte die von Dr. Elsner redigirte „Schlesische Chronik", während die „Breslauer Zeitung", das zweite täglich erscheinende Blatt, erst in späterer Zeit eine freiere Richtung annahm.

In jenen ersten vierziger Jahren sang Hoffmann von Fallersleben, ordentlicher Professor der Literatur zu Breslau, seine „unpolitischen Lieder". Sie wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen. Gegen den Dichter aber leitete man „wegen ihres verwerflichen Inhalts" die Disciplinar-Untersuchung ein, und in Folge dessen ward er zu Anfang des Jahres 1843 aus seinem Amte entlassen.

Ueberhaupt ward fortan mit Beamten-Maßregelungen rüstig vorgeschritten. Seltsamer Weise trafen dieselben anfänglich meist den Lehrstand. So wurde Professor Haase zur Untersuchung gezogen als Verfasser der lateinischen Adresse, welche Rektor und Senat der Breslauer Universität zur Jubelfeier der Königsberger Universität erließen. Diese Schrift forderte die Lehrer

beider hohen Schulen auf, Wächter gegen alle Beschränkungen der **Lehrfreiheit** zu sein.

Auch gegen den Gymnasiallehrer Dr. **Stein** wurde disciplinarisch, wiewohl erfolglos, verfahren, wegen einer öffentlichen Rede bei Gelegenheit eines Volksfestes. Gerade der jüngere Lehrerstand ließ sich's angelegen sein, durch Vorlesungen, öffentliche Rede und dergleichen auf den Bürger- und Arbeiter-Stand politisch belebend und belehrend zu wirken; und in den engen Grenzen, die bei dem Verbot aller politischen Vereine gesteckt waren, wurde mit einer Art Virtuosität jede Gelegenheit benutzt, den politischen Sinn wach zu halten und zu stärken. Geschichtliche Gedenktage, Geburtstage beliebter Männer, gesellige Zusammenkünfte in größerem Maßstabe, Alles wurde benutzt, ein belebendes Wort zu rechter Zeit zu sprechen und besonders auch den Bürger und Gelehrten, den Arbeiter und Beamten **einander näher zu bringen**. Zu Gunsten dieser Agitation der Gemüther und überhaupt nach solcher Richtung hin wirkten hauptsächlich zwei Männer mit Erfolg und Energie: der ebengenannte Gymnasiallehrer Dr. **Stein** und Dr. **Elsner**. Ein Dritter — ein ehrwürdiger Greis — Professor **Nees von Esenbeck**, schloß sich ihnen — einige Jahre später — bei Beginn der **religiösen** Bewegung — mit Jugendeifer an und hat durch ein Jahrzehnt, d. h. bis zu seinem Tode, zur geistigen Ausbildung der Arbeiter, die ihrem „Vater Esenbeck" mit heißer Verehrung anhingen, nach besten Kräften beigetragen.

Mitten in dies sich entwickelnde politische Leben Breslau's trat nun **Simon** im Herbst 1843 hinein. Er hatte sich von den ihn mehrere Jahre in Berlin fesselnden Verhältnissen losgemacht, um in seiner Vaterstadt, in der Nähe von Eltern und Geschwistern seinen literarischen Arbeiten zu leben. Sein Ehrgeiz beschränkte sich darauf, als Mitglied des Breslauer Appellations-Gerichts, sobald ihn die Reihe traf, einzutreten, eine Stelle, die ihm bei gewöhnlichem Laufe der Dinge nicht füglich entgehen konnte. Er hatte im Hinblick auf die Erreichung dieses Ziels noch vor nicht langer Zeit von Berlin aus geschrieben: „Ich könnte jetzt wieder mein Glück machen. Das Kammergericht hat darauf angetragen, die vakant gewordene Stelle eines Anwalts bei demselben für den Fall wieder zu besetzen, daß sich ein ausgezeichneter Jurist dazu findet. Geh. Rath **Kisker** hat **mir** die Ehre angethan, mich zur Meldung aufzufordern, da ich die Stelle dann erhalten würde. Ich habe es jedoch **abgelehnt**."

Uebrigens war er auch während des Aufenthalts zu Berlin in stetem innigen Bezug zu den Verhältnissen der Vaterstadt geblieben, um so mehr, da er von hier aus in den verschiedensten städtischen Angelegenheiten um Rath gefragt wurde. So hatte ihn der Stadtverordneten-Vorsteher Kaufmann Klocke, als er im Herbst 1842 als ständisches Mitglied zu dem einberufenen Provinzial-Ausschuß nach Berlin ging, zu seinem Rechtsbeistand gewünscht. Dann wieder hatte er bei Entwickelung der Eisenbahnbauten durch die Presse gewirkt, zuweilen mit Humor, namentlich bei einer Gelegenheit, als im Direktorium der niederschlesisch-märkischen Bahn wegen der Richtung derselben Zwiespalt ausgebrochen. Er stimmte mit der anfänglichen Minorität für die später ausgeführte Linie, nämlich für die Berührung der Stadt Görlitz, da er von dieser Richtung, „die direkt auf Dresden gehe und sodann ganz von selber durch Zweigbahnen in die reichsten Distrikte führen werde," für die commerziellen Verhältnisse Schlesiens große Erwartungen hegte. „Die vorgeschlagene Bahn längs der Oder ist geradezu albern," schrieb er damals, „posaunt nur die andere Richtung Etwas in der Leipziger und Augsburger Zeitung aus! wenn der Schlesier das Lob eines Unternehmens in fremden Blättern liest, so glaubt er's." Er schrieb dann selber in diesem Sinne mehrere gediegene Zeitungs-Artikel.

Als Simon seine dauernde Wohnstätte in Breslau aufschlug, stellten ihn seine verwandtschaftlichen und sonstigen persönlichen Verbindungen mitten in die wirkenden Kreise der Stadt, und es dauerte nicht lange, so bildete er den festen Mittelpunkt der dortigen freisinnigen Bestrebungen. Das zeigte sich besonders im Jahre 1844, als der Kampf der Gemüther für Religions-Freiheit und kirchliche Reform mit dem Kampfe Simons für die Unabhängigkeit des Richterstandes zusammenfiel. Durch die in Folge des Letzteren gegen ihn ergriffenen Regierungsmaßnahmen wurde er gewaltsam von dem Standpunkt des freigesinnten Beamten in die Reihen der Opposition hinübergedrängt.

Sein allzeit auf dem Boden des Gesetzes fußender Rath wurde fortan von Korporationen und Einzelnen, bei allgemeinen und persönlichen Rechtszweifeln, von Unterdrückten und Vorwärts-Strebenden erbeten. Und zwar nicht nur in Breslau und Schlesien; auch aus entfernten Provinzen des preußischen Staates kamen ihm dergleichen Gesuche. Dazu leitete er durch Ideen-Reichthum und politischen Takt oftmals die Schritte der liberalen und kirchlichen

Reform-Partei, oder es kamen ihm glückliche Gedanken und Pläne, die er Anderen zur Ausführung mittheilte, oder es ergingen an ihn von den Redaktionen der deutschen Zeitschriften und Tagesblätter Gesuche um literarische Beiträge, für die er dann, wo er selber zu geben verhindert, andere tüchtige Kräfte zu finden wußte.

Kurz das „Wittigsche Haus“ an der Ecke der Tauenzien- und Salvatorstraße, in welchem er wohnte, konnte damals füglich das „Rathhaus“ genannt werden.

X.

Simon als Führer der Opposition. — Kampf für die Unabhängigkeit der Richter.

Simon setzte den Hauptwerth der Arbeit des „Fünfmänner-Werkes“, der von ihm und v. Rönne herausgegebenen „Verfassung und Verwaltung des preußischen Staates“, seines „Preußischen Staatsrechtes“ u. s. w. nicht in deren wissenschaftlichen Gehalt, sondern in ihren praktischen Nutzen. Rechtskenntniß auch in weiteren Kreisen zu verbreiten, das Rechtsbewußtsein im Volke zu stärken, das war der sittliche und politische Zweck, der ihm bei allen diesen Arbeiten vorleuchtete. „Nur ein Volk, das seine Rechte kennt, kann seine Rechte schützen“ — pflegte er zu sagen.

Seine Arbeiten und Studien hatten aber auch ihm selbst einen geistigen Gewinn gebracht. Abgesehen von Anderem hatte die bei Prüfung der Gesetzgebung andauernd geübte Kritik ihm eine gleichsam instinktive Fertigkeit verliehen, den Geist eines Gesetzes von der Form, den Kern von der Schale zu lösen. Was Wunder, daß er auch an jede neue Verordnung, jedes neu erlassene Gesetz kritisch herantrat; und da entdeckte er denn oftmals einen dem Schein nicht entsprechenden Inhalt. Er hatte sich bei solchen Veranlassungen als wohlmeinender, aber freisinniger Beamte bald gegen seine vorgesetzte Behörde, bald in öffentlichen Artikeln ausgesprochen, und seit Jahren galten Letztere oder andere die Tagesfragen beleuchtende Erörterungen, mit der Chiffre H. S. unterzeich

net, beim Publikum als besonders gediegen. Je mehr ihm aber das Vertrauen zu der Regierung schwand, um so ungetheilter und freisinniger appellirte er an die Oeffentlichkeit.

Das Jahr 1844, welches Simon in die Opposition trieb, begann bezüglich seiner amtlichen Verhältnisse unter günstigen Auspicien. Er wurde zum Stadtgerichts-Rath bei dem Breslauer Gericht ernannt und erhielt bald darauf einen erneuten einjährigen Urlaub „mit Hinblick auf die Allgemeinnützlichkeit seiner literarischen Unternehmungen," natürlich unter einstweiliger Aufgabe seines Gehaltes.

Da wurden die Gesetze vom 29. März 1844 „betreffend das gerichtliche und Disciplinar-Strafverfahren gegen Beamte und das bei Pensionirungen zu beobachtende Verfahren" publicirt. Simon wies in zwei ausführlichen, H. S. unterzeichneten Artikeln nach, daß die Bezeichnung: „Gesetze über das Verfahren" keine richtige sei, daß jene Gesetze „eine vollständige materielle Umgestaltung des preußischen Staatsrechts in Ansehung der Stellung des Richterstandes herbeiführten," daß „durch sie die Unabhängigkeit des preußischen Richterstandes angegriffen werde."

Die Artikel erregten Aufsehen. Der Justiz-Minister Mühler versuchte sie öffentlich zu berichtigen, und auf die Rück-Antwort des H. S. brachte die Allgemeine preußische Zeitung mehrere vom Minister des Innern, Grafen Arnim, veranlaßte, in seinem Ministerium redigirte Auslassungen. Als diese nun zu weiteren Kontroversen führten, denuncirte jenes Ministerium dem Justizminister den „Stadtgerichts-Rath Simon" als wahrscheinlichen Verfasser jener Artikel, als „den hartnäckigen, durch Gegengründe nicht zu überzeugenden Opponenten," dem „zu lukrativen schriftstellerischen Arbeiten aus besonderer Vergünstigung Urlaub bewilligt werde," und sprach sich unter Mittheilung „eines neueren Probestücks der Art und Weise seiner Opposition" dahin aus, daß diese Artikel recht eigentlich den Zweck verfolgten, „die öffentliche Meinung über die Tendenz jener Verordnungen irre zu leiten."

Der Justiz-Minister gab dem Breslauer Ober-Landesgericht auf, darüber Beschluß zu fassen, „ob nicht der Fall zur Einleitung einer Disciplinar-Untersuchung angethan," gleichzeitig seine Ansicht aussprechend: „daß es sich in der That mit der Pflicht der besonderen Treue, die einem Beamten gegen seinen Landesherrn obliegt, nicht vereinigen lasse, wenn er dessen Regierung und die er-

gangenen Gesetze auf eine Weise angreift, wie sich solches der H. S. erlaubt."

Das Ober-Landesgericht beschloß: „daß kein Grund zu einer Untersuchung vorliege," und führte in einem motivirten Berichte aus, daß es mit Simon's Ansichten über die Schädlichkeit jener Gesetze einverstanden sei.

Das geschah im Juli 1844. Weitere Maßregelungen von Seiten des neu ernannten Justiz-Ministers Uhden, — auf dem Boden des Gesetzes stehende Zurückweisungen Seitens Simon's dauerten fort bis in den Dezember 1845.

Simon ließ sich aber in seinem Kampfe für die Unabhängigkeit des Richterstandes dadurch nicht beirren. Er faßte seine sämmtlichen in den Tagesblättern erschienenen Artikel zu einer größeren Schrift: „Die preußischen Richter und die Gesetze vom 29. März 1844"*), zusammen, die er den zu Anfang des Jahres 1845 zusammentretenden Provinzialständen des preußischen Staates widmete. Im Vorwort sagt er:

„Der preußische Staat hat eine außerordentliche Geschichte; eine Geschichte ohne Beispiel nannte sie unser König mit vollem Rechte; der Menschenfreund blickt auf sie mit wärmstem Interesse. Mächtigen, aber besonnenen Schrittes strebt Preußen, selten unterbrochen, seinem Ziele entgegen, seit Jahrhunderten. Sein Ziel aber ist das Wohl des Volkes. Geschieht in so erhabenem Zusammenhange ein Schritt, der von dieser Richtung ablenkt, wiederum abwärts führend, so bemächtigt sich dessen, der sein Land liebt, schmerzliches Bedauern.

„Einen solchen erblicken wir in den Gesetzen vom 29. März 1844, durch welche die Unabhängigkeit des preußischen Richterstandes, in Preußens Geschichte mit tiefsten Wurzeln verwachsen, in ihrer Grundlage angegriffen wird.

„Wir halten dies Ereigniß für das folgenreichste, welches Preußen seit der Thronbesteigung Sr. Majestät des Königs getroffen.

„Das Recht ist der Geist jeder Staatsgesellschaft; das Recht soll in's Leben geführt werden durch die Justiz; keine unabhängige Justiz ohne unabhängigen Richterstand. Das Gesetz ist nur der hohe Dom, der die unsichtbare Kirche mit der Sin-

*) Leipzig. Otto Wigand. 1845.

[illegible] verbindet. Der Kultus erst erhebt das Werk von Menschenhänden zum Heiligthume, und für die dem hohen Dienste Geweihten gilt das alte Wort als erstes Gebot: „Du sollst nicht andere Götter haben neben Mir!"

„Soll daher die Herrschaft des Gesetzes eine Wahrheit sein, so kann es keine andere Autorität für den Richter bei Ausübung seines Amtes geben, als — das Gesetz: so darf der Richter keiner anderen Staatsgewalt unterworfen sein, als — dem Gesetze.

„Dies sind Kardinalsatzungen, in welchen alle politische Glaubensbekenntnisse übereinstimmen. Sie sind in Preußen seit Generationen in's Leben getreten.

„Die Verordnungen vom 29. März 1844 haben die staatsrechtliche Stellung des Richterstandes, und mithin die Verfassung der Monarchie, wesentlich verändert. Wer hierin für Thron und Herd Gefahr sieht und ein Herz hat für die großen Interessen des Vaterlandes, wird seine warnende Stimme dagegen erheben müssen, daß die Bahn verlassen werde, über der Preußens Genius seit so langen Zeiten geschwebt.

„Diese Motive machen die Veröffentlichung der nachstehenden Schrift für den Verfasser zu einer Gewissenssache.

Breslau, am 24. Dezember 1844."

In der Schrift selbst führt Simon aus, daß die Gesetze vom 29. März 1844 wichtiger, als ihrer Ueberschrift nach zu erwarten; daß sie die Stellung des Richterstandes gänzlich verändern; daß die gesetzliche Anerkennung der Unabhängigkeit der Rechtspflege, ohne Institutionen zum Schutze dieser Unabhängigkeit, ungenügend und erfolglos; hebt ferner hervor, daß:

1. „von den Institutionen, welche zum Schutze der Unabhängigkeit der Justiz dienen, der Repräsentativ-Verfassung nämlich, der Preßfreiheit, der Geschwornengerichte, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und der Unabhängigkeit der Richter als Staatsdiener, Preußen nur die letztgedachte Institution bisher gehabt hat;"

führt den Nachweis

2. „der einzelnen Beziehungen, in welchen die bisherige preußische Verfassung über die Unabhängigkeit des Richterstandes durch die Gesetze vom 29. März abgeändert worden: Der preußische Richter kann fortan ohne richterliches Er-

kenntniß kassirt, degradirt oder zur Strafe versetzt werden; er kann sogar ohne alles Strafverfahren aus dem Amte entfernt werden.“

Schritt vor Schritt das Gesetz kritisirend, giebt er sodann die weiteren Konsequenzen und schließt:

„Der preußische Richter ist schlecht besoldet, stiefmütterlich bedacht sogar gegen den Verwaltungsbeamten; er hat mit Entbehrungen zu kämpfen, die der Gewerbtreibende, der Grundbesitzer nicht kennt. Er macht funfzehnjährige Studien, um endlich auf lange Jahre hinaus mit fünf- bis achthundert Thalern angestellt zu werden. Aber er hat nie hierüber geklagt. Er hatte Etwas, was ihm höher dünkte, als äußere Vortheile, das Bewußtsein, preußischer Richter zu sein, preußischer Richter in jenem ehrenvollen Sinne, den dieses Wort seit Generationen gehabt. Dies Bewußtsein zu brechen, haben in neuerer Zeit vielfache Einrichtungen das Mögliche gethan. Man lese die begründeten Klagen, die Koch über die „Entwürdigung der Richter“ in Altpreußen erhebt. Die Gesetze vom 29. März d. J. setzen den Schlußstein. Jene Empfindungen für Ehre und Anstand, jenes Selbstgefühl, welches in dem bloßen Bewußtsein einer edlen Bestimmung seine Befriedigung fand und für tausend Entbehrungen entschädigte — sie waren es, die den preußischen Richter charakterisirten, sie sind es, die durch die vervielfachsten Kontrolen nicht zu ersetzen sind, alle vergeblich, wenn jene Denkungsart verschwindet. Sie hatten ihre feste Basis in der altpreußischen Institution voller Unabhängigkeit des Richterstandes.

„Wir haben gezeigt, daß diese Basis durch die Gesetze vom 29. März zu einem großen Theile untergraben wird.

„Das empfindet der preußische Richterstand tief; aber wir kennen Personen, die es mit der Zeit tiefer empfinden werden: es sind die funfzehn Millionen Einwohner des preußischen Staates, denen, wie jedem gebildeten und gewerbfleißigen Volke, die persönliche und Eigenthums-Sicherheit das erste Bedürfniß ist.

„Doch — noch ist der preußische Richterstand der alte! —

„Diese Gesetze vom 29. März d. J. waren im Stande, Schreck und Bestürzung im Richterstande, wie im gesammten selbstbewußten Publikum zu verbreiten, aber sie waren nicht im Stande, sofort die Unabhängigkeit der preußischen Richter und die Unabhängigkeit der preußischen Rechtspflege umzustürzen. Denn das ist der

Erfolg wahrhaft historischer Institutionen, bei uns mithin der seit Generationen begründeten vollen Unabhängigkeit der Rechtspflege, daß sie endlich in das Bewußtsein des Volkes übergehen und der Basis, des Schutzes des Gesetzes, nicht mehr unausgesetzt bedürfen; daß eine Zeit lang die wahrhaft lebendige Institution noch **fortdauern** wird, auch **nach** dem Wegfall des Gesetzfundamentes. Aber allmälig wird das unhistorische neue Gesetz doch seinen Einfluß üben; endlich wird es sich doch zeigen, daß ohne diese schützende Grundlage das Gebäude nicht fortbestehen kann. **Er wird fallen, der bisher so edle preußische Richterstand, auf den der Preuße mit so hohem Stolze blickte**; man wird nicht mehr ungläubig lächeln, wenn Fälle eines **höheren** Einflusses auf preußische Richterkollegien geflüstert werden, und die Trümmer dieser Institution werden auf den **preußischen Thron** stürzen und auf die bürgerliche Freiheit des preußischen Volkes.

„Wolle Gott das verhüten — durch die Weisheit unseres Königs."

Diese Schrift war wie ein **Weckruf** in die Gemüther gedrungen. Sobald die Gefahr der erwähnten Gesetze erkannt war, vereinigten sich die intelligentesten Kräfte, sie zu beseitigen. In den bedeutendsten Städten der Monarchie wurden Petitionen an die Stände veranstaltet. Es traten dabei charakteristische Vorfälle heraus. Z. B. gaben die sämmtlichen **Referendarien Naumburgs**, auf die Gefahr einer vereitelten Karriere, ihre Unterschrift zu der in Umlauf gesetzten Petition. Die Vertreter der Stadt hatten dieselbe **einstimmig** beschlossen und unterzeichnet, mit Ausnahme eines einzigen dissentirenden Mitgliedes, eines ängstlichen höheren Richters. — Gegen vierzig betreffende Petitionen gelangten an die Provinzialstände, und die Stände der Rheinprovinz, die Stände der Provinzen Preußen, Schlesien, Westphalen, Posen formulirten fast mit Stimmeneinheit demgemäße Anträge beim Könige auf **Zurücknahme** der Gesetze.

Bei den Landtagen der vierziger Jahre stellte sich Folgendes heraus. Während die Ritterschaft der Provinzen Pommern, Mark Brandenburg und Sachsen der geistige Hemmschuh für die Deputirten der andern Stände war; während in Schlesien die großen Grundbesitzer aus dem Bürgerstande und **nur vereinzelte** Mitglieder des Adels, wie Graf Dyhrn, Graf York, v. Willisen, mit den Zeitforderungen Schritt hielten; in der Provinz Posen der

Ritterstand den anderen beiden Ständen weit vorausging, dabei jedoch von systematischer Opposition nicht frei war; in der Rheinprovinz und Westphalen die Vertreter aller drei Stände sich einigten, wo es Anträge auf Einführung freier Verfassungszustände galt, der Adel dagegen sofort opponirte, wenn es sich um Ausgleichung von Standesprivilegien handelte; — stand die Aristokratie der Provinz Preußen, mit den zwei anderen Ständen Hand in Hand gehend, voll patriotischen Geistes, an der Spitze liberaler Bestrebungen. Die Namen der Dohna, Auerswald, Saucken u. s. w. klangen damals zusammen mit dem von Johann Jacoby, Riesen u. A. Erst die Revolution von 1848 brachte eine nicht auszugleichende Dissonanz.

Die ständischen Anträge um Rücknahme der Gesetze vom 29. März wurden vom Könige abschläglich beschieden. Die gesammte Presse aber sprach sich mit seltener Einstimmigkeit im Sinne der Simonschen Schrift aus. Gegen Letztere erhoben sich, abgesehen von jenen früher erwähnten ministeriellen Berichtigungen, nur zwei Stimmen. Dieselben spielten die Frage von dem Gebiete des Staatsrechts auf das der Injurie hinüber.

Eine dieser Stimmen gehörte dem Stadtgerichtsdirektor und Censor Reuter zu Königsberg. In Folge der von ihm erhobenen Schmähungen forderte ihn Simon auf Pistolen. Graf Dohna-Wesselhöven, damals Landrath des Insterburger Kreises, war dabei sein Kartellträger. Er ordnete schließlich die Sache durch eine öffentliche Ehrenerklärung, die dem Beleidiger in die Feder diktirt wurde. Die zweite Stimme ging aus von einem Manne mit weißem Haar, dem Staatsminister v. Kamptz.

Bald nachdem Simon dessen Broschüre gelesen, äußerte er sich in einem Briefe darüber folgendermaßen:

Breslau, 18. Oktober 1845.

„Anbei die Schrift von Kamptz — aber nur unter der Bedingung, Dich nicht zu kränken, sondern von vorne herein drüber zu stehen. Auch die tiefste Gemeinheit, auch die entsetzlichste Bosheit gehören mit zur Weltordnung, sind integrirender Theil derselben, warum sie also nicht betrachten, wie der Naturkundige das schädliche, das widerliche Insekt? Daß dieses Insekt sich just auf meine Haut gesetzt, darüber habe ich nicht das mindeste Recht mich zu beklagen, denn ich war ja jener Naturkundige, der dasselbe behufs seiner im allgemeinen Interesse vorzunehmenden Zergliederung her-

vorgesucht habe. Ich bin, auf mein Wort, drüber hinaus, nachdem ich meine Entgegnung*) in diesen Tagen geschrieben; ich habe sie liegen lassen, um selbst darüber ein Urtheil zu haben; morgen sollst Du sie bekommen. Kannst Du den erwähnten Standpunkt nicht gewinnen, so bitte ich Dich, das Buch fortzuthun, d. h. mir wiederzugeben, um es ins Naturalienkabinet zu legen.

Heinrich."

Am Schluß des Jahres 1845 nahm Simon seinen Abschied aus dem Staatsdienste. Die Gründe, welche ihn dazu bewogen, legte er in der Schrift: „Mein Austritt aus dem preußischen Staatsdienste"**) öffentlich dar, der er das Motto vorsetzte:

„Jeder Staatsdiener hat doppelte Pflicht: gegen den Landesherrn und gegen das Land. Kann wohl vorkommen, daß die nicht vereinbar sind; dann aber ist die Pflicht gegen das Land die erste.

Friedrich Wilhelm III."

In dieser Schrift theilt er das Abschiedsgesuch mit, welches er an das Justiz-Ministerium gerichtet. In demselben heißt es u. A.:

„Ich habe Ew. Excellenz bis hierher die meinem Entschlusse vorangegangenen Thatsachen vorgetragen und erlaube mir nunmehr meine Auffassung derselben zuzufügen, wobei Hochdieselben im Voraus überzeugt sein werden, daß alle diese Kränkungen meiner Beamtenehre auch auf mein Gemüth nicht spurlos vorübergegangen sind.

„Es drängte sich mir aus allen diesen Begebnissen, die mich im Laufe von ein und einem halben Jahre gequält haben, vor Allem die Bemerkung auf das Entschiedenste auf: daß meine Ansichten von dem, was Pflicht sei für einen tüchtigen Richter, was ehrenhaft sei für ihn, in einem offenen Gegensatze stehen mit den Ansichten zweier der wichtigsten preußischen Ministerien, zu welchen das mir vorgesetzte gehört; daß ferner diese Ansichten in dem Letzteren nicht an die Person ge-

---

*) „Ein Nachwort an den Staats-Minister v. Kamptz." Beilage zu der zweiten vermehrten Ausgabe der Simonschen Schrift gegen die Gesetze vom 29. März 1844.

**) Leipzig. J. G. Mittler. 1846.

knüpft, da sich Ew. Excellenz mit Ihrem Herrn Vorgänger im gleichen Sinne ausgesprochen. Ew. Excellenz Ministerium nahm an, daß ich die Beamtentreue durch Handlungen verletzt, die ich als heilige Pflicht gegen König und Land und als Ergebniß echter Beamtentreue erachte; — Ew. Excellenz nehmen an, daß sich die öffentliche Beurtheilung der Staatsangelegenheiten mit dem richterlichen Amte nicht vertrage, während ich annehme, daß die Stellung eines freien Mannes nicht würdig, die das Aussprechen seiner Ansicht über das, was seinem Vaterland schädlich, verbietet; — Ew. Excellenz nehmen an, daß es den Verhältnissen nicht angemessen, wenn ein Beamter einen Minister um die Zurücknahme einer Ehrenkränkung bittet, während ich dafür halte, daß die Ehre auch des Beamten gegen Jeden geschützt sein muß.

„Ich stehe somit in offenstem Konflikt zwischen meinen Anschauungen und den geltenden offiziellen Anschauungen über meine Pflichten als Beamter und über das Verhältniß des Beamten zum Bürger. Meine diesfälligen Ansichten sind, wie dies die bisherigen Vorgänge bekundet haben dürften, sehr fest, weil in der innersten Ueberzeugung wurzelnd, und ich nehme an, daß sie sich nicht ändern werden; ich muß mir sagen, daß ich in ferneren ähnlichen Fällen, wie jene Gesetze vom 29. März v. J. einen geboten, in gleicher Weise meiner Anschauung von dem, was die Pflicht mir gebietet, folgen werde.

„Aber eben so wenig kann ich absehen, daß die Ansichten der hohen Ministerien über derartige Fragen sich in den nächsten Zeiten ändern werden, da sie ihren Ausgang haben in unserer so tief wurzelnden, alle Verhältnisse Preußens umschlingenden Büreaukratie, welche zur Zeit als einzige Stütze der Monarchie die constitutionelle Verfassung und die Preßfreiheit vertreten soll; wozu freilich einem Civilbeamtenheere eben so wenig die nöthige Kraft beiwohnen möchte, als, dem Zeugnisse des Jahres 1806 zufolge, einem Militärbeamtenheere, da die Kraft eines Beamtenheeres nun einmal keinen Ersatz giebt für die Kraft eines Volkes.

„Unter solchen Umständen mußte ich mich wiederholt fragen, welches die Folgen dieser Differenz über Grundanschauungen sein

mußten, und ich fand, daß es segensreich weder für das Gemeinwesen, dem ich ja doch nützen will, noch auch für mich sein könnte, wenn ich ferner im Staatsdienst bliebe.

„Mein Wirken im Staate anlangend, so ist es schon dadurch ein gebrochenes, daß in den Augen meiner höchsten Vorgesetzten auf meiner Beamtenehre nach ihrem Ausspruche ein Makel haftet.

„Das Mißtrauen gegen mich würde bleiben wegen des Geschehenen. Ich würde aber auch mit Aehnlichem fernerhin zu kämpfen haben, sowohl dieser meiner Vergangenheit wegen, als wegen der laufenden Gegenwart einer bewegten Zeit, in der Ansichten meiner Art mich in die bittre Lage bringen müßten, von Neuem Kränkungen im Amte durch Verweise und drohende Untersuchungen hinzunehmen, mich wohl auch Schlimmerem auszusetzen, ohne daß dies durch die Hoffnung aufgewogen würde, im Amte erheblich zu nützen.

„Dazu kommt, daß gleichzeitig meine Aussichten im Staatsdienste in Beziehung auf die äußere Stellung bei den über mich ausgesprochenen Ansichten getrübt sind. Ich kann voraussehen, daß wenn binnen einiger Zeit die Reihe an mich kommt, zum Ober-Landes-Gerichtsrathe ernannt zu werden; man meinen, durch Familien- und sonstige Verhältnisse gebotenen Wunsch, bei dem hiesigen Ober-Landesgericht als Rath zu verbleiben, eben keiner Berücksichtigung werth finden würde, da er von einem Beamten herkommt, den man ausgesprochenermaßen seiner politischen Gesinnung nach für keinen guten hält, und ich dürfte durch alles Derartige endlich doch zu einem Schritte gedrängt sein, den ich unter solchen Umständen besser bereits heute thue.

„So scheide ich denn aus, weil das Amt eines Justizbeamten mir nicht die persönliche Förderung bietet, die ich von ihm hoffte; — weil die richterliche Stellung, wie sie sich durch die Gesetze vom 29. März 1844 und die gegenwärtig geltende Ansicht vom Staatsdienste gestaltet, mit der Unabhängigkeit meiner Gesinnung im Widerspruche steht; — weil ich aus dem mir Widerfahrenen ersehe, daß ich keine Aussicht ferner habe, im Amte segensreich zu wirken; — weil es nicht Jedem gegeben, sich durch das Bewußtsein, das Richtige gethan zu haben, gegen fortgesetzte Kränkungen zu schützen, und es Pflicht ist, da, wo auf Aenderung der Verhältnisse durch fortgesetztes Dulden zu hoffen Thorheit wäre, sich nicht zu seinem eigenen Strafvollzieher zu machen; — weil ich mich vor Allem durch das

Beamtenthum unter den vorwaltenden, von mir nicht abhängigen Verhältnissen gehindert finde, im Interesse des Gemeinwesens zu handeln. Ich trete ab als Beamter, um Bürger bleiben zu können, und ich hoffe dem Vaterlande auch fernerhin nicht minder wie bisher zu dienen.

„Ich bereue es nicht, dem preußischen Richterstande den größten Theil meines bewußten Lebens gewidmet zu haben, und ich bereue nicht die Veranlassung meines Austrittes. Wenn selbst einzelne Gegner meiner Ansicht über die Gesetze vom 29. März v. J. nicht verkannt haben, daß die Keime zu einem übergroßen Einfluß der Administrativ-Vorgesetzten auf die Richter in denselben vorhanden, die Presse aber und die Stände des Landes meinen weiter gehenden Befürchtungen beitreten; so nehme ich an, daß meine Opposition gegen diese Gesetze genügende Früchte getragen, da jene Keime sich für's Erste mindestens, durch die Erklärungen des Landes gewarnt, nicht entwickeln dürften, früher oder später aber jene Gesetze, wie ich fest vertraue, zurückgenommen werden. Ein solcher Vortheil, erkauft mit der gestörten sogenannten Karriere eines einzelnen Beamten, — selbst vorausgesetzt daß zu einer solchen irgend Berechtigung vorhanden gewesen wäre, — ist Seitens des Landes sehr wohlfeil erkauft, Seitens des Einzelnen freudig gegeben.

„Mögen Ew. Excellenz versichert sein, daß ich auch im ferneren Leben, weit entfernt die Schicksale einer Persönlichkeit mit der Sache zu verwechseln und durch erstere mich zu einer aigrirten Opposition treiben zu lassen, — nie anders handeln werde, als dies bis jetzt geschehen: als treuer Freund des Gesetzes und des Vaterlandes.

„Sonach bitte ich Ew. Excellenz nochmals ganz gehorsamst um einen ehrenvollen Abschied aus achtzehnjährigen, bis auf die neuere Zeit zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten geführten richterlichen Aemtern.

In vollster Ehrerbietung verharrend

Ew. Excellenz ganz gehorsamster

Simon, Stadtgerichtsrath.

Breslau, den 12. November 1845.

Kurze Zeit nachdem Simon seinen Abschied genommen, ward ihm durch eine Ehrengabe seiner früheren Standesgenossen eine der größten Freuden seines Lebens. Doch wir lassen den reden, der sie ihm bereitet. Gerichts-Direktor Immermann zu Gr. Salze (bei Magdeburg), heutiger Abgeordneter der preußischen Volks-Kammer, erzählt in einfach liebevoller Weise darüber einer Simon nahestehenden Persönlichkeit das Folgende:

„Ich war mit meinem Freunde und Kollegen Hannemann, der zur demokratischen Partei gehörte (ich selbst habe äußerlich nie dazu gehört, mich vielmehr konsequent zur konstitutionellen Partei gehalten), eines Tages an einem uns sehr lieben Orte zusammen. Dort äußerte ich zu ihm: „Es ist doch nicht mehr wie billig, daß wir Simon, der sich für uns Richter in die Bresche geworfen hat, ein Zeichen der Anerkennung, der Zustimmung geben, daß wir ihm zeigen, wie er im Richterstande noch Männer hinter sich hat.“ Auch Hannemann griff dies auf und noch in derselben Stunde beschlossen wir, von der Idee zur That überzugehen; ich sammelte Beiträge in meinem Kreise; Hannemann theilte das Vorhaben an Bekannte mit. Bald gingen von nahen und weitentfernten Orten gesammelte Beiträge ein, und in sehr kurzer Zeit waren wir im Besitze so reichlicher Mittel, daß wir unser Vorhaben auch zu einer stattlichen und würdigen Ausführung bringen konnten. Auch über die Inschrift des Bechers waren wir sofort einig; wir wußten keine kürzere und doch Alles aussprechende, als die: „Virtuti“. Daß wir diese Inschrift gut gewählt haben, nun, das hat das immer und immer wiederholte öffentliche Anerkenntniß, das hat noch mehr Simons Leben und Wirken bestätigt. Die schön gelungene Ehrengabe sendeten wir im Namen des Richterstandes mit einer Adresse, die von mir verfaßt ist, und von Hannemann, Herford und mir unterschrieben wurde, an Simon. Sofort nach dem Empfange schrieb er mir und hat es nachher mir wiederholt gesagt: daß er im Leben keine reinere und größere Freude, als durch diese Ehren- und Anerkennungsgabe gehabt habe. Man muß die damaligen politisch und polizeilich gedrückten und trüben Zeiten mit durchlebt haben, um dies nachempfinden zu können.

„Er hat mir späterhin noch einen heiteren Nebenumstand und ein liebliches Spiel des Zufalls, die diese Gabe begleitet haben, erzählt. Nach seiner Mittheilung ist eines Morgens in Breslau, als er an seinem Arbeitstische saß, eine seiner Angehörigen mit einem Blatte einer Berliner Zeitung zu ihm gekommen und hat ihm ge-

sagt: „Sieh, hier steht in der Zeitung, daß Dir die Richter einen Ehrenbecher darreichen wollen;" worauf er erwidert hat: „Nun, das ist mal wieder solch eine Ente, wie manche durch die Zeitungen geht; wie kannst Du denken, daß unsere Richter so viel Freiheit und Selbständigkeit haben!" Und kaum hat er diese Worte gesagt, so ist der Briefbote in die Stube getreten und hat ihm eine Adresse gegeben, auf der ein Beistück verzeichnet gewesen ist. Da hat er denn recht freudig gemeint, daß denn doch das Gute vielleicht wahr werden könnte. Und es ist wahr geworden, denn das Poststück war der Ehrenbecher."

Die ihm mit dem Becher übersendete Adresse lautete:

„Hochverehrtester Herr!

„Diese Gabe sendet Ihnen durch uns ein Theil Ihrer früheren Standes-Genossen. Als Sie noch dem Stande angehörten, um dessen höchstes Gut Sie den ehrenwerthen Kampf so ehrenwerth aufgenommen und geführt haben, war es Manchem ein Bedürfniß, daß Ihnen von diesem Ihrem Stande ein Lebens- und Dankeszeichen werde. So entstand die Idee! Bis zur Ausführung sind Sie von uns geschieden, und die Genossenschaftsgabe ist zur Abschiedsgabe geworden, aber Dankesgabe geblieben. Nehmen Sie dieselbe als solche freundlichst auf!

Die Namen der Geber vermögen wir Ihnen nicht vorzuführen, nur das wissen wir, daß räumlich weit Getrennte sich die Hand zum Werke geboten haben.

Die Gabe spricht, es spricht die Inschrift, neben Beidem haben wir Nichts mehr zu sagen.

Gr. Salze und Berlin, den 29. März 1846.

(gez.) Immermann. Ober-Landesgerichts-Assessor.

(gez.) Hannemann. Kammergerichts-Assessor.

(gez.) v. Herford. Kammergerichts-Assessor.

Wir lassen nunmehr noch einige Briefe aus jener Zeit folgen:

An den Geh. Justizrath Simon in Berlin. Mit Ueberreichung der Schrift: „Die preußischen Richter und die Gesetze vom 29. März 1844."

Breslau, 19. Januar 1845.

Mein lieber Onkel!

„Anbei sende ich Dir eine kleine Schrift, die in Berlin in gewissen Kreisen nicht gut aufgenommen werden wird. Daß ich sie geschrieben und veröffentlicht, ist meiner Individualität nach nichts Willkürliches gewesen; ich fühlte recht eigentlich den Beruf, also die Verpflichtung dazu — weil kein Besserer auftrat. Zu solcher Ansicht läßt sich dann freilich nicht sagen: „Du hättest das nicht thun, an Dies, an Jenes denken sollen;“ wohl aber: „Nimm nun hin, was Du herbeigeführt,“ oder wohl gar: „Wer Wind säet, erntet Sturm.“

„Ich bin zweifelhaft darüber, ob gegen den Verfasser eingeschritten werden wird; ich glaube, bei einiger Klugheit thun sie's nicht; doch, wer kann diese Eventualitäten ermessen! Ich habe das Meinige gethan, das, was nach meiner innerlichsten Ueberzeugung das Natürliche und Rechte ist — alles Uebrige findet sich dann von selbst.

„Du, mein lieber Onkel, hast mich geweiht. In meinem Stammbuch steht von Deiner Hand: „Thue nur das Deine in Deinen Sachen, das Andere wird sich von selber machen.“ Das ist ein merkwürdig wahres Wort, und diese Lebensphilosophie trägt überdies für alle nicht ausbleibende Wunden ein prächtiges Gegengift in sich.

„Es wäre mir gar lieb, wenn Du die kleine Schrift so lesen wolltest, als käme sie von einem Fremden; ich kann und kann es mir nicht denken, daß wir in dieser Angelegenheit verschiedener Meinung sein können. Nur Diejenigen, welche einen vernünftigen und organischen Fortschritt im Staate für langweilig erachten und durch Umstürzung des Bestehenden schneller zum Ziele zu kommen gedenken, die zu diesem Zwecke sich über Mißgriffe des Gouvernements freuen, — nur diese Pessimisten können nach meinem Dafürhalten jene neuen Gesetze goutiren; denn selbst der strengste Monarchist muß einsehen, daß unter den zum Bestehen eines Rechtsstaats nothwendigen Institutionen ein völlig unabhängiger Richterstand die wohlfeilste Art und Weise ist, das Volk abzufinden, die jede vernünftige Macht der Krone bei weitem am wenigsten beschränkende Institution.

„Die Schrift hat daher den direkten Zweck, den König unmittelbar und durch seine Stände darauf aufmerksam zu machen, daß er im Interesse seiner Krone schlecht berathen gewesen,

als ihm diese Gesetze zur Unterschrift vorgelegt wurden. So handelt nach meiner Anschauungsweise in Preußen ein guter Beamte, aber das werden nicht drei Ministerial-Beamte in Berlin unterschreiben, was freilich für mich schlimm ist.

„Leb wohl, mein geliebter Onkel, und bleib mir gut!

Heinrich Simon.“

Breslau, 6. Mai 1846.

Allerdurchlauchtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

„Gestatten Ew. Majestät mich Demselben in einer rein sächlichen Angelegenheit zu nahen.

„Die Berechtigung der Schrift: Die preußischen Richter und die Gesetze vom 29. März 1844, Ew. Majestät vorgelegt zu werden, dürfte dieselbe dadurch erlangt haben, daß das preußische Volk sie als Träger seiner eigenen Anschauung über eine der wichtigsten staatlichen Fragen aufgefaßt. Es geschah dies Seitens der Mehrheit der Provinzial-Landtage, es geschah Seitens der Presse sowie Seitens einer großen Anzahl der Richter aus allen Theilen der Monarchie durch die mir gewidmeten Ehrengaben.

„Als ich es für meine Pflicht erkannte, in dieser Schrift darzustellen, daß der gedachte Gesetzgebungsakt für das Staatswohl unheilvoll wirken müsse, fühlte ich mich im Schutz und Schirm dieser Pflicht und gedachte des Wortes eines von Ew. Majestät Vorfahren, der es nicht für genügend hielt, daß „ein Richter mit zulänglicher Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit äußerlich geschmücket, wenn er nicht mit Hertzhaftigkeit vor die Justiz überall eyffert.“ In einem auffallenden Gegensatze hiermit und mit der Auffassung des Volkes haben Ew. Majestät höchste Staatsbehörden diese ohne denkbaren Nebenzweck erfolgte freimüthige Besprechung einer der Staatsgrundlagen betrachtet. Ihre Auffassung hat sich praktisch in einer Weise geäußert, daß ich es für nothwendig erachtete, Ew. Majestät um meinen demnächst in Gnaden gewährten Abschied aus dem Staatsdienste zu bitten.

„Die Gründe dieser Nothwendigkeit stellt die Ew. Majestät anbei allerunterthänigst überreichte zweite Schrift dar.

„Bereits im Laufe dieser Angelegenheit hätte Ew. Majestät ich dieselbe vorgetragen, wenn mich nicht die Besorgniß abgehalten, daß man hierin eine Fürsorge für meine Persönlichkeit hätte finden mögen,

die ich doch auf keinem anderen, als dem Wege Rechtens geschützt wünschen konnte.

„Gegenwärtig ist dieser Grund weggefallen; ich habe als Beamter Nichts mehr zu hoffen, Nichts mehr zu fürchten, und so kann ich rein sachlich Ew. Majestät in Unterthänigkeit die Befürchtung vortragen, daß büreaukratische Verhältnisse, welche selbst wohlmeinende höchste Beamte zu Maßregeln verleiten, die einen selbstständigen Mann dahin bringen, aus dem Staatsdienste, kein Opfer scheuend, auszutreten, weil er nur hierin Rettung aus innerem Zwiespalt sieht, — daß derartige Verhältnisse unmöglich zum Wohle des Staates bestehen können. Nur auf das kann man sich stützen, was Widerstand leistet, und wie dies von allen Institutionen der Staaten gilt, so wird man diesen zweifellosen Satz auch gleichmäßig auf das Beamtenthum und die persönliche Selbstständigkeit des einzelnen Beamten anwenden müssen, insbesondere in einem Staate, in welchem diese, ohne die Gegengewichte der freien Presse und constitutioneller Institutionen, die ungeheure Aufgabe lösen sollen, deren Stelle zu vertreten.

„Ein Beamter, der vermöge eines durchgebildeten büreaukratischen Systems gezwungen ist, als wankendes Rohr in den Händen seiner zeitigen Vorgesetzten hin und her zu schwanken, wird in Zeiten der Gefahr, wo allein Selbstständigkeit und nicht das Hinaufblicken zu den centralen Gewalten helfen kann, jedem Einflusse von außen rathlos Preis gegeben und — auf höherer Beamtenstufe angelangt, in seiner künstlich ausgebildeten Charakterlosigkeit Ew. Majestät eine schlechte Stütze sein.

„Beide Schriften, die Ew. Majestät ich vorzulegen wage, wurzeln in der Liebe zum Vaterlande; in ihr sucht gleichzeitig die Rechtfertigung seines Nahens zum Throne

Ew. Majestät allerunterthänigster

Heinrich Simon."

Auf vorstehenden Brief kam nachfolgende Antwort:

„Im Allerhöchsten Auftrage sende ich Ew. Wohlgeboren die beiden, mit Ihrer Immediat-Eingabe vom 6. v. M. Sr. Königlichen Majestät eingereichten Schriften hierneben zurück.

Potsdam, den 17. Juni 1846.

Müller."

Einen Monat später, am 17. Juli 1846, wurde ein Gesetz erlassen, dessen Inhalt Simon in seiner betreffenden Kritik also bezeichnet: „die nachträglich vergrößerte Macht des Richters über das Volk, nach vorgängig vergrößerter Macht der Regierung über den Richter."

Dem Onkel Heinrich schreibt er in dieser Zeit: „Ich muß sagen, ich fühle mich noch jeden Tag glücklich, das Joch abgeworfen zu haben! — In falscher Lage hat der Mensch nicht auf Erfolg zu rechnen; das Gemüth muß frei sein, wenn es der Geist sein soll." ...... „Von hier fliegt wieder Alles fort. Auch mir haben die Aerzte eine Badereise verordnet, und das geht mir sauer ein, da mein schöner Plan einer Tour nach Ungarn und Siebenbürgen, in Betreff dessen ich sogar nicht übel Lust hatte, als Tourist vor das Publikum zu treten und Letzterem meine Reisekosten aufzuerlegen, — dadurch zu Wasser wird. Naturgemäß sind die Aufregungen der letzten Jahre auch an meiner Gesundheit nicht spurlos vorübergegangen. ...... Bis Anfang künftigen Monats muß ich aber noch gar fleißig sein.

„Und nun leb' mir wohl, mein liebster Onkel. Erhalte mir immer Deine Liebe, die mich stolz machen könnte, wenn ich nicht sehr demüthig wäre — obgleich Du mir das immer nicht hast zugestehen wollen; aber es bleibt doch wahr, denn es werden mich Wenige so unbedeutend finden, als Dein treuer Neffe selbst. Nur zu biegen bin ich nicht, und das ist freilich in heutiger Zeit was werth.

Simon."

Ober-Präsident von Schön an Simon.

Königsberg in Preußen, 15. Februar 1845.

„Ew. Wohlgeboren danke ich ergebenst für das Geschenk Ihrer Schrift über die Absetzbarkeit der Richter. In der nächsten Woche wird wahrscheinlich der preußische Landtag sich damit beschäftigen.

„Dann benachrichtige ich Sie, daß Ihre Schrift hier unlängst, in ihrer Wahrheit und Güte, besonders dokumentirt worden ist. Der hiesige eben eingesetzte neue Zeitungs-Censor, der Stadtgerichts-Direktor Reuter hat nämlich als Probe-Arbeit, als Meisterstück, neben einer Lobrede auf die Censur, auch eine Vertheidigung des Gesetzes vom 29. März v. J. gegen Ihre Schrift geschrieben. Die hiesige ministerielle Zeitung (im Gegensatz der Hartungschen), welche

wohl nur von einzelnen Behörden offiziell gelesen wird, enthält darüber einen Aufsatz.

„Sie werden hieraus ersehen, daß hier auch einzelne Leute sind, welche ohne Salz mit Wasser kochen, und wenn man bedenkt, daß in unserem Gesammt-Staate noch viele solche Kochanstalten zu finden sind, dann giebt dies den Schlüssel dazu, daß der Himmel will, daß nur nach und nach Licht werde. Nur in Zeiten, wie sie 1806—1808 waren, erlaubt der Himmel Riesenschritte. Dabei muß dennoch Jeder, in welchem es tagt, Gott und den König im Herzen, suchen Licht zu fördern. Leben Sie wohl!

Schön."

Graf Dohna-Wesselhöven an Simon.

Danzig, 19. März 1845.

„Sehr geehrter Herr Stadtgerichts-Rath!

„Haben Sie zuvörderst meinen verbindlichsten Dank für das ehrenvolle Vertrauen, das Sie mir geschenkt, indem Sie mich zum Vertheidiger einer gerechten Sache auserkoren. Ich hätte diesem Vertrauen sofort in gewünschter Weise entsprochen und hätte selbst die Gesetze vom 29. März v. J. zum Gegenstande der Landtags-Berathung gemacht, wenn solches meinerseits noch nöthig gewesen wäre. Doch es lagen bereits dem Landtage acht Petitionen gegen die erwähnten Gesetze vor, darunter mehrere von Ritterschafts-Deputirten, und es war daher völlig ausreichend, wenn ich mit meinen schwachen Kräften die qu. Angelegenheit zu unterstützen mich bemühte. Hierzu hatte ich auch in sofern eine bequeme Gelegenheit, als ich für den juristischen Ausschuß zum Referenten in dieser Sache bestellt wurde, und war dieses gleich ein Nothgriff, weil es unserer Landtags-Versammlung gänzlich an ausgebildeten Juristen mangelt, so suchte ich doch aus der Noth eine Tugend zu machen, was mir diesmal um so leichter gelingen mußte, als die Sache sich selbst am besten vertheidigte. Die ministerielle Denkschrift, welche uns zuging, um uns zu überzeugen, daß Sie die Gesetze vom 29. März v. J. irrig (!) aufgefaßt hätten, war ein zu schwaches Machwerk, um uns zu täuschen; doch haben wir ihre Verdienstlichkeit in so weit anerkannt, als sie uns den Beweis geliefert, daß man die ältere Gesetzgebung verdrehen könne, und daß daher selbst die

älteren Gesetze wegen ihrer nicht ganz deutlichen Fassung die Unabhängigkeit des Richterstandes nicht immer in der Art schützen würden, wie solches in unserer jetzigen, auf dem Gebiete der Meinungen so bewegten Zeit nicht nur wünschenswerth, sondern nothwendig ist. Mein Antrag, Sr. Majestät zu bitten, die Gesetze vom 29. März 1844 für die richterlichen Beamten sofort außer Kraft setzen und den nächst zu versammelnden Ständen ein neues Gesetz zur Berathung vorlegen zu lassen, durch welches die Unabhängigkeit der Rechtspflege auf das Unzweideutigste festgestellt wird, ist demnach in der gestrigen Plenar-Sitzung einstimmig durchgegangen.

„Daß eine überwiegende Majorität sich dafür aussprechen würde, war mir von Anfang an nicht zweifelhaft, denn Sie loben unsere Stände-Versammlung nicht zu sehr, wenn Sie einen gesunden Sinn in ihr als vorherrschend annehmen. Das beste Zeugniß für sie ist die Eintracht, in der die verschiedenen Stände sich befinden, wiewohl doch eine Vertretung nach ständischer Gliederung den menschlichen Eigennutz offenbar steigern und die gegenseitige Eifersucht unter den verschiedenen Ständen offenbar fördern muß. Eine Stände-Versammlung muß aus gleichartigen Elementen bestehen, und will man einen Hemmschuh haben, der mitunter gut sein mag, so möge dieser durch eine besondere Pairskammer sich dargestellt sehen.

„Das Ehescheidungs-Verfahren haben wir auch in Angriff genommen, ebenso haben wir unsere früheren Anträge wegen Reichsstände, Preßfreiheit, Schwurgerichte u. dgl. in anderer Form erneuert. Es fließen uns diese Anträge wirklich aus dem Herzen, es ist wenig Verstandes-Kombination und noch weniger Selbstsucht, wenn wir die Ueberzeugung haben, daß nicht nur unserem Vaterlande, sondern auch unserem Könige in solcher Weise am besten gedient ist. Die jetzige Generation steht noch mit dem Herrscherstamme in der alten gemüthlichen Korrespondenz, sie kann daher ohne Gefahr für den Thron ein sicheres Fundament zu dem zu errichtenden Verfassungsgebäude legen, die heranwachsende neue Generation scheint aber vorzugsweise verständig zu sein, und dem Verstande ist die Pietät etwas Fremdes.

„Da ich nicht die Ehre habe, von Ihnen persönlich gekannt zu sein, so vermuthe ich, daß Pinder*) mich Ihnen rekomman-

*) Damals Ober-Bürgermeister von Breslau.

dirt hat, und freue ich mich, bei Selbigem noch im guten Andenken zu stehen. . . . . .

„Es ist die vorzüglichste Hochachtung, mit der ich die Ehre habe mich zu zeichnen als Ihren u. s. w.

Graf zu Dohna.“

General v. Radowitz an Simon.

Frankfurt a. M., 4. März 1845.

Hochgeehrtester Herr!

„Wohl erinnere ich mich sehr lebhaft des Reisegefährten*), von dem ich nach wenigen Stunden den Eindruck eines ernsten Willens und ungewöhnlicher Tüchtigkeit bewahrt habe. Derselbe Eindruck tritt mir auch jetzt aus der Schrift entgegen, mit deren Geschenk Sie unsere kurze Bekanntschaft wieder anknüpfen. Ich glaube Ihren offenen Worten auch eine offene Antwort schuldig zu sein und bin überzeugt, daß diese auch bei Ihnen ihre richtige Stätte finde.

„Unsere Wege gehen beim ersten Schritt auseinander. Das Recht ist mir nicht der präsumtive vernünftige Gesammtwille, sondern der Ausfluß einer höheren Weltordnung, niedergelegt für die Völker in ihren Offenbarungen, für den Einzelnen in seinem

---

*) Simon schreibt über dies Begegnen in seinen Reisebriefen von 1843 unterm 20. August: „Gegen Abend fuhr ich mit der Diligence von Ragaz nach Chur zurück, hoch oben auf der Imperiale; da begann ein hübsches Intermezzo, die Bekanntschaft mit unserem Gesandten an einigen kleinen süddeutschen Höfen, dem bekannten Obersten v. Radowitz, einem der Hauptführer unserer Mittelalter-Partei. Wir schieden den andern Nachmittag. Teufel, ist das ein geistvoller Mann; mit dem Aplomb des preußischen Militär. Wir haben sehr viel zusammen diskutirt, namentlich zu Fuß gehend in der Via mala und in Splügen bei der Mittagstafel, — von Gott und der Welt. Er weiß Alles und schlägt immer gleich in die Mitte, natürlich Alles so lange, bis die Partei dran kommt. Aber du lieber Gott! um wie viel zehntausend Mal lieber ist mir ein solcher Mensch, mit Ideen, die den meinigen diametral entgegengesetzt sind, als ein Anderer ohne feste Prinzipien und — wenn auch mit noch so viel Geist — hin und her schwankend nach augenblicklichen Einflüssen. Der Mann muß bis zu einem gewissen Grade ganz fertig sein; ausbilden wird er sich; umbilden nie, wenn Mark und wirklicher Charakter in ihm ist. Welch einen enormen Einfluß muß ein Mann wie Radowitz auf unseren König haben! Schon die ästhetische Seite des Königs findet volle Befriedigung. Keine Antwort ohne Kern und Geist, esprit!“

Gewissen, unantastbar und unerreichbar von jedwedem menschlichen Willen*).

„Allerdings giebt das göttliche Gebot: Jeden bei dem Seinigen zu lassen, noch keine Bestimmung, was für Jeden als das Seinige anzusehen sei. Das zeitliche Moment tritt hinzu, jenes aus den Sitten und Empfindungen eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit erwachsende Bewußtsein, das sich in dessen Gewohnheiten und Gesetzen ausspricht. Aber diese Gesetze sind es nicht, die das Recht schaffen, so wenig als die Grammatik die Sprache; wo eine gesunde organische Rechtsbildung waltet, fließen die Gesetze aus dem gesammten Lebensgange des Volkes**); sie sind mittelbare Thaten Gottes, wie die Offenbarungen unmittelbare. Mir erscheint es als falscher Theokratismus, aus der heiligen Schrift bestimmen zu wollen, ob etwa der Bürge eher als der Prinzipalschuldner angegriffen werden könne, — als Pantheismus, die Gesetzbildung lediglich als Naturprozeß anzusehen, — als weit verbreiteter, darum aber nicht minder verwerflicher Irrthum, ein sogenanntes allgemeine Bestes zum Maßstabe des Rechts zu erheben. Der Mensch ist nicht das Maß der Dinge, wie schon der Sophist bei Plato wähnte, sondern er bedarf es vor Allem selbst gemessen zu werden***).

---

*) Simon bemerkt an dieser Stelle am Rande des Briefes: „Ich spreche nicht vom Recht, sondern vom Staate (S. 3 meiner Schrift). Radowitz verwechselt hier überdies subjektives und objektives Recht. Von letzterem kann an betreffender Stelle des Buches nur die Rede sein, und er spricht von Ersterem, in Betreff dessen ich direkt mit ihm übereinstimme.

**) „Aber der Mann, gegen den er kämpft, ist nicht ich, denn die vorstehenden Zeilen sind durch und durch meine Ansicht. Die Vermittelung aber wird durch positive Gesetze geschehen, und die verachtete Vernunft wird es sein, die diese Vermittlung bildet, und diese Vernunft wird als Richtschnur dabei lediglich vor Augen haben können den präsumtiven vernünftigen Gesammtwillen, d. h. die Auffassung „des Lebensganges des Volkes“ Seitens des vernünftigen Gesammtwillens.

„Man sieht also die Unklarheit dieser sogenannten historischen Schule, es sind Sophismen, die sich, so wie sie praktisch werden sollen, in das Gewöhnlichste auflösen.“

***) „Und womit? Entweder wir haben überhaupt keinen Maßstab für ihn, oder Letzteren bildet die uns inwohnende geistige Gesammtfähigkeit; ebenso in Betreff aller menschlichen und göttlichen Verhältnisse, also auch des Rechts. Entweder wir verstehen überhaupt nicht, was „Recht“ ist, und sollten dann das Wort gar nicht mehr in den Mund nehmen, oder wir verstehen es kraft unserer

„Liegen unsere Ansichten über das Wesen des Rechtsstaates im eigentlichen Sinne toto coelo auseinander, so begegnen sie sich doch ganz in der Forderung unabhängiger Justiz. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir, daher Deine Seele unberührt erhalten von der Furcht und von der Hoffnung, sei es vor der Willkür eines Alleinherrschers, vor den Leidenschaften eines Volkshaufens, vor dem Parteigeiste einer Deputirtenkammer oder vor der Verblendung des Zeitgeistes. Begegnet Dir diese Willkür, diese Leidenschaft, dieser Parteigeist, diese Verblendung, so gedenke, daß Du der Diener eines höheren Herrn bist, dem Du Rechenschaft schuldest, wie Du seine Gerechtigkeit auf Erden gehandhabt hast!

„Allerdings weiche ich wieder von Ihnen in der Schätzung des Werthes der Institutionen ab, welche Ihnen als Bürgschaft für die Unabhängigkeit der Richter gelten. Ich glaube nicht, daß die jurés des Revolutions-Tribunals unabhängiger von dem Wohlfahrtsausschusse waren, als die alten Parlamente von den lits de justice der Könige; ich glaube nicht, daß die nordamerikanischen Richter in Repudiations- und Sklavensachen unbefangener Recht sprechen, als etwa von dem Kammergerichte in Berlin zu erwarten stände. Immer werden es andere Bürgschaften*), als Repräsentativregierung, Jury und Preßfreiheit sein müssen, welche jene unschätzbare Sicherheit gerechter Justiz erzeugen. Unter den menschlichen Institutionen erscheint gewiß die Unabhängigkeit des Richterstandes als die wichtigste; ich theile hierüber alles von Ihnen ernst und eindringlich Gesagte.

„Daß das Gesetz vom 29. März 1844 diese Unabhängigkeit der preußischen Richter habe verringern wollen, kann ich nie glauben. Ob dieses dennoch geschehen sei, ob sich neben die bloße Regulirung des Verfahrens auch materielle Aenderungen in pejus eingedrängt haben, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ist Dieses der Fall, besteht überhaupt die Möglichkeit, daß aufrichtige und unbefangene Menschen eine solche Wirkung voraussetzen können, so würde ich glauben, daß der morgende Tag nicht zu frühe wäre, um eine Besorgniß zu heben, die in das innerste Leben greift. Sie würden dann Recht

---

Vernunft, und diese wird dann auch lediglich den Maßstab bilden für dessen Beurtheilung, nicht aber irgend ein Instinkt, man nenne ihn unmittelbare Offenbarung oder sonst beliebig."

*) „Welche?"

gehabt haben, auch einer verstimmten, an Mißverständnissen überreichen Zeit gegenüber, das Wort ausgesprochen zu haben, das Ihre persönliche Ueberzeugung Ihnen eingab.

„So scheide ich auch diesesmal, wie an den Quellen des Rheines, von Ihnen und biete Ihnen die Hand mit dem herzlichen Wunsche, daß Gott Ihre Wege geleiten möge!

v. Radowitz.“

XI.

Simons Häuslichkeit in Breslau. — Sein Wirken bis zum Jahre 1847.

Simons Privatverhältnisse hatten sich in Breslau ganz nach seinen Wünschen gestaltet. Er bewohnte damals drei eben so bequem wie geschmackvoll eingerichtete Zimmer in dem Hause des Partikulier Wittich.

Seine auf gleicher Etage mit ihm wohnende Cousine, Frau Professor Gärtner, und deren beide Kinder — seine Mündel — belebten seit dem Herbste 1844 Simons bis dahin einsame Häuslichkeit.

Ueber diese Cousine müssen wir hier einige Worte einschalten. Ihr Vater, der Geh. Justizrath Simon zu Berlin, hatte sie nach dem frühzeitigen Tode der Mutter im Jahre 1824 nach Breslau gegeben, damit das Zusammenleben mit Simons kleinen Schwestern ihr für den schmerzlich empfundenen Verlust Trost gewähre. Die Kleine, bald dort heimisch, wurde von Allen zärtlich geliebt und schloß ihrerseits sich der Familie so innig an, daß ihr „das Haus der Breslauer Simoniden“ Zeitlebens ein zweites Elternhaus blieb. Heinrich Simon, der 1824 — unmittelbar vor seinem Abgange zur Universität — die Herbstferien bei den Seinen zubrachte, fand eine Art Wohlgefallen daran, die kleine Cousine bei Spiel und Neckerei mit den Schwestern in Schutz zu nehmen; und als sie — nach einem Jahre — zu ihrem Vater zurückkehrte, blieb die gemeinsame Anhänglichkeit an die fernen Lieben — ein Band zwischen ihr und dem zu Berlin studirenden jungen Manne. Im

Jahre 1838 verheirathete sich die Cousine mit dem Dr. Gustav Friedrich Gärtner, Professor der Rechte zu Bonn. Damals schrieb Simon: „Diese Verbindung ist in der That ein Ereigniß für die gesammte Familie. Es tritt ihr ein herrlicher Mensch hinzu, eminent in jeder geistigen Beziehung, und ich freue mich, meine Vorliebe für dieses seltene Exemplar unseres Geschlechts gegen Euch Alle ausgesprochen zu haben*), bevor ich eine Ahnung hatte, daß eine derartige Beziehung unter uns eintreten könnte. . . . . . Und Dir, mein geliebtes Mariechen, die ich immer wie meine Schwester geliebt habe, was könnte ich Dir Wahreres sagen, als daß Du nach meiner Ueberzeugung dieses Mannes würdig bist, und daß ich Dich mit Deinem edlen reinen Gemüthe keinem minder Ausgezeichneten gegönnt haben würde . . . . .“

Nach wenigen Jahren stand die junge Frau mit einem zweijährigen Töchterchen und einem Knaben von acht Monaten am Sarge ihres Mannes. Der Vater in Berlin, das wahlverwandte Elternhaus in Breslau riefen sie zu sich. Aber sie bedurfte es, in Einsamkeit die Kraft zum Leben wiederzugewinnen. Nach zwei Jahren, im Herbst 1843, besuchte Simon sie in Bonn. „Ich habe“ — schrieb er — „mit Marie geistig sehr angeregte Stunden verlebt. Sie lebt und webt noch in Gärtner, aber nicht in thatenloser Trauer, sondern in seinem Geiste fortlebend. . . . . . Die Kinder sind wahrhaft charmant. Johanna durch und durch liebenswürdig, sinnig, anschmiegend und geistig mit jenem Hauche bedeckt, der die schöne Frucht ziert, an die der Menschenfinger noch nicht gerührt, die eben unmittelbar aus des Schöpfers Hand kommt. Der Junge — wie man sich einen Jungen wünscht — außerordentlich kräftig und gesund an Körper und in seinem ganzen Wesen. . . . . .“

Im Herbst 1844 kam Frau Gärtner mit ihren Kindern nach Breslau, um den Winter mit den dortigen Verwandten zu verleben und im folgenden Frühling wieder nach Bonn zurückzugehen. Inzwischen gelangten sowohl Simon als seine Cousine zu der Ueberzeugung, daß sie, beisammen bleibend, sich gegenseitig das Leben zu bereichern vermöchten. Und so bildeten — von da ab bis zu Simons Tode — Mutter und beide Kinder seinen eigensten Familienkreis.

---

*) Beide Männer hatten sich in Greifswald als Assessoren beim dortigen Gerichte kennen gelernt.

In dem Wittich'schen Hause wohnten in den Jahren 1845, 1846 gleichzeitig mit Simon auch Johannes Ronge und Theiner, die beiden Leiter der christkatholischen Bewegung in Schlesien. Hier fanden unter Zuziehung mehrerer der angesehensten freisinnigen Katholiken Breslaus, wie Professor Regenbrecht, Professor Nees v. Esenbeck, die ersten Berathungen über die Gründung der neuen Kirche statt. Aus allen Gauen Deutschlands wurden dorthin Ehrengaben gesendet für den kühnen Schreiber des „offenen Briefes an Bischof Arnoldi," den früheren Kaplan Johannes Ronge. Dieser war mit den reichen Besitzern des Hauses seit lange befreundet und von denselben in jenen stürmischen Tagen herzlich eingeladen und aufgenommen worden. Die gute und schöne Frau Wittich hatte sich mit ihrer ganzen Familie der neuen Bewegung angeschlossen und unterstützte die Sache mit der Innigkeit und Umsicht, die ein warmes Frauenherz allem Thun einhaucht. Auch war sie nicht wenig stolz auf die „berühmten Männer", wie sie die beiden Reformatoren und Heinrich Simon zu nennen pflegte, die unter ihrem Dache wohnten.

Wer übrigens Simon nur aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit und aus den scharfen politischen Kämpfen kannte, die er zur Vertheidigung der Volksrechte führte, — der würde erstaunt gewesen sein, wenn er ihn zu Haus, oder bei Eltern und Geschwistern im Verkehr mit Groß und Klein gesehen hätte. Denn wie er an jedem einzelnen Mitgliede der Familie hing, so hing Groß und Klein an ihm, und Freude machen war ihm ein Genuß. Er hatte Spiele und Märchen für die Kleinsten, die noch auf seinen Knieen saßen; er leitete die heranwachsenden Knaben und Mädchen zum Schlittschuhlaufen an, in welchem er selber Meister war; er war stets bereit, eine Landpartie für die gesammte Jugend zu improvisiren, oder die beiden ältesten Nichten auf einsamen Spaziergängen mit sich zu nehmen und in traulich ernstem Gespräche ihren Geist zu bilden, ihre Empfindungen zu leiten. Er war eben das belebende Prinzip in dem ganzen Familienkreise, der Liebling Aller.

Daneben waren die Unterhaltungen der verwandten Männer höchst interessant, oft aber auch eben so stürmisch. Da finden wir Simon Mittags bei den Eltern. Schwager und Schwester Gräff, deren Eßstunde schon vorüber, feiern, ehe sie an's weitere Tagewerk gehen, noch ebenfalls oben ein Plauderstündchen. Herein tritt Bruder Gustav. Als einer der Oberbeamten der oberschlesischen

Bahn bringt er die neuesten Nachrichten aus Polen, Rußland, Posen, Wien. Das genügt, um (z. B. im Jahre 1846 bei der polnischen Bewegung, den galizischen Metzeleien) die Unterhaltung zu entzünden.

Galt es dann sociale oder humanistische Fragen, so offenbarte sich im Familienkreise die größte Einmüthigkeit. Wie einfach sprach sich das praktische Urtheil, die wohlwollende Gesinnung von Vater Simon aus, überall, wo es Erleichterung bedrückter Menschen, einer bedrückten Klasse galt. Da war nichts Phantastisches, Alles praktisch ausführbar, sofern nur guter Wille und Aufopferungsfähigkeit die Sache anfaßten. Und da war bei ihm, inmitten des ihm zugetheilten kleinen Kreises, auch jederzeit die That, soweit es irgend die Kräfte erlaubten. Wir sehen ihn vor uns, den edlen anspruchslosen Greis, das schwarze Käppchen auf den ergrauten spärlichen Locken, sehen sein freundliches Gesicht, den heiteren Ausdruck des klaren Auges. Dazwischen das humoristische Lächeln. Ja, wir hören wiederum seinen Ausspruch, den er, uns liebevoll zunickend, öfters gethan: „Ich gehe freilich politisch nicht so weit als Ihr" (und dies „Ihr" bezog sich besonders auf Heinrich). „Aber meine Natur ist demokratischer als die Eure. Ihr wollt allerdings die Gleichberechtigung Aller im Staate consequenter als ich. Aber persönlich gehabt Ihr Euch aristokratisch zurückhaltend. Im Verkehr mit den Menschen bin ich der Demokrat."

Gräff war Stadtverordneten-Vorsteher und hatte als solcher im Rathe der städtischen Korporationen eine gewichtige Stimme. Auch als Syndikus der Kaufmannschaft und der umfassendsten industriellen und Eisenbahn-Unternehmungen war sein Einfluß nicht unbedeutend. Simon saß nicht im städtischen Rathe, nahm aber an den Beschlüssen desselben reges Interesse und wurde privatim vielfach um Rath gefragt. Da passirte es denn öfters, daß beide Männer wegen vorhabender oder unterlassener Maßnahmen eifrig an einander geriethen. Aber erfreuend war's denn wieder, wenn die Meinungen übereinstimmten. So bei Gelegenheit der freireligiösen Bewegung, bei den betreffenden Protesten, Vorstellungen und Petitionen, die theils von den Bürgern Breslau's, theils von seinen Behörden ausgingen. Mehrere jener Dokumente sind von Simon (bald als Glied einer ernannten Kommission, bald privatim darum ersucht) verfaßt oder endgültig redigirt worden.

Auch mit Freundesumgang war Simon in jenen Jahren reich

bedacht. Er hatte in Breslau seinen ältesten Freund v. Ohlen als Rath beim Oberlandesgerichte wiedergefunden, mit dem er auch in Glogau 1829 zusammengetroffen war. Obgleich Beider Anschauungen vielfach auseinander gingen, hielt Simon denselben so hoch, daß er in zweifelhaften Fällen an ihn, wie an sein „zweites Gewissen", appellirte. Beide Männer verkehrten in den vierziger Jahren viel und treulich mit einander. Das Jahr 1848 trennte sie politisch von Grund aus und auf Nimmerwiedersehen. Doch blieb im Herzen die alte Anhänglichkeit.

Ebenso war er mit seinem Vetter Max Simon, welcher damals Assessor in Breslau war, gegenwärtig einer der ersten dortigen Advokaten und zugleich Stadtverordneten-Vorsteher, — innig befreundet. Dies Verhältniß entspann sich in früher Jugend; es war das zweier begabten, aber verschieden gearteten Brüder.

Einen dritten sehr lieben Freund gewann sich Simon in dem 1845 nach Breslau versetzten Regierungsrath Abegg. Derselbe hatte sich als Polizei-Präsident von Königsberg durch humane, unparteiische, streng gesetzliche Amtsverwaltung die Achtung und Liebe der dortigen Bewohner erworben. Immerhin war seine Stellung schwierig gewesen, da, wie bekannt, die Stadt Königsberg damals einen der Brennpunkte für die freisinnigen Bestrebungen bildete, sowohl auf kirchlichem als politischem Gebiete. Andererseits gab sich auch gerade in jener Stadt die Orthodoxie vornehmlich kund; wir erinnern nur an die pietistischen Verirrungen, sowie die reaktionär herausfordernde Stimmung des Militärs. Mit großer Gewandtheit hatte Abegg die in jener Zeitströmung heraustretenden Klippen vermieden. Unter seinem Regimente hatte beispielsweise Walesrode ungehindert seine damals als „vortrefflich, aber stark" bezeichneten Vorlesungen gehalten, die bald darauf unter dem Titel: „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit" in der Presse erschienen. Rupp, Detroit sprachen dort manch freies Wort. Für all jenes Heraustreten zog Abegg nur Eine Schranke: das Gesetz; die aber hielt er mit eben so viel Sicherheit in der Handhabung als Milde in der Form fest. Doch hatte er sich der Anerkennung des neuen, im Anfang der vierziger Jahre nach der Provinz Preußen berufenen Oberpräsidenten Böttcher nicht zu erfreuen gehabt, und ward daher im Jahre 1845 durch Ministerial-Rescript „im Interesse des Dienstes"

als königl. Kommissar bei der niederschlesisch-märkischen Eisenbahn nach Breslau versetzt.

Hier hatten sich Simon und Abegg bald gefunden. Letzterer, frei von den Fesseln seiner bisherigen Stellung, ließ jetzt seinen politischen Sympathien ungehindert den Lauf. Da wurde denn auf manchem Spaziergange der beiden Männer, in mancher traulichen Stunde auf behaglichem Sopha eifrig politisirt. Aber auch gemüthlich traten Beide einander nahe: sie blieben fortan bis zu dem im November 1848 erfolgten Tode Abegg's treue, innigst verbunden Freunde.

Außer den oben genannten Beziehungen stand Simon, trotz seines gesellschaftlich zurückgezogenen Lebens, in regem Verkehr mit den verschiedensten Personen, wie das die heimischen Verhältnisse schon von selbst mit sich bringen. Dazu traten dann vielfache Berührungen mit politischen Gesinnungsgenossen, mit Solchen, welche Rath verlangten, Besuche von Fremden, oft aus weiter Ferne kommend, und zu dem Allen eine ausgebreitete Korrespondenz.

Die immer bewegter werdende Zeit machte es den Parteigenossen zum Bedürfniß, über dieselbe ihre Meinungen auszutauschen. Zu dem Zwecke fand sich in den Wintern zu 1847 und 48 ein geselliger Kreis von acht bis zwölf Männern alle vierzehn Tage bei Simon zusammen. Man kam Abends gegen 7 Uhr und trennte sich meist erst nach Mitternacht. Es ging da heiter und angeregt zu, bei einfacher Bewirthung. Lebhafte Diskussionen wurden geführt; aber mochten die Ansichten der Männer in einzelnen Fällen noch so weit aus einander gehen, Alle vereinte das gemeinsame Streben nach Einem Ziele: dem Fortschritt auf gesetzlichem Wege. Unter den diesen Kreis Besuchenden nennen wir Dr. Stein, Graf Eduard Reichenbach, Schlöffel (letztere Beiden von auswärts herüberkommend), Abegg, Dr. Borchardt, Regierungsrath Kuh ꝛc.

Erwähnt sei ferner noch eines politischen Lesezirkels, den Simon zu Anfang 1846, kurz nachdem er seinen Abschied aus dem Staatsdienste genommen, einrichtete. Derselbe galt ihm als Mittel zur Verbreitung freier unbefangener Zeitanschauungen, und in diesem Sinne leitete er ihn. Die etwa 35 bis 40 Theilnehmer, Bürger, Beamte, Kaufleute und Gewerbtreibende, zählten zu den angesehensten Einwohnern Breslaus. Sämmtliche Geldbeiträge wurden zum Ankauf von Büchern verwendet, deren Auswahl Simon

sich vorbehalten hatte, etwanige Wünsche berücksichtigend. Natürlich tauchte keine bedeutende Schrift politischen, religiösen oder socialen Inhalts auf, die nicht sofort von ihm entnommen oder verschrieben, unter den Lesern cursirte; oft in mehren Exemplaren, damit die Sachen nicht veralteten. Da lag denn der große Büchertisch in seinem Arbeitszimmer bedeckt mit den Neusendungen der Buchhändler, bei denen es sich oftmals bewährte, daß die verbotene Frucht die beste sei. Nach wenigen Monaten hatte sich das Gefallen an der in diesem Kreise cursirenden Lektüre derart kundgegeben, daß Simon von auswärtigen Bekannten gebeten wurde, ihnen ebenfalls möglichst viel des Guten, wenn auch nicht mehr in erster Frische, zukommen zu lassen. Das geschah. Sämmtliche Bücher und Broschüren wanderten, sobald sie in Breslau die Runde gemacht, nach Oppeln, Pleß, Glatz, in's schlesische Hochgebirge, wo zu diesem Zwecke sich lesedurstiges Publikum zusammen gethan hatte. Das gab dann wieder neue Fonds zu neuen Bücheranschaffungen. —

All die kleinen hier erzählten Einzelheiten klingen hell und freundlich; aber sie waren eben nur die Lichtseite jener Tage. Die täglich sich wiederholenden Kränkungen und Plackereien, denen der politisch Mißliebige in einem Willkürstaate ausgesetzt ist, sind so mannichfach, daß der Betroffene sich immer neu dagegen zu wappnen hat. Genüge in dieser Hinsicht die Andeutung, daß von Anfang des Jahres 1845 bis zum Ausbruch der Revolution — also in der polizeilichen Haussuchungs-Epoche — Simons sämmtliche nicht unmittelbar zum Studium gehörende Papiere, Korrespondenzen, Tagebücher u. s. w. in Koffern wohlverpackt auf fremden Speichern standen. Solche den Einzelnen treffende Vorgänge stehen mit den allgemeinen Verhältnissen in engem Zusammenhange. Eine kleine in derartige Quälerei auslaufende Polizei-Episode brachte Simon daher im Jahre 1847 zur öffentlichen Kenntniß unter dem Titel: „Aktenstücke zur neuesten Geschichte der preußischen Polizei, gleichzeitig zur Grenzberichtigung zwischen Justiz und Polizei." Leipzig, bei Robert Blum. —

Die Jahre 1844 bis 47 beschäftigten nach sehr verschiedenen Richtungen hin seine Feder. In jenem Zeitraume erschien die zweite neu bearbeitete Ausgabe der „Ergänzungen"; mehrere Bände von „Preußens Verfassung und Verwaltung", speciell seine Bearbeitung der Medizinal-Polizei und des Schul-,

Unterrichts- und Kirchenwesens. Sodann contrahirte er im Jahre 1846 mit Buchhändler Aderholz eine Zusammenstellung und Bearbeitung des schlesischen Provinzial-Rechts. Davon erschienen 1846 und 47 die „Bergwerks-Ordnung“ und die „ständische Verfassung von Schlesien.“ In den ersten Tagen von 1848 folgte das „Schul- und Unterrichtswesen“; sodann schnitt die Revolution das Werk ab.

Nach politischer Richtung hin waren der ersten Ausgabe der „Selbstständigkeit preußischer Richter“ schnell eine zweite und dritte erweiterte Auflage gefolgt. Die kirchlichen Wirren riefen eine Broschüre hervor: „Erinnerung an das Ministerium Wöllner. Leipzig, bei Otto Wigand, in welcher Simon, auf Thatsachen sich stützend, die Aehnlichkeit der betreffenden Zustände unter dem genannten und dem Eichhornschen Ministerium darstellt.

Außerdem finden wir in den freisinnigen Tagesblättern die Chiffre H. S. bei vielen Gelegenheiten; namentlich bei Beleuchtung unklar gehaltener und deshalb in ihrer wirklichen Bedeutung nicht erkannter Kabinets- oder Ministerial-Rescripte. So fragt er beispielsweise: „Ist ein Zwang zum Kirchenbesuche seitens des Gesetzes, in Betreff irgend welcher Personen, anzurathen?“ In Bezug darauf kritisirt er die eben erlassene Instruktion des Justiz-Minister Uhden, die unter unscheinbarem Titel: „wegen vormundschaftlicher Ueberwachung von Unmündigen“ — (die Unmündigkeit des Preußen dauert in den alten Provinzen bis zum Abschluß des vierundzwanzigsten Jahres) namentlich für junge Beamte von Bedeutung war.

Ein anderes Mal beleuchtet er die Tragweite der königlichen Verordnung vom 5. Dezember 1845. Durch dieselbe wurden mit Einem Striche, ohne Aufhebens und — (weil in ihrer Bedeutung nicht erkannt) ohne Aufsehen zu erregen, die Bundesbeschlüsse vom 5. Juli 1832 auch auf die nicht zum deutschen Bunde gehörigen preußischen Provinzen ausgedehnt, — Beschlüsse, die sich vorzugsweise auf die Censur bezogen, auf das Verbot und die Bestrafung aller Vereine zu politischen Zwecken, aller außerordentlichen Volksversammlungen und Volksfeste — welche bis dahin in diesen Provinzen gestattet waren. „Diese Gesetze,“ schließt der Artikel, „wurden, obgleich sie wesentliche Veränderungen im Personenrechte der Preußen enthalten, den Provinzialständen nie vorgelegt; und diese

nicht vorgelegten Gesetze werden nun durch obige Kabinets-Verordnung vom 5. Dezember 1845 auch auf die nicht zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen Preußen und Posen für anwendbar erklärt.“

Auch die Uebergriffe und Vorrechte der Junker wurden mannichfach kritisirt. So spricht er wiederholt für Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit und des eximirten Gerichtsstandes. Aergerliche Excesse bei Ausübung der Jagdvorrechte ritterlicher Herren auf des armen Mannes Grund und Boden veranlaßten einen anderen Artikel: über „die Jagdgesetze und Jagdgelüste des Adels.“ Das brachte mehrere Glieder desselben in Harnisch, und es entspann sich im Jahre 1846 daraus ein längeres Zeitungsscharmützel, bei welchem die Chiffre H. S. wiederum nur mit Thatsachen focht für Erweisung der schreienden Ungerechtigkeit solcher mittelalterlichen Zustände.

Die Ausschreibung der Schullehrerstelle bei einer städtischen Schule veranlaßt Simon zu einer Betrachtung: „Der Gehalt unserer Schullehrer.“ Er ruft darin aus: „Hundert zwanzig Thaler jährlich! Das sind zehn Thaler monatlich! Das ist bekanntlich der übliche Lohn eines Bedienten. Unsere armen Kinder! Unsere armen Lehrer!!“

Auch ein Memoire über die gesetzlichen Bestimmungen der Breslauer israelitischen Gemeinde finden wir aus jener Zeit. Auf Grund desselben verfolgte die betreffende Vorsteherschaft ihre Rechte bei der Regierung.

So gab es hundert Veranlassungen, die Feder zu rühren oder in sonstiger Weise thätig einzugreifen. Galt es einen gemeinnützigen Zweck, so fehlte Simons Name nie.

Schließlich möge hier noch, und zwar um der Herzenstheilnahme willen, die er der Sache widmete, seiner Mitwirkung zur Errichtung der Breslauer Arbeiter-Sparvereine im Jahre 1846 Erwähnung geschehen. Er regte in verschiedenen populär gehaltenen Artikeln und Aufrufen das Interesse und Vertrauen der zu Betheiligenden an, klärte sie über die zu erzielenden Vortheile derartiger Selbsthülfe auf und brachte ihnen die überraschend günstigen Resultate des in Berlin durch den Menschenfreund Liedke (Vorsteher der Armen-Kommission) errichteten ersten Sparvereins zur Kenntniß. Er warb Führer und Unterstützer, verfaßte die Statuten, war thätiges Mitglied im Direktorium. Bald wies Breslau, unter Führung der geachtetsten und umsichtigsten städtischen Ein-

wohner, sechs solcher Vereine mit Tausenden von Sparern auf, die sich — irren wir nicht — in späteren Jahren zu Einem großen Vereine verbrüderten. — In kurzer Zeit folgten zahlreiche Städte der Provinz Schlesien dem Beispiele der Hauptstadt. Aus der Provinz Posen kamen vielfache Anfragen über Art und Weise, wie die Sache angefaßt worden, und auch dort wie an anderen Orten traten bald solche Vereine in's Leben.

Inzwischen hatte Simons Gesundheit unter anstrengender Arbeit und verschiedensten Konflikten ernstlich gelitten. Sein Arzt rieth ihm eine Kur in Karlsbad an. Dort traf er zu gegenseitiger großen Freude mit Freund Immermann*) zusammen. Derselbe erzählt aus jenen Tagen:

„Wir haben damals vier schöne Wochen mit einander in Karlsbad verlebt; er war mit seiner Schwester, der Frau Gräff, und deren Töchtern, ich mit meiner Frau dort. Wir waren täglich und viel zusammen und verkehrten in vollster traulichster Gemüthlichkeit. In dieser Zeit lernte ich ihn so recht nach allen Seiten hin und neben der geistigen Bedeutendheit auch die so unendlich gutherzige und heiter harmlose Liebenswürdigkeit seines Wesens kennen. Auch meine Frau, die ihn früher noch nicht gekannt hatte, wurde von seiner Liebenswürdigkeit eben so angezogen, als ihr sein Wesen imponirte; nach den ersten Begrüßungen trat ein ganz ungezwungenes, von reinstem Wohlwollen getragenes Verhältniß zwischen ihnen ein. Wie in seinem Wesen die wunderbarste Mischung von tiefstem Ernste und leutseligster heiterer Anmuth war, Ernst und Scherz sich harmonisch durchdrangen, so lag Beides auch in seinem Gesichte. Den Grundzug desselben, den des Ernstes und der männlich entschiedenen Festigkeit, umspielte und überflog eine eigene Grazie, und oft ging der eine Typus plötzlich in den andern über. Ich hebe dies hervor, um an dieser Stelle über sein Bild zu sprechen, das bekannte in Breslau erschienene, das er mir selbst von dort aus geschenkt hat**). Es ist ein sehr treues Bild nach einer Seite hin und mir, der ich es aus genauester Kenntniß jener oben gedachten Anmuth seines Gesichtsausdruckes ergänzen

---

*) Bruder des Dichters Immermann, zur Zeit Gerichts-Direktor zu Gr. Salze bei Magdeburg und als Abgeordneter im preußischen Volkshause Mitglied der Fortschrittspartei (s. oben Kap. X.)

**) Dasselbe gilt von sämmtlichen in die Oeffentlichkeit gekommenen Simonschen Bildern, auch von dem dieser Biographie vorgesetzten.

kann, sehr lieb; es giebt aber jene Letztere nicht mit, sondern nur jenen Typus des strengen, fast zürnend zusammengefaßten Ernstes, und so befriedigt es mich nicht „für Andere“. Auch macht es auf Alle, die Simon nicht persönlich gekannt haben, einen Eindruck, der nicht der richtige ist; sie finden fast übereinstimmend etwas „Dämonisches“ im Ausdruck, und doch war von diesem Charakter weder Etwas in seinem Wesen noch in seinen Zügen. Es fehlt eben in diesem Bilde der Schleier der heiteren, liebenswürdigen, oft schalkhaften Anmuth, der wie ausgebreitet über den Grundzug des Ernstes lag. Es würde mir nicht lieb sein, wenn dieses Bild seiner Biographie beigegeben würde, es brächte den Nichtkennenden nicht den rechten Eindruck. Ich habe das, wie oben bemerkt, erprobt.

„Außerordentlich lieblich war das Verhältniß Simons zu seinen noch kindlichen Nichten; diese liebten den Onkel mit einer rührend vertrauten Zärtlichkeit, und er war nur Güte und Liebe gegen sie.

„Während dieser vier Wochen trat mir in langen eingehenden und ganz vertrauten Gesprächen entschieden entgegen, daß er im Politischen vom Prinzipe zur Praxis einen gewaltigen Schritt weiter gethan, daß er mitten in den politischen Bewegungen als einer ihrer Träger und Förderer stand. Er erklärte mir schon damals, daß, wenn in Deutschland eine Bewegung eintreten sollte, er sein ganzes Leben dieser Bewegung zur Verfügung stellen würde, und äußerte ein anderes Mal, daß er sich nie verheirathen würde, da er eine Frau an sein Geschick, wie es sich wahrscheinlich gestalten würde, nicht fesseln könne.

„Auch tief eingehende religiöse Gespräche, oft höchst undiätetisch bis in die Nacht hinein, hatten wir in jener Zeit. Ich stehe und stand auch schon damals auf positiv christlichem Boden; seine Richtung war zu jener Zeit fast pantheistisch, so daß zwischen uns in diesen Gesprächen keine Einigung zu finden war. Es fiel aber auch nicht ein Tropfen von Bitterkeit in diesen Gesprächen, und sie bewirkten auch nicht die geringste Entfremdung, da Keiner den Andern auf seinen Standpunkt herüberziehen wollte.“

So weit Immermann. Nach einem der eben erwähnten Gespräche schreibt Simon nach Breslau: „Ich wünschte, Ihr hättet unser gestriges Abendgespräch gehört. . . . . Immer eisenfester hat es sich in meinem Leben mir herausgestellt: Alles außer der Liebe ist Quark, aber natürlich die Liebe, die nicht eifert. Nur bevorzugte Menschen besitzen die immense Kraft der Seele, die zur

wahren Liebe gehört. Ein schwacher Mensch ist schlechterdings der Liebe unfähig — das wird Abart, die auch sehr liebenswürdig sein kann. Zur wahren Liebe gehört ein Umfassen des Universums; nur auf diesem Fundamente ist die Liebe zum einzelnen Menschen, zur einzelnen Sache berechtigt."

Kurz nach der Trennung von Immermann fiel Simon, noch in Karlsbad, in schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Langsam genas er unter treuer schwesterlicher Pflege, und führte dann, anfangs mit Bruder Gustav, später allein, ein friedliches Stillleben in Alexanderbad. „Wir sitzen hier mitten im dicksten Fichtelgebirge, in der Nähe von Wunsiedel, in ländlichster, lieblichster Abgeschiedenheit, von Jean Paul'schem Jugendleben umweht. Hier ist gut sein. Hier den Tolpatsch lesen und den Ivo und die Algäuerin vor Augen. Vor meinem Fenster spielt die ganze Geschichte in einem halben Dutzend Bauerhäusern, die in Obstbäumen zerstreut liegen .... Im Hause liebe, gute Leute und dabei ein prächtiger, gescheidter Doctor Rubener....... Noch sage ich, wenn ich einen der umher liegenden riesigen Granitblöcke wegwälzen will und nur schwach bewege: meine alten Kräfte sind immer noch nicht da! Aber laßt noch einige Tage ins Land gehen, so werden sie gekommen sein."

XII.

Das Patent vom 3. Februar 1847 und Simons Schrift: „Annehmen oder Ablehnen." — Die oberschlesische Hungerpest.

Eines Vormittags, es war am 5. Februar 1847, trat Simons Cousine zu einer Stunde in sein Zimmer, wo er sonst eine Erholungspause zu machen pflegte. Sie traf ihn am Schreibtisch. Die Feder flog übers Papier, mehr Bücher noch als sonst lagen um ihn her. Er blickte kaum auf, zeigte auf mehrere von seiner Hand beschriebene Bogen und reichte der neben ihm Stehenden die am Morgen gekommene [illegible]tszeitung: „Lies das!" sagte er, „dann weißt Du, was

ich seit zwei Stunden geschrieben habe." Die Zeitung brachte das Patent vom 3. Februar 1847! Daß es kein gutes war, hatte sein düster blickendes Auge gesagt und seine geröthete Wange.

Simons Kritik jenes Patents, das bekannte Buch: „Annehmen oder Ablehnen" wurde in sieben Tagen geschrieben; da der vereinigte Landtag schon zum 11. April einberufen war, so mußte die Schrift, wenn sie wirken sollte, bald erscheinen, und da man die Spürkraft der Polizei fürchtete, war schon um deshalb Eile geboten.

An einem der nächsten Abende las der Verfasser die Schrift in engerem Kreise frei gesinnter Männer vor, und das Urtheil lautete: „Siehe, es war gut!" Da die Censur mit Recht gefürchtet wurde, beschloß man ein Buch über zwanzig Bogen herzustellen, was damals censurfrei in die Welt ging. Das Kind mußte also auseinander gezerrt werden. Dies gelang durch splendiden Druck — die Seite faßte siebzehn Zeilen — und durch beigefügten Abdruck des königl. Patents vom 3. Februar. Die Auflage wurde auf 6000 Exemplare festgestellt, der Preis des Buches, um es Allen zugänglich zu machen, auf zehn Silbergroschen. „Wäre ich doch auf Ihren Vorschlag eingegangen, 25,000 Exemplare zu drucken," schrieb der Verleger Georg Wigand vier Wochen darauf, „ich konnte sie mit Leichtigkeit unterbringen, so zahlreich sind die Bestellungen." Abegg brachte das Manuscript bei Gelegenheit einer Geschäftsreise selbst nach Leipzig. Man war eben damals sehr vorsichtig.

Inzwischen war Simon durch diese Arbeit so abgespannt und angegriffen, daß er beschloß, dem ersten Sturme, der unfehlbar in Folge der Schrift losbrechen würde, zu entgehen. Er folgte deshalb einer längst erhaltenen Einladung seines ostpreußischen Freundes, des Gutsbesitzers Küntzel. Das hieß freilich mitten in den Winter hineingehen, denn Küntzels Gut lag dicht an der russischen Grenze. Aber dort war Ruhe, liebevolle Aufnahme, ein stilles Familien- und Landleben. Anfangs März trat er seine Reise an und zwar über Leipzig, um sich von der glücklichen Versendung des Buches selbst zu überzeugen und, wo möglich, durch persönliche Bemühungen zu erwirken, daß es unter sächsischer Censur erscheine.

Er riß denn auch in Leipzig den Censor, Professor Marbach, durch seine beredte Darstellung des Sachverhältnisses in hartem, stundenlangem Disputiren mit sich fort. „Ich glaube," schreibt er von Leipzig, „daß ich nie besser gesprochen, als in der halben Stunde, die Marbach zum Entschluß bewogen hat. Viel besser und be-

deutender als im Buche selbst. Ich zeigte ihm, um was es sich handle. Wenn irgend wo und zu irgend welcher Zeit die Wahrheit voll zu sagen, so sei es hier; — ich könne Nichts fortlassen, Nichts mildern." Kurz, es gelang Simon, den „intelligenten und äußerst ruhigen und gemessenen Mann" zu überzeugen: er gab das Imprimatur. Dies erkämpfte Resultat konnte als ein günstiges Moment zu Simons einstiger Vertheidigung dienen, hatte aber auf das Schicksal des Buches keinen Einfluß.

In Leipzig lernte Simon Robert Blum, mit dem er schon seit Jahren in brieflichem Verkehr stand, persönlich kennen; eben so in Berlin Adolph Stahr, in welchem er sich einen geliebten Freund gewann. Von dort aus übersendete er dem Prinzen von Preußen sein Buch mit nachstehendem Geleitschreiben:

11. März 1847.

„Allerdurchlauchtigster Prinz,
Allergnädigster Prinz und Herr!

„Einer Verpflichtung nehme ich an nachzukommen, wenn Ew. Königl. Hoheit ich in tiefster Ehrerbietung die beifolgende Schrift überreiche, welche sich über den gegenwärtigen Wendepunkt in der Geschichte des Vaterlandes ausspricht. Sie ist würdig, Ew. Königl. Hoheit zu nahen, da ein für das Vaterland heißschlagendes Herz diese Würdigkeit verleiht. Ich habe mit dem Gesetze in der Hand und alle Konsequenzen desselben verfolgend, ohne mich, wo es Wohl und Wehe der Krone und des Volkes gilt, von Menschenfurcht blenden zu lassen, nach der Wahrheit und nur nach ihr gestrebt, so wahr mir Gott helfen möge auf dem Pfade, den ich zu betreten gewagt.

„Möchte eine solche Stimme Sr. Majestät dem Könige nicht vorenthalten bleiben!

In tiefster Ehrfurcht ꝛc.

Heinrich Simon."

Sodann begab er sich unverweilt nach Ostpreußen, wo er von mehreren ausgezeichneten Patrioten auf's Herzlichste willkommen geheißen wurde. Doch war man übereingekommen, seine Ankunft zu verschweigen; ruhebedürftig hielt er es für rathsam, jedes öffentliche Auftreten zu vermeiden. Deshalb umging er auch Königsberg, so gern er unter andern Umständen diese altehrwürdige Stadt (ihm doppelt werth durch die mütterlichen Erzählungen) und die dort

lebenden Gesinnungsgenossen besucht hätte. „In Deinem Preußen ist Alles schön, mein Mütterchen!“ schreibt er, und auch später noch gedachte er oft mit Freuden der damaligen Reise. Gern erzählte er von „der herrlichen Fahrt im offenen Schlitten über sonnenbeglänzte ewige Schneeflächen,“ eine Fahrt, welche er mit Magnus von Reitzschütz gemacht, der ihn in Marienburg empfangen und nach Belschwitz, dem Landsitze Siegfrieds v. Brünnek, eines Schwiegersohns des Oberpräsidenten v. Schön, begleitete.

In Belschwitz ruhte er einige Tage; dann ging's durch Masuren — „hier und da das steinige Arabien, dann wieder schöne Seen und Wälder“ nach Wolka (nahe bei Neidenburg), wo er, im Hause seines Freundes Küntzel auf's Liebevollste empfangen, mehrere heitere und stärkende Wochen in stiller Zurückgezogenheit, unter dem Namen „Gutsbesitzer Walter“, verlebte.

Mittlerweile war die Verbreitung des Simonschen Buches von Statten gegangen. Wohl wurde es unmittelbar nach seinem Erscheinen in der ganzen Monarchie verboten, aber nichtsdestoweniger war's in Aller Händen.

Die überaus klare Darlegung des sachlichen Inhalts der königlichen Gabe vom 3. Februar machte in Preußen, wie im übrigen Deutschland einen mächtigen Eindruck. Die Worte des Königs selbst in seiner Thronrede: „Mein freies und treues Volk hat die Gesetze vom 3. Februar mit warmer Dankbarkeit empfangen, und Wehe dem, der ihm seinen Dank verkümmern wollte!“ wendeten sich fast persönlich drohend gegen Heinrich Simon, der ja eben erst in seiner Schrift die königliche Wohlthat, die durch das Patent vom 3. Februar verliehene Verfassung, als einen „Stein statt des Brotes“ bezeichnet hatte. Simons energischer Rath: „Ablehnen!“ drang freilich auf dem Landtage nicht durch, aber seine Schrift hat doch das Patent vom 3. Februar 1847 ein für allemal zu Grabe geläutet.

Unter dem Einflusse des ersten Eindrucks von Simons „Annehmen oder Ablehnen“ wurde der Staatsrath zusammen berufen, um Beschluß darüber zu fassen, ob gegen den Verfasser eine Anklage auf „Hochverrath“ zu erheben. Dieser Vorschlag fiel aus Mangel an Fundament; man mußte sich darauf beschränken, eine Untersuchung auf „Majestätsbeleidigung“ und „frechen unehrerbietigen Tadel der Landesgesetze“ in Gang zu bringen. Auf höhere Anordnung leitete der Kriminal-Senat des

Breslauer Oberlandesgerichts gegen Ende März das Kriminalverfahren wider Simon ein. Der Abwesende, davon benachrichtigt, erklärte schriftlich, daß er sich dem Gerichte stellen werde; und da inzwischen die „gut gesinnte“ Presse die Nachricht verbreitete, „Simon habe sich der Untersuchung durch die Flucht entzogen, — ein Umstand, der“ (wie sie hinzufügte) „genügend entnehmen lasse, was von seiner Schrift zu halten sei,“ da reiste er unverweilt — Nacht und Tag ohne Unterbrechung, — um der gegen ihn erhobenen Anklage die Stirn zu bieten. Ehe er jedoch Breslau erreicht, hatte der Vice-Präsident des Oberlandesgerichts, Starke, wie er sagte, „auf direkte ministerielle Aufforderung“ Steckbriefe gegen ihn erlassen*) und nur den kräftigen Bemühungen eines Simonschen Verwandten gelang es, nicht durch Gründe, sondern durch Einschüchterung, den Präsidenten Starke zur Rücknahme dieser Maßregel zu bestimmen.

Am 7. April 1847 kam Simon in Breslau an, und hiernach konnte, bei der unabhängigen Haltung des Breslauer Ober-Appellationsgerichts und seines ehrwürdigen Chef-Präsidenten Kuhn, von Ausnahme-Maßregeln nicht wohl mehr die Rede sein. Wir erwähnen nur noch, daß die gerichtliche Untersuchung gegen Simon noch schwebte, als die Revolution von 1848 ausbrach.

Wenden wir uns nun der inkriminirten Schrift zu! Da der Standpunkt derselben kurz und bündig in der Vorrede charakterisirt ist, so geben wir diese vollständig. Sie lautet:

„Wir baten Dich um Brot, und Du giebst uns einen Stein!“ Das war unser schmerzerfüllter Ausruf, als wir das Patent und die Verordnungen vom 3. Februar durchgelesen hatten.

„Diesen Ausruf wird Jeder verstehen, der die Zustände seines Vaterlandes mit dem Herzen erlebt. Er ist gerecht in Beziehung auf die Gabe; er würde ungerecht sein, wollte man ihn auf den Geber beziehen. Wir haben die Verpflichtung zu der Annahme, daß der König diese Verordnungen nach bestem Wissen und Gewissen getroffen. Darum aber wollen wir von dem übelberathenen Könige an den besser zu berathenden appelliren.

„Mit dem Gesetze muß das Volk gehen, aber auch die Regierung. Dieses große Unternehmen, auf welches Preußen seit einem Menschenalter mit Sehnsucht harrt, beginnt gegen bestehen-

---

*) Das war damals noch etwas Unerhörtes.

des Recht und gegen bestehende Verfassung. Die Verordnungen vom 3. Februar d. J. nehmen dem Volke, ohne es zu hören, seine wenigen ständischen Rechte und legen der Krone Rechte bei, welche sie nie gehabt. Wir werden dies nachweisen und unsere Ansicht darlegen, wie das Volk sich hiergegen zu verhalten habe.

„Diese Schrift geht von zwei Gesichtspunkten aus:

Mit dem Gesetze für Recht und Freiheit!

„Wahrheit sagen in Liebe muß nicht so erfüllt werden, daß man die halbe Wahrheit der Liebe und die halbe Liebe der Wahrheit opfere.

Breslau, am 14. Februar 1847."

Im ersten Abschnitt des Buches weist nun der Verfasser nach, daß die preußische Regierung nicht das Recht habe, einseitig die bestehende ständische Verfassung aufzuheben. So entscheide die rechtliche Natur des Verhältnisses, d. h. die gesunde Vernunft; so die preußische Verfassung; so endlich die Staats-Praxis und zwar sowohl die Praxis in anderen, insbesondere deutschen Staaten, als die Staatspraxis in Preußen selbst. Auch die octroyirte Verfassung könnte den Rechtsgrund ihrer Gültigkeit nur in der ausdrücklichen oder stillschweigenden Anerkennung des Volkes finden. Nachdem dargelegt, wie dem bestehenden preußischen Rechte zufolge die Form des Annehmens oder Ablehnens seitens des Volkes sich zu gestalten habe, wird in einem weiteren Abschnitte gezeigt: was das Volk nach historischem und nach Vernunftrecht (beide bei dieser Gelegenheit in Preußen zusammenfallend) zu fordern ein Recht habe.

Sodann charakterisirt Simon den Standpunkt des Patents vom 3. Februar mit folgenden Worten: „Es genügt an dieser Stelle im Allgemeinen zu bemerken, daß der Geist, von welchem die Verordnungen vom 3. Februar ausgehen, offen in dem Patente ausgesprochen. Der König erklärt im Eingange desselben, er wolle die Rechte und die Macht der Krone, mit denen er dieselbe übernommen, **unversehrt** dem Nachfolger übergeben und den Ständen diejenige Wirksamkeit verleihen, welche im **Einklang** mit jenen (unversehrten) Rechten ist."

„Da nun ständische Rechte, seien sie welcher Art sie wollen, immer gleichzeitig den Zweck haben, die Rechte des Volkes gegenüber der Krone zu vertreten und deshalb mit Nothwendigkeit eine Schmälerung der Macht der Krone in sich schließen: so

folgt aus jener offenen Erklärung mit gleicher Nothwendigkeit, daß die getroffenen Anordnungen des Königs den Ständen irgend welche wesentliche Rechte, welche sie nicht bereits besessen, nicht gewähren können."

„Diese Verordnungen gehen aber weiter, als es dem angedeuteten Geiste derselben gemäß wäre; nach diesem sollen sie dem Volke keine neuen wesentlichen Rechte geben; sie aber nehmen dem Volke noch von seinen wenigen Rechten."

Und nunmehr, die gesetzlich verbrieften Volksrechte vergleichend mit dem, was die Regierung in den Verordnungen vom 3. Februar dem Volke giebt, legt er mit fester Hand die Kritik an jeden einzelnen Paragraphen des Patents. Paragraph für Paragraph kommt er zu dem Resultate, daß die Bestimmungen des Patents weit hinter den verbrieften Rechten des Volkes zurückgeblieben sind und deshalb nicht angenommen werden können.

Im letzten Abschnitte endlich faßt er unter der Ueberschrift: Was muß geschehen? das gewonnene Resultat der ganzen bisherigen Betrachtung zusammen und schließt mit folgenden Worten:

„Nur Vertrauen erzeugt Vertrauen! Wohlan! Wir stehen an einem Marksteine der preußischen, der deutschen Geschichte. Der König gebe Sich Seinem Volke hin. Er breche rund und voll mit jener Ansicht, welche Eine Persönlichkeit als allein berechtigt funfzehn Millionen Personen gegenüber stellen will, mit jener Ansicht, die sich auf dem Huldigungslandtage in den Worten äußerte: „Die Krone ist mir von Gott gegeben, wehe dem, der daran rührt!" Nun: „Volkesstimme ist Gottesstimme!" Das Volk hat mit seinen vielfältigen Anträgen an der Krone gerührt. Wir beschwören Ihn, auf diese Stimme zu hören, den Gedanken der absoluten Monarchie, den Gedanken, nur Gott Rechenschaft über Seine Handlungen schuldig zu sein, voll zu beseitigen und sich statt dessen mit Preußen in herrlicher Entwicklung, mit freiem Willen an die Spitze Deutschlands zu stellen.

„Nichts so gefahrbringend, die Geschichte hat's gelehrt, als halbes Handeln; — dessen Folgen sind nicht zu berechnen bis auf eine: statt des Dankes sichern Undank. In solcher Lage ist Kühnheit Vorsicht.

„Der große Moment zu jener Entwicklung war für Preußen

da im Jahre 1830; er war da im Jahre 1840; er kommt zum dritten und vielleicht letzten Male am 11. April 1847. Giebt der König mit vollem Vertrauen Das, was sich herausstellte als historisches Recht des Preußenvolkes, — — — Deutschland jubelt ihm entgegen mit nie gehörtem Jubel, und Seine Dynastie schlägt Wurzeln in diesem Jubel, wie es festere auf Erden keine giebt.

„Wehe uns und Deutschland, wenn es anders wird; das Unglück wäre nicht zu ermessen.

„Der Freiheitsgedanke in Deutschland ist ein unendlich tieferer und inhaltsvollerer, als er es im Jahre 1640 in England, im Jahre 1789 in Frankreich war. Möge also Gott den König von der Ansicht erlösen, daß Eine Persönlichkeit ausreichend sei für das Glück eines Volkes, daß Vorsätze und Gelübde auch des bedeutendsten, trefflichsten Mannes einem edlen Volke genügen können.

„Die Geschichte zweier großer, nicht edlerer Völker hat diese Ansicht gerichtet.

„„Die Ursache alles Unglücks ist, Sire, daß Ihre Nation keine Verfassung hat!““ — so sagte der edle Minister Malesherbes Ludwig dem Sechszehnten wenig Jahre vor dem Ausbruch der furchtbaren Staatsumwälzung.

„Und als der die englische Revolution herbeiführende und ihr als Opfer fallende König Karl das dritte, Garantien verlangende, Parlament aufforderte, sich in Bezug ihrer Rechte auf sein königliches Wort zu verlassen, welches ihnen mehr Schutz, als irgend welches neue Gesetz verleihen würde: da antwortete die aus freien Männern bestehende Kammer, welche für ein großes Volk andere Bürgschaft verlangte, als das Wort eines Menschen, — mit der jetzigen Grundlage der englischen Verfassung, mit der Bill der Petition ihrer Rechte.

„Gott verhüte, daß aus ähnlicher Lage der Verhältnisse ähnliches Unheil entstehe! Aber die Geschichte wäre eine Beschäftigung für Kinder, wollte man nicht aus ihr lernen.

„Im Jahre 1807 gingen wir den ersten Schritt vorwärts mit unserm Könige; wir wollen heute den zweiten mit ihm gehen. Dazu gehört, daß heute, wie damals, die Regierung sich an die Spitze der Ideen stelle.

„Das Patent vom 3. Februar wendet sich an alle Unterthanen: sie sollen dem Könige bei diesem wichtigen Schritte zur Seite

stehen. So sagte auch einst am 3. Februar 1813 der Aufruf an die Landwehr: „„diese Krieger werden kämpfen für unsere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volkes. Gesichert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre theilt.““

„Diese Mahnung an jeden Bürger, daß er ein lebendiges Glied sei des Ganzen, — sie wurde damals gehört, und sie hat Preußen gerettet.

„So hört denn, Mitbürger, von Neuem das Wort des Königs; es fordert Euch auf zu Eurer Pflicht. Möge Keiner die Schuld auf sich laden eines trägen und selbstsüchtigen Abwendens von dem Großen, was die Zeit bietet. Rufet wach das Bewußtsein, daß einem Jeden die heilige Verpflichtung obliegt, nach seinen Kräften zu helfen, damit dieses Unternehmen für König und Volk zu einem segensreichen Ausgange gedeihe! Erinnere sich insbesondere der Bürger seines Bürgereides, „nach allen seinen Kräften zum Wohle des Staates mitwirken zu wollen;“ — erinnere sich jede Kommune, daß ihr in dem unschätzbaren Geschenke der Städte-Ordnung die Möglichkeit gegeben, ihren Gesammtwillen in legaler Form auszusprechen!

„Deutschland, Europa blicken heute auf Preußen; — für Deutschland ist das Benehmen des preußischen Bürgers in diesen reichen Tagen von unermeßlicher Wichtigkeit! Deutschland erwartet, daß jeder Preuße seine Schuldigkeit thue.“ —

Vertheidigungsworte betreffs der Schrift: Annehmen oder Ablehnen“ (von H. Simon).

„Ich werde nicht versuchen, für mich in dieser Angelegenheit eine juridische Defension zu schreiben; am wenigsten beabsichtige ich, mich über einzelne Stellen meiner inkriminirten Schrift „Annehmen oder Ablehnen“ auszusprechen, vielmehr überlasse ich die rein juridische Auffassung lediglich der Schrift meines erwählten Herrn Vertheidigers. Aber ich will meinen Richtern eine einfache Erklärung abgeben.

„Ich erkläre hierdurch bei meiner Ehre, daß ich dieses Buch und jedes Wort in demselben mit der tiefen Sehnsucht im Herzen geschrieben, dadurch zum Wohle des Königs und des Landes bei-

zutragen; dadurch zu verhüten, daß Ereignisse, die durch schlechte Rathgeber der Krone herbeigeführt worden, traurigste Folgen für das Vaterland einleiten mögen.

„Ich versichere bei meiner Ehre, daß ich nicht die Absicht gehabt, in irgend einem Worte beleidigend der Ehre des Königs oder der ihm schuldigen Ehrerbietung zu nahe zu treten; daß ich vielmehr der Krone durch das Aussprechen der vollen Wahrheit nach meinen Kräften als wahrer Freund zur Seite stehen wollte.

„Ich verwahre mich feierlich dagegen, daß auch nur bei Einem Worte, bei Einem Gedanken böser Wille vorgewaltet habe, daß ich Beleidigung der Majestät, Verspottung der Landesgesetze und Staatsanordnungen, oder Tadel derselben um des Tadels willen bezweckt habe. Nach bestem Wissen und Gewissen und aus Herzensgrunde habe ich die Wahrheit und nichts als die Wahrheit erstrebt und durch sie das Wohl des Königs und des Volkes.

„Kein unwahres Wort kann mir nachgewiesen werden.

„Kein Gedanke in meiner Schrift, der nicht demnächst beziehungsweise von einzelnen Korporationen ihren Deputirten als Richtschnur vorgeschrieben, oder von Deputirten in öffentlicher Sitzung des Vereinigten Landtages vor ganz Deutschland ausgesprochen, oder von einzelnen Deputirten oder von dem Vereinigten Landtage zur That gemacht worden.

„Beleidigen die von mir gesagten Wahrheiten, so wäre es schweres Unrecht, diese Beleidigung mich entgelten zu lassen. Meine Bestrafung für Wahrheiten, die ich ohne den Willen zu beleidigen, vielmehr mit dem Willen zu nützen, gesprochen habe, wäre nur möglich, wenn ein Gerichtshof den Muth haben könnte, auszusprechen, daß in Preußen mißliebige Wahrheiten Verbrechen sind. Ist die Wahrheit in Preußen proscribirt, so ist die Verurtheilung für einzelne Stellen meines Buches gerechtfertigt.

„Unter solchen Umständen könnte höchstens der Versuch gemacht werden, mir einzelne Wörter zur Last zu legen. Wollte man diese aus ihrem Zusammenhange willkürlich herausreißen, bei ihnen die Intention der ganzen Schrift vergessen, so würde es gelingen, wie allemal, wenn das Wort über den Geist gestellt wird, herauszudeduciren, was man nur will.

„Ich verlange zu meiner Vertheidigung in dieser Beziehung lediglich, daß meine Richter die inkriminirte Schrift in ihrem Zusammenhange bei ihrem Spruche vor Augen haben und sich

nicht auf Auszüge einzelner Stellen derselben beschränken lassen, die, nicht vom Geiste des Ganzen getragen, nothwendig ein falsches Urtheil herbeiführen müssen. Bei dem leider noch bestehenden geheimen und schriftlichen Inquisitions-Prozesse habe ich nach dem üblichen und gesetzlichen Gange der Dinge anzunehmen, daß meine Vertheidigung den Richtarn nicht vollständig, d. h. nicht so, wie mein Vertheidiger und ich es wollen, mitgetheilt wird, sondern nur auszugsweise in der Gestalt, wie diese dem Herrn Referenten passend erscheint. Kommt auf diese Weise meine Vertheidigung nicht vollständig zu den Augen meiner Richter, so muß ich wenigstens unbedingt wünschen, daß mindestens mein sogenanntes Verbrechen vollständig ihnen vorliege und nicht gleichfalls blos bruchstückweise in der Gestalt, wie sie dem Herrn Referenten zweckmäßig erscheint.

„Ich nehme im Gefühle meiner guten Sache an, daß es dann einer weiteren Vertheidigung meinerseits nicht bedarf.

„Demgemäß überreiche ich anbei zwölf Exemplare meiner inkriminirten Schrift zu den Akten, mit dem ganz gehorsamsten Antrage, diese an die einzelnen Herren Mitglieder des Spruchgerichts zur Kenntnißnahme zu vertheilen.

„Ich sehe diesem Richterspruche im Bewußtsein, als wahrer Patriot gehandelt zu haben, mit voller Ruhe entgegen. In manchem anderen Lande hätte ich vielleicht zu fürchten, daß der offenkundige Werth, welchen hohe Personen auf die eifrige Verfolgung dieser Kriminal-Untersuchung gesetzt, wie sowohl die Untersuchungs-Akten als andere notorische Umstände hinreichend ergeben, Einfluß üben könnte; ein heutiger preußischer Gerichtshof wird derartigen Einflüssen nicht unterliegen. Die alte Unabhängigkeit des preußischen Richterstandes, für die auch ich nach meinen Kräften gekämpft und als deren Zeuge ich mein Richteramt niedergelegt, — sie ist es, die mich mit diesem Vertrauen erfüllt."

Breslau, 1. August 1847.

Heinrich Simon.

Die oberschlesische Hungerpest.

Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1847 waren durch Theuerung, Noth und daraus entstandene Arbeitslosigkeit mannichfache Kalamitäten über Breslau gekommen. Schließlich zerstörte

eine Ueberschwemmung der Oder im Monat Juni die in Aussicht stehende Ernte im Umkreis vieler Meilen.

Aber die Bedrängnisse der Stadt und Umgegend kommen kaum in Betracht gegen das Elend, von welchem ganz Oberschlesien zu gleicher Zeit heimgesucht wurde. Anfangs kam die Kunde davon leise schleichend; dann verbreitete sie sich lauter, jedoch immer noch unsicher und ängstlich. Es hieß, jene Provinz gehe, in Folge von Mißernten und mangelnder Aussaat im letzten Frühjahre, einem furchtbaren Schicksal entgegen; ja bereits herrsche förmliche Hungersnoth. Der Furchtsame wagte nicht Dergleichen zu wiederholen; der „Gutgesinnte" hielt es für unmöglich. Einzelne Wohlwollende, speziell Unterrichtete machten im Vertrauen zu den Behörden vereinzelte Mittheilungen, Vorschläge, Anfragen. Dann kam hier und da eine öffentliche beruhigende, scheinbar authentische Notiz. Es konnte scheinen, man halte es für möglich, das Elend todt zu schweigen.

Im Interesse der unglücklichen Bewohner Oberschlesiens schrieb damals Simon für die Tagesblätter mehrere rein sachlich gehaltene Darstellungen jener Zustände und forderte in ruhiger maßvoller Sprache die Behörden zu durchgreifenden Maßregeln auf.

Diese Aufsätze wurden ihm von der Censur gestrichen. Er wendete sich, wie er das bei jedem non imprimatur zu thun pflegte, an das Ober-Censur-Kollegium. Dasselbe antwortete, es habe bei dem Beschlusse des Censors zu verbleiben, und zwar — wie eines der Erkenntnisse besagt: „weil die betreffenden Mittheilungen geeignet seien, Aufregung im Volke hervorzubringen." Simon beruhigte sich dabei nicht, sondern nahm seine Zuflucht zu einer außerpreußischen Verlagshandlung, — und so erschienen — freilich erst im Anfang des Jahres 1848 — jene Mittheilungen (anonym) bei Robert Blum in Leipzig unter dem Titel:

„Die oberschlesische Hungerpest. Mit amtlichen Zahlen. Eine Frage an die preußische Regierung."

Diese Flugschrift machte um deswillen Aufsehen, weil sie nicht nur den Nothstand rückhaltlos aufdeckte*), sondern zugleich die

---

*) Der Schrift Simons ist eine „im landräthlichen Bureau des Kreises Pleß angefertigte" Uebersicht der vom 1. Januar bis ultimo Dezember 1847 im Pleßer Kreise Gestorbenen angehängt. Wir entnehmen aus dieser Tabelle Folgendes:

politische Seite der Sache hervorhob, indem sie die verderbliche Wirkung des Büreaukratismus, das unheilvolle Treiben jener „Schreiberkaste“ beleuchtete, von welcher schon der Minister v. Stein sagte: „auch für sie werde der Tag von Jena anbrechen.“

Inzwischen hatte der nicht mehr zu überhörende Nothschrei Oberschlesiens sich Bahn gebrochen. Privatpersonen aus Breslau, Männer der freisinnigen Partei*) nahmen sich thatkräftig der Unglücklichen an und nöthigten theils durch das eigene Beispiel, theils durch dringende Vorstellungen die Behörden, ihre Schuldigkeit zu thun. Erst in der zweiten Hälfte des Februar 1848 schickte sich die Regierung an, dem Elend Abhülfe zu leisten, — und zwar unmittelbar dirigirt von den königl. Ministerien zu Berlin oder richtiger vom Könige selbst. Friedrich Wilhelm IV. hatte nämlich in jenen Tagen in mehreren Privat-Audienzen einen ungeschminkten Bericht der oberschlesischen Zustände entgegengenommen, der ihm von Max Simon, dem damaligen Direktor des Fürstenthums Pleß, erstattet worden. Die in nackter Wahrheit dem Könige dargestellten Thatsachen schlossen eine schreiende Anklage der obersten königlichen Verwaltungs-Behörden in sich, an deren Spitze damals für die Provinz Schlesien der Ober-Präsident v. Wedell, für die Monarchie der Minister des Innern, v. Bodelschwingh, stand.

Der König ward aufs Tiefste ergriffen durch jene Darlegung, die sich, inspirirt vom Moment, noch weiter erstreckte als auf ihren

---

Seelenzahl sämmtlicher Parochien des Kreises Pleß	69,259;
es starben im Jahre 1846 daselbst	2399;
„ „ „ „ 1847 „	6877;
(also 4478 mehr als im Jahre 1846);	
darunter starben vor Hunger	907;
(Procent zur Bevölkerung: 10 im Durchschnitt!)	

*) Die Breslauer Aerzte, Professor Dr. Kuh, Borchard und Neumann waren die Ersten, welche Hülfe bringend auf die Stätte des Jammers eilten. Die beiden Ersten wurden, nachdem sie nach Kräften dort gewirkt, selbst vom Typhus befallen und erwachten erst zum Bewußtsein aus tiefen Krankheitsdilirien, nachdem die Märztage neue politische Zustände geschaffen. Dr. Borchard ist, beiläufig erwähnt, derselbe, welcher im Jahre 1849 in Folge eines politischen Prozesses von den Verwaltungsbehörden für „unfähig zur Ausübung der ärztlichen Praxis“ erklärt wurde. Er schuf sich, nach überstandener längerer Festungshaft, in der Fremde mit Frau und Kindern eine neue Heimath und ist heut einer der angesehensten Aerzte Manchesters.

unmittelbaren Gegenstand. Daß dieselbe nicht ungnädig aufgenommen wurde, bewies, abgesehen von der Milde und Ergriffenheit des Königs, schon der Umstand, daß trotz der Erledigung des ursprünglichen Gegenstandes noch am anderen Tage eine weitere Audienz zu allgemeinen Auseinandersetzungen gewährt wurde. Diese fand jedoch einen unerwarteten verhängnißvollen Schluß. Es fiel das königliche Wort:

„Und wissen Sie, wohin Ihre Prinzipien uns führen? Dahin, wohin heut Frankreich gebracht ist, zur Revolution!" Er begegnete einem staunenden Blick. „Wie! Sie wissen nicht? so lesen Sie!"

Der König wies auf mehrere Papiere, die neben ihm auf dem Tische lagen. Es waren die ersten Nachrichten über die Februar-Revolution, die unmittelbar vor jener letzten Audienz dem Könige zugegangen und noch nicht in's Publikum gedrungen waren.

XIII.

Die Märztage von 1848. — Breslauer März-Deputation.

In keiner der acht preußischen Provinzen dürfte die Nachricht der französischen Februar-Revolution so erregte Gemüther vorgefunden haben, wie in der Provinz Schlesien. Abgesehen von anderen Umständen hatte die früher erwähnte Landeskalamität*) naturgemäß die Nächststehenden am tiefsten getroffen. Und so empfand man's auch in Schlesien doppelt, inmitten einer sturmbewegten Zeit den ständischen Ausschuß in Berlin ruhig und sorglos forttagen zu sehen. Die Herren beriethen den neuen Strafgesetz-Entwurf, der vom Volke schon deshalb verurtheilt wurde, weil er auf politische Vergehen entehrende Strafen setzte. Erst am 6. März 1848 wurde der Ausschuß, und zwar

*) Siehe den Schluß des 12. Kapitels.

ohne irgend ein Zugeständniß von Seiten der Regierung, — entlassen.

An demselben 6. März sollte die erste Volksversammlung in Breslau abgehalten werden. Sie wurde verboten, der Versammlungsplatz von Militär besetzt. In Folge dessen steigerte sich die Aufregung. Es kam zu Reibungen mit der bewaffneten Macht. Die Gemüther zu beruhigen, ward eine außerordentliche Stadtverordneten-Versammlung zusammenberufen. Man beschloß in derselben, im Einverständniß mit dem Magistrat, eine Deputation an den König zu senden, Preßfreiheit und sofortige Berufung des Vereinigten Landtages zu fordern. Dies befriedigte jedoch weder die dicht gedrängten Zuhörer noch das draußen erwartungsvoll harrende Volk. Als darauf der Stadtverordnete Tschocke weitergehende Anträge stellen wollte, erhob sich in der Versammlung, dann auf den Zuhörerbänken heftiger Tumult. Die Sitzung wurde geschlossen und nur mit Mühe ein Zusammenstoß des Militärs und der Bevölkerung vermieden.

Zwei Tage später, am 8. März, ward in geheimer Sitzung des Magistrats und der Stadtverordneten beschlossen, eine Deputation, bestehend aus dem Oberbürgermeister Pinder und dem Stadtverordneten-Vorsteher Gräff, mit einer weitergehenden, der Volksstimmung und den Zeitereignissen besser entsprechenden Petition an den König zu senden. Am 13. März kehrte die Deputation von Berlin zurück mit der königlichen Genehmigung zur Organisation einer — „unbewaffneten" Bürgergarde und mit anderen halben Zugeständnissen, die Niemand zufrieden stellten. Von jetzt ab brachte jeder Tag neue Koncessionen, — aber zu spät. Das Volk war den königlichen Verheißungen vorangeeilt.

Nur einem seltenen Zusammentreffen günstiger Umstände ist es zu danken, daß die Stadt Breslau in jenen Tagen vor einer blutigen Revolution bewahrt blieb. Die Bürgerwehr war sofort organisirt worden, ihr und einem Freikorps von mehreren hundert Arbeitern, Studenten und anderen jungen Leuten ward die Ueberwachung der Stadt anvertraut. Der Gouverneur, Graf Brandenburg, zog mit staatskluger Mäßigung das Militär zurück und öffnete das Zeughaus zur Bürgerbewaffnung. Vor Allem wirkte aber die Einsicht und Energie der freisinnigen Parteiführer und das unbedingte Vertrauen des Volkes zu ihnen.

Am 19. März kamen die ersten Nachrichten von dem Stra-

ßenkampf in Berlin. Die Spannung war fieberhaft; die Haltung der Bevölkerung wurde von Stunde zu Stunde drohender. Volksmassen umstanden das Rathhaus, durchströmten die Straßen. Die Behörden erwiesen sich ohnmächtig. Der Oberpräsident der Provinz, v. Wedell, verließ auf Verlangen der Bevölkerung die Stadt; der Polizei-Präsident Heinke legte sein Amt nieder, andere dem Volke mißliebige Beamte flohen oder verbargen sich. Auch Magistrat und Stadtverordnete hatten ihren Einfluß verloren. Die Namen der verhaßten Minister, der Name Metternichs, den man auf der Flucht von Wien in Breslau verborgen wähnte, wurden an die Schandsäule geschlagen. Tag und Nacht war die Bürgerwehr auf den Füßen. Eine Schreckensnachricht jagte die andere. Bald fürchteten die Volksmassen Verrath aus Rußland: es hieß, russische Regimenter hätten die Grenze überschritten; bald hielten sie sich bereit die Eisenbahnschienen zu zerstören: es hieß, schlesisches Militär solle der Berliner Besatzung zu Hülfe eilen. Die Rufe: „Abdankung des Königs!“ „Republik!“ wurden erst vereinzelt, dann immer häufiger gehört. Zagend sah man dem kommenden Tage entgegen. Er brachte ausführliche Berichte über das Blutbad in Berlin, zugleich aber die Nachricht von der Entlassung der Minister und die königliche Proklamation, die eine constitutionelle Verfassung versprach.

Am Morgen desselben Tages, noch vor Ankunft des Berliner Bahnzugs, fand bei Gräff eine Versammlung der hervorragendsten Parteiführer und sonstiger angesehener Einwohner Breslaus statt. Auch da hörte man die Forderung: „Abdanken! Republik!“ Ja, der „Landeshauptmann für Schlesien“ wurde schon genannt. Von anderer Seite wurde dagegen ein Sicherheits-Ausschuß vorgeschlagen, und dieser Vorschlag fand zuletzt allgemeine Billigung.

Der „Sicherheits-Ausschuß,“ die sog. provisorische Regierung, wurde denn auch selben Tages gewählt: Vorsitzender desselben war der zeitherige Oberbürgermeister Pinder (bald darauf zum Oberpräsidenten der Provinz ernannt); die Mitglieder: Heinrich Simon, Abegg, Reg.-Rath Kuh (von Anfang April bis November Breslauer Polizeichef), Dr. Stein, Graf Eduard Reichenbach, Kaufmann Laßwitz u. A.

Das Volk, die städtischen Behörden und was von königlichen Behörden noch in Breslau vorhanden, respektirten die Beschlüsse dieser Kommission, die permanent auf dem Rathhause tagte.

Sie blieb während der gefährlichsten Tage in Funktion und löste sich dann selbst auf.

Eine der ersten Handlungen des Sicherheits-Ausschusses war die Absendung einer Deputation an den König. Dieselbe bestand aus den Stadtverordneten Kopisch, Hipauf, Schreiber, Linderer, Siebig, Tschocke, den Stadträthen Becker und Theiner, Rittergutsbesitzer v. Weigelt, Kaufmann Laßwitz, Dr. Stein, Präsident Abegg und Heinrich Simon.

Unter den zahlreichen Deputationen, die damals aus allen Provinzen der Monarchie die Wünsche des Volkes vor den Thron brachten, unterschied sich die Breslauer März-Deputation von vorn herein durch Eins, sie forderte: „Urwahlen“ als Fundament des neuzugestaltenden Staatswesens. Heinrich Simon und Stein waren es, die zuerst dies Schlagwort ausgesprochen, — eine Forderung, anfangs von Wenigen verstanden, deren Bedeutsamkeit aber bald allgemein einleuchtete: das Volk wollte sich selbst seine Verfassung geben!

Der Vorsitzende des Sicherheits-Ausschusses, Oberbürgermeister Pinder, hatte das dem Könige zu überreichende Schreiben verfaßt. Er las es vor. „Vom Allgemeinen Landtage wollen Sie die Constitution ausarbeiten lassen?!“ rief Simon. — „„Aber mein Gott! von Wem anders?!““ — „Von den aus dem gesammten Volke frei gewählten Vertretern!“ war Simons Antwort. Dies entschied, und „Urwahlen!“ war fortan das Losungswort der Breslauer Demokratie. —

Am andern Morgen sollte die Deputation nach Berlin gehen. Draußen harrte das Volk zu Tausenden; bis auf die Rathhaustreppe stand die Menge Kopf an Kopf gedrängt. Von Zeit zu Zeit kamen Rapporte von allen Enden der Stadt, von Zeit zu Zeit wurden Seitens des Sicherheits-Ausschusses die nothwendigen Befehle ertheilt. Dazwischen beruhigende Ansprachen beliebter Führer, bei welcher Gelegenheit namentlich Abegg sich als tüchtiger Volksredner bewies. Er sprach überzeugt und überzeugend, ruhig, mild und doch zugleich mit kraftvoller Autorität. Der Ruf: „Republik!“ ertönte auf's Neue. Mit der Antwort: „Urwahlen!“ wurde ihm begegnet.

Eine neue Petition an den König wird entworfen. Das erste beste Blatt Papier in der Eile dazu benutzt. Die allgemein gestellten Forderungen: Preßfreiheit, freies Associationsrecht, Geschwornen-Gericht u. s. w. begannen, „Urwahlen“ schlossen die Petition.

Nur wenn sämmtliche Wünsche sofort erfüllt würden, verbürgte sich der Sicherheits-Ausschuß, für die Ruhe der Stadt einstehen zu können.

Dienstag, am 21. März, früh sieben Uhr reiste die Deputation ab.

In Liegnitz, in allen Städten, in denen der Zug anhält, heißt's: „Wir schließen uns Euren Forderungen an!" Abends $9^1/_2$ Uhr in Berlin angelangt, begiebt sich die Deputation sofort ins königliche Schloß. Sie wünscht dem König gemeldet zu werden; aber Preußen ist über Nacht ein „constitutioneller" Staat geworden: der Wunsch kann nur durch den Premierminister, Grafen Arnim, vermittelt werden.

Die Deputation überreicht dem Minister die Forderungen des Sicherheitsausschusses. Er liest, und sagt sichtlich überrascht: „Aber, meine Herren, Sie fordern Unmögliches. Sie gehen ja weiter als selbst die Rheinprovinz. Seine Majestät hat in einer eben erlassenen Proklamation gewährt, was nur irgend gegeben werden kann."

Die Deputation beharrt bei ihren Forderungen; deren sofortige Gewährung allein könne Breslau, Schlesien beruhigen. Abegg schildert mit beredten Worten, wie sie Breslau im völligen Insurrektionszustand verlassen; die königlichen Behörden seien theils geflohen theils außer Thätigkeit, Magistrat und Stadtverordnete ohnmächtig; — der Sicherheitsausschuß, die einzig dort noch respektirte Behörde, habe mit dem Volke durch Entsendung der Deputation einen Kompromiß geschlossen. „Der Thron schwankte," so endet er seine Rede, — „wir stützten ihn durch das Versprechen, mit dem **allgemeinen Stimmrechte** heimzukehren."

Darauf gab Stadtverordnete Kopisch Details über die Breslauer Zustände; Simon brachte die Forderungen des Volks einzeln zur Geltung.

Die Debatte dauerte zwei Stunden. Der Schwerpunkt betraf die Urwahlen. Das anfangs „Unmöglichscheinende" wurde ins Auge gefaßt. Die Frage: ob direkte Wahlen, ob indirekte, ob geheime, ob öffentliche Abstimmung? wurde behandelt. Die Deputation, nicht weiter autorisirt, stellte als Grundbedingung auf, daß das zu erlassende Wahlgesetz „die Interessen aller Staatsbürger in gleichem Maße zu wahren habe."

Schließlich meinte der Premier, er sehe dennoch die Möglichkeit nicht ab, schon dem am 2. April zusammentretenden Landtage eine derartige Proposition vorzulegen.

Graf Arnim hatte — nach Simons Ansicht — bei dieser ganzen Verhandlung eine vollkommen diplomatische Staatsklugheit bewährt. Nur einmal entschlüpfte ihm die Aeußerung: „Sie glauben nicht, was Alles dem Könige in den letzten Tagen gerathen worden! Flucht aus Berlin! und“ — — (eine Pause) — „aber ich habe darauf bestanden, er dürfe Berlin nicht verlassen!“ Im Laufe der Debatte hatte der Graf seinen politischen Standpunkt ausführlich erörtert und dabei auf die Worte Gewicht gelegt: „Der wahre Staatsmann müsse den Anforderungen einer bewegten Zeit immer um einen Schritt vorangehen.“

Auf die Bemerkung der Deputation, daß ihr Auftrag an den König selbst gehe, antwortete der Minister: „Es ist Mitternacht, der König schläft; er hat drei Tage und drei Nächte nicht geschlafen! Doch wenn die Herren wünschen, will ich ihn wecken lassen. . . . . .“

Die Audienz wurde auf den nächsten Morgen 10 Uhr angesetzt.

Als am folgenden Tage (22. März) um 8 Uhr Morgens die inzwischen aus Liegnitz angekommene Deputation mit der Breslauer eine gemeinsame Berathung hielt, erklärte Simon: „Wir müssen vor Allem darauf bestehen, daß der Vereinigte Landtag gar nicht mehr zusammentritt, daß der König das Wahlgesetz sofort erläßt, und schleunigst Urwahlen eingeleitet werden.“

Mit diesem Entschluß gingen beide Deputationen zur Audienz.

Der König, von den Ministern und einigen hohen Militärs in Civilkleidung umgeben, saß nachlässig auf einem Sessel, überwacht, bleich; die Augen eingesunken, die Gestalt wie zusammengefallen. Ein erschütternder Anblick, das volle Bild der Verfallenheit. Graf Arnim stellte die Deputirten vor. Des Königs Gesicht blieb regungslos.

Der Verabredung gemäß ergriff Präsident Abegg zuerst das Wort zur Schilderung der breslauer und schlesischen Zustände. Er sprach tief ergreifend! Des Königs Gesicht blieb unverändert. Nur bei der Erwähnung, daß Graf Reichenbach *) wesentlich dazu

---

*) Graf Eduard Reichenbach gehörte seit Anfang der vierziger Jahre zur freisinnigen Partei und war bei Hofe und seinen Standesgenossen besonders mißliebig.

beigetragen, die Ruhe der Stadt Breslau zu erhalten, trat eine Bewegung in des Königs Züge. Abegg schloß seine Rede mit der Auseinandersetzung dessen, was jetzt Noth thue, vor Allem: „unter Beseitigung des Vereinigten Landtags die schleunige Einleitung von Urwahlen nach sofortigem Erlaß eines volksthümlichen Wahlgesetzes."

Sodann sprach Kopisch*). Er gab Details aus den letzten Breslauer Tagen. Ungeschminkt, in einfacher Weise berichtete er über die bedeutungsreichsten Vorgänge. Zuweilen versagte ihm die Stimme vor Rührung. Thränen rollten ihm über die Wangen. Die Sprache des schlichten warmherzigen Mannes machte einen sichtlichen Eindruck auf den König —

Nun nahm der König das Wort, anfangs bewegt, dann mit dem sichtlichen Bestreben, die Audienz zu schließen. Er dankte den Deputirten, daß auch sie beigetragen, die Ruhe in Schlesien aufrecht zu erhalten; ermahnte zum Zusammenhalten, da Einigung in Preußen, in ganz Deutschland jetzt mehr Noth als je. Deshalb habe er sich an die Spitze der deutschen Bewegung gestellt; man solle sich um ihn schaaren. Im Westen bedrohe der Feind die Grenzen. Er habe seinem Volke bereits eine Verfassung auf breitester Grundlage verheißen in seiner Proklamation vom 19. März. Er habe den Vereinigten Landtag zum 2. April einberufen, habe auch die Wünsche der Deputation erfüllt u. s. w. Nach und nach war des Königs Stimme monoton geworden. Bei den folgenden Worten aber erhob er sie, und der Ton erhielt eine gewisse Herbigkeit: „Das Alles that ich aus eigenem freien Entschluß! merken Sie sich das, meine Herren! Ich that es freiwillig!" Im Uebrigen verwies er sie an seine „constitutionellen" Minister und wollte gehen.

Da trat Simon vor. Er sagte ungefähr Folgendes: „Die Lage der Sache hat sich geändert, was gestern genügt hätte, genügt nicht heute. Die jetzige Zeit erfordert große Maßnahmen. In Tagen, wo man sich nur mit Anstrengung aller Kräfte über dem

---

*) Kaufmann, Bruder des Dichters. „Der Mann hat ein großes Herz!" sagte Simon noch in der Erinnerung an jenen Augenblick tief ergriffen.

Strom erhalten kann, dürfen die Rücksichten auf ein bloß formelles Recht nicht Statt haben; sie werden dann zum Unrecht. Mag immerhin der Vereinigte Landtag zur Zeit noch als das gesetzliche Organ des Landes zu betrachten sein; aber er wurzelt nicht im Volk, und das Volk wendet sich mit Mißtrauen von ihm. Majestät! Schmälern Sie nicht Ihre neueste Verheißung, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen. Es wäre ein innerer Widerspruch, dem Vereinigten Landtage die Berathung eines Gesetzes in die Hand zu geben, welches über die Zukunft unseres Staatslebens entscheiden soll. Möge Ew. Majestät nicht anstehen, aus eigener Macht sofort ein Gesetz zu verkünden, das die Urwähler zur Wahl der Abgeordneten einer National-Versammlung zusammenberuft."

Der König erwiderte noch einige Worte über den allgemein ausgesprochenen Wunsch des Landes, den Vereinigten Landtag zu berufen, und verwies in Bezug auf diese weitere Frage abermals an sein „verantwortliches" Ministerium. Die Audienz war geschlossen; sie hatte eine Stunde gedauert.

Nun traten die Deputationen mit dem Ministerium zusammen. Von diesem wurde ihnen die bereits ausgefertigte Kabinets-Ordre übergeben, in der alle ihre Wünsche erfüllt waren, einschließlich der Urwahlen. Das Wahlgesetz sollte dem Vereinigten Landtag sofort nach seinem Zusammentritt zur Begutachtung vorgelegt werden. Der auf diese Weise zu bildenden Volksvertretung blieb die weitere gesetzliche Thätigkeit vorbehalten.

Ueber die neue Frage nun, ob der Landtag überhaupt noch zusammenzutreten habe, entspann sich zwischen Ministerium und Deputation eine mehr als dreistündige Debatte. Von einer Seite leitete sie Graf Arnim, von der anderen ausschließlich Simon und Abegg. Scheinbar galt es eine unwesentliche Frage. Denn das Ministerium wußte so gut wie die Deputirten, daß der Vereinigte Landtag nur noch in der Luft schwebte, daß er bei seinen Entschließungen sich lediglich von der Zeitströmung werde treiben lassen. So konnte Graf Arnim allerdings mit Grund zu Simon sagen: „Bleiben Sie einige Tage hier, arbeiten Sie den Entwurf zum Wahlgesetze aus, ich stehe dafür, daß er angenommen wird." Und Simon konnte dies, unbeschadet der Sache, ablehnen.

Aber es galt in diesem Moment eine Prinzipienfrage: Anerkennung der Revolution, oder Anbahnen der

Reaktion! Und da hieß es bei Letzterer: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!“

Die anwesenden Minister Graf Schwerin, Heinrich v. Arnim, schienen der Frage gegenüber eine unentschiedene Stellung einzunehmen. Kühne (interimistisch das Finanz-Ministerium verwaltend) streute hier und da Argumente rein büreaukratischer Natur ein. Kriegsminister v. Rohr zeigte sein Mißfallen über die neue Anforderung durch Kopfschütteln. Bornemann schien ihr geneigt. Graf Arnim aber — und vielleicht er allein unter seinen Kollegen — war sich seines Zieles wohl bewußt. Er that jenen Schritt voraus, den er Abends vorher als des wahren Staatsmannes würdig bezeichnet, aber er that ihn der Reaktion zu. Um dies gefahrlos thun zu können, stellte er sich als verantwortlicher Minister auf den Boden der „Gesetzlichkeit“.

Simon dagegen betrachtete dieses künstliche sogenannte Festhalten des Bodens der Gesetzlichkeit, der ja längst — auch von der Regierung — verlassen war, als Unwahrheit und bloßen Vorwand. Das gab denn eine seltsame Situation.

Der „constitutionelle Minister“ staunt, daß die Deputationen heut auf etwas bestehen, was gestern nicht gefordert worden, was „ungesetzlich“ sei. Die Forderung erfüllen, wäre Absolutie. „Und gerade Sie“ — sich zu Simon wendend — „können doch am Wenigsten den Boden des Gesetzes verlassen wollen, der Sie immer für Gesetzlichkeit eingetreten, der Sie noch im vorigen Jahre bei Erlaß des Patents vom 3. Februar — der Regierung den bitteren Vorwurf machten, daß sie den Weg des Gesetzes nicht inne gehalten habe.“ „Darauf habe ich zu erwidern“ — war die Antwort —, „daß damals, mitten im Frieden, der König das längst Verheißene, längst mit Sehnsucht Erwartete zu erfüllen hatte. Hätte er es gethan, so ständen wir wahrscheinlich nicht inmitten der jetzigen Katastrophe. Heut aber — nach einer Revolution — verhält es sich anders. Heut wird Niemand die Wohlthaten, die der König geben will und die das Volk fordert, Absolutie nennen. Von demselben Standpunkt, von dem aus Sie den Erlaß eines Wahlgesetzes ohne Landtag für ungesetzlich erklären, müssen alle bisherigen Zugeständnisse des Königs ungesetzlich genannt werden. Geben Sie nicht halb, das säete bisher Mißtrauen und hat die Regierung gestürzt. Stellen Sie sich auf einen höhern Standpunkt, um den das deutsche Volk sich schaaren kann!“

Graf Arnims Antwort — ob sarkastisch, ob diplomatisch — lautete: „Ich gebe zu, daß Sie die größeren Staatsmänner sind, aber erkläre, daß ich meine Dimission einreiche, wenn der König Ihren Wunsch erfüllt.“ „Und ich auch! — ich auch!“ riefen Graf Schwerin, der Kriegsminister und die Andern.

Die Debatte wurde zeitweise sehr heftig. Man verhandelte anfänglich in der Nähe der königlichen Gemächer, zog sich dann wegen jenes Grundes in einen entfernteren Saal zurück. Und während dieser seltsamen Situation, in welcher der Volksmann den Vorwurf auf sich lud, den König wieder zum absoluten Herrscher machen zu wollen, — und das zarte Gewissen des neugebackenen „constitutionellen“ Ministers sich gegen jenes Ansinnen sträubte, — ordnete sich in den Straßen Berlins, unter den Fenstern des königlichen Schlosses, in düsterer großartiger Feierlichkeit der Trauerzug, welcher die in der Revolution gefallenen Volkskämpfer zur Ruhe geleitete.

Endlich zogen sich die Minister zurück, um mit dem Könige zu berathen. Als sie nach längerer Zeit zurückkehrten, hatte die Kabinetsordre den wichtigen Zusatz erhalten: „Daß der König bei Einberufung des Vereinigten Landtages glaube den allgemeinen Wunsch des Landes zu erfüllen, und daher für jetzt auf den Antrag der Deputationen nicht eingehen könne.“ Dieser Zusatz genügte jedoch Letzteren nicht. Erst eine dritte Fassung der Kabinetsordre, die in Folge nochmaliger heftiger Debatte, nach nochmaliger Rücksprache der Minister mit dem Könige statt fand, entsprach annähernd ihren Wünschen, da nunmehr die Berücksichtigung eines etwanigen Protestes des Landes gegen Einberufung des Landtages in Aussicht gestellt war. — Gegen vier Uhr verließen die Deputationen das Schloß. Der Telegraph meldete die gewonnenen Resultate sofort nach Breslau. Mit dem Nachtzug kehrten die Deputirten nach Breslau zurück, nachdem es ihnen gelungen, noch in Berlin die königliche Kabinets-Ordre, mit einer an die städtischen Behörden Breslaus gerichteten, von Simon redigirten Zuschrift, in zahlreichen Exemplaren drucken zu lassen.

Breslau empfing am 23. März, Mittags zwölf Uhr, seine Deputirten am Bahnhofe und geleitete sie mit einem seiner großartigsten improvisirten Volkszüge aufs Rathhaus.

Die heimgebrachte Kabinets-Ordre und die Zuschrift der Deputation lauteten:

„An die städtischen Behörden von Breslau."

„Die zur Verhandlung über die Anträge der Sicherheits Kommission der Stadt Breslau nach Berlin gesendete Deputation, welcher sich in Berlin eine Deputation der Stadt Liegnitz angeschlossen, überreicht hiermit, als Resultat ihrer Unterhandlungen, das von Sr. Majestät dem Könige und dem verantwortlichen Ministerium gezeichnete, hier angeschlossene Programm über das künftige Verhältniß zwischen der Krone und dem Volke.

„Die Deputation hat dem Könige und den Ministern gegenüber ihre Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß bei dem Andrange der Ereignisse das im angeschlossenen Programme gedachte Wahlgesetz sofort zu emaniren und nicht zuvor dem Vereinigten Landtage vorzulegen sei, der bei der neuen Ordnung der Dinge unmöglich erscheint.

„Die Deputation hofft, daß die bedeutenderen Kommunen des Staates ihre Stimmen in dieser Beziehung sofort abgeben werden, indem es hiervon abhängt, ob das auf Urwahlen gegründete Wahlgesetz dem Vereinigten Landtage vorzulegen oder nicht."

Berlin, den 22. März 1848.

Die Deputation der Stadt Breslau.
(Namen.)"

An die Deputirten der Städte Breslau und Liegnitz.

„Nachdem Ich eine constitutionelle Verfassung auf den breitesten Grundlagen verheißen habe, ist es Mein Wille, ein volksthümliches Wahlgesetz zu erlassen, welches eine auf Urwahlen gegründete, alle Interessen des Volkes, ohne Unterschied der religiösen Glaubensbekenntnisse, umfassende Vertretung herbeizuführen geeignet ist, und dieses Gesetz vorher dem Vereinigten Landtage zur Begutachtung vorzulegen, dessen schleunige Berufung Ich nach allen bisher Mir zugegangenen Anträgen, für den allgemeinen Wunsch des Landes halten muß. Diesem bisher kund gegebenen Wunsche des Landes würde Ich entschieden zuwiderhandeln, wenn Ich nach Ihrem Antrage das neue Wahlgesetz ohne ständischen Beirath erlassen wollte.

„Sie werden daher, wie Ich zu Ihrer Loyalität vertraue, sich selbst überzeugen und Ihre Committenten davon zu überzeugen wissen, daß Ich auf Ihren gedachten Antrag für jetzt, **und so lange nicht der allgemeine Wunsch des Landes sich dem Ihrigen anschließt,** nicht eingehen kann*).

„Der auf jene Weise zu bildenden neuen Vertretung Meines Volkes werden dann auch, Meinen bereits kund gegebenen Entschließungen entsprechend, Vorschläge über folgende Punkte vorgelegt werden:

1) über Sicherstellung der persönlichen Freiheit;
2) über freies Vereinigungs- und Versammlungsrecht;
3) über eine allgemeine Bürger-Wehr-Verfassung mit freier Wahl der Führer;
4) über die Verantwortlichkeit der Minister;
5) über die Einführung von Schwur-Gerichten für Strafsachen, namentlich für alle politischen und Preßvergehen;
6) über die Unabhängigkeit des Richterstandes;
7) über die Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes, der Patrimonial-Gerichtsbarkeit und der Dominial-Polizei-Gewalt.

„Außerdem werde Ich demnächst das stehende Heer auf die neue Verfassung vereidigen lassen."

Berlin, den 22. März 1848.

Friedrich Wilhelm."

Gr. Arnim. Rohr. Gr. Schwerin. Arnim. Kühne.

Das Weitere in dieser Angelegenheit ist bekannt: die zahlreichen Proteste, namentlich aus Schlesien, gegen den Zusammentritt des Landtages, die dennoch getheilten Stimmen in der Monarchie, die Marionetten-Figur des Vereinigten Landtags, dem noch in der königlichen Proklamation vom 21. März die Aktion in der deutschen Frage zugedacht war ꝛc.

Immerhin hatte die Regierung Zeit gewonnen; der weit bis in den Mai hinausgeschobene Zusammentritt des Reichsparlaments in Frankfurt a. M. war eine Folge des verzögerten Erlasses des preußischen Wahlgesetzes.

*) Der erste Zusatz, den die Kabinets-Ordre erfahren, ist mit vergrößerter, der zweite Zusatz mit doppelt vergrößerter Schrift gedruckt.

XIV.

Vorparlament und Fünfziger-Ausschuß. — Das deutsche Parlament. — Reichsregentschaft. — Uebertritt auf Schweizerboden.

Bei der Rückkehr von Berlin, am 23. März 1848, fand Simon folgendes Schreiben vor:

Heidelberg, 12. März 1848.

Verehrter deutscher Mann!

„Aus der Bekanntmachung des unterzeichneten Komités werden Sie ersehen haben, daß dasselbe sämmtliche Deputirten der verschiedenen Kammern Deutschlands und jene, welche früher Deputirten waren, sodann die Bürgermeister, so wie die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers der freien Städte eingeladen hat, sich am 30. März zu Frankfurt a. M. einfinden zu wollen, um am 31. März der ersten Versammlung und Berathung über die Gründung einer Volksvertretung, Volks-Parlament, bei dem deutschen Bunde beiwohnen zu können.

„Das Komité ist aber auch beauftragt, andere ihm bekannte ausgezeichnete, freisinnige Männer zu dieser Versammlung einzuladen, und stellt daher an Sie, verehrter deutscher Mann! das Ersuchen, jener Versammlung in Frankfurt a. M. beiwohnen zu wollen.“

Das Komité.

Binding I. (für Frankfurt a. M.). Gagern (für Darmstadt). Römer (für Würtemberg). Stettmann (für Preußen). Welcker (für Baden). Itzstein (für Baden). Willich der Aelt. (für Bayern).

Unterm 26. März 1848 schreibt Simon an Immermann: „Gott grüße Sie im freien Vaterlande, mein lieber Immermann! Ich würde mich jetzt mit vollster Ruhe jeden Moment zum Sterben niederlegen. Die Ideen, in denen ich gelebt, und für die ich gekämpft — sie treten ins Leben über das kühnste Hoffen hinaus. Ich habe das unendliche Glück gehabt, auch unmittelbar dafür

in Berlin wirken zu können und fühle mich ganz beschämt, daß mir so viel geworden.

„Ich bin zu der vorbereitenden deutschen Reichsversammlung nach Frankfurt a. M. geladen und habe einige Blanquets zu Einladungen tüchtiger Volksmänner erhalten. Eins derselben folgt anbei, und ersuche ich Sie, sich am 28sten Abends in Leipzig einzufinden, an welchem Tage ich dort ankomme. Erkundigen Sie sich nach meiner Wohnung bei Robert Blum. Urlaub ist mit Leichtigkeit zu erlangen. — Beiläufig, das Vorhaben ist auch für den Beamten völlig loyal, da der König in derselben Richtung geht, und Sie werden Momente für's ganze Leben dort gewinnen, — die bedeutendsten deutschen Männer dort sehen.

„Ich rechne auf Sie.“

Heinrich Simon.

Anderen Tages reiste Simon nach Frankfurt a. M. ab. Er glaubte — in vierzehn Tagen wieder daheim zu sein! —

Der gewichtige Antheil, den Heinrich Simon als Mitglied des Vorparlaments, des Fünfziger-Ausschusses und der deutschen Reichsversammlung an den politischen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 hatte, geht aus den Briefen und Reden hervor, die wir hier folgen lassen.

An Gustav Simon in Breslau.

Frankfurt am Main, 11. April 1848.

„Ermüdet von des Tages Last und Arbeit finde ich Deinen Brief mit der Nachricht über die Aeußerungen, die ...... in Eurer Klubsitzung über mich und Abegg gethan. Die folgenden Mittheilungen werden Dich in den Stand setzen, den Klub über die wahre Sachlage aufzuklären.

„Ich muß kurz sein, da ich eben, Abends zehn Uhr, nach Hause komme und morgen acht Uhr auf's Bureau muß. Ueberhaupt verfluche ich meine zeitige Stellung*); sie ist die undankbarste von der

*) Er war zum Sekretär sowohl bei dem Vorparlament als bei dem Fünfziger-Ausschuß gewählt worden.

Welt. Sowohl bei dem Vorparlamente als bei den jetzigen Sitzungen bin ich neben Allem, was jeden Anderen trifft, von Morgens bis in die Nacht mit diesen Teufels-Schreibereien, Anordnungen, Auskunftgeben 2c. beschäftiget — Nichts war vorbereitet, — und ich bin im Wortsinne in den ersten acht Tagen Morgens acht Uhr ausgegangen und kein Mal vor dem andern Morgen ein, zwei Uhr nach Haus gekommen, so daß mich nur die ungeheure Aufregung aufrecht erhalten. All diese Bemühungen sind recht verdienstlich, aber nach außen sehr undankbar; denn sie ziehen von der Hauptsache nothwendig ab, wenn man nicht geistige Riesenkräfte hat, und zum Ueberfluß macht man's dem Zehnten nicht recht. Doch zur Sache, d. h. einige Mittheilungen über mein Verhalten bei dem Vorparlament.

„Bei meinem Wirken leitete mich ein Gesichtspunkt, den ich nicht einen Moment aus den Augen verloren: unter allen Umständen und mit Beseitigung aller Hindernisse, kämen sie von Ultra's der einen oder anderen Seite, die baldigste Zusammenberufung einer wahrhaften constituirenden deutschen National-Versammlung zu sichern. Das war der ausschließliche Zweck des Vorparlaments. — Das Volk, das wirkliche Volk allein, nicht jene bunt komponirte Versammlung, hat das Recht niederzureißen und aufzubauen.

„Vor diesem großen Ziele mußte nach meinem Dafürhalten jede Parteirücksicht schwinden. Ich habe viele der Exaltirten beschworen, nicht durch unzeitiges Austreten aus jener Versammlung das Wohl des Vaterlandes und nebenbei ihre Partei zu ruiniren. Dessenungeachtet haben sie, fast absichtlich, einen Bruch herbeigeführt, der das Vaterland in die drohendsten Gefahren stürzen konnte. Es ist über diesen Schritt hier nur eine Stimme gewesen, und sehr charakteristisch war die Art, wie sofort das anwesende Publikum — vielleicht dreitausend Personen — die Sache aufnahm. Es erscholl sofort mehrseitig der Ruf: „Man erkläre sie für Vaterlands-Verräther!"

„Nachdem jene Partei — Hecker und Struve an der Spitze — sich entfernt hatte, wurde die „Souverainetät des Volkes" in Hinblick auf die kommende deutsche National-Versammlung ausgesprochen, — ein Beschluß, der genügend zeigte, wer die Rückbleibenden gewesen.

„Was die beiden namentlichen Abstimmungen betrifft, welche von jener Partei als Parteiabstimmungen ausgebeutet

werden, so habe ich bei der Frage über indirekte oder direkte Wahlen, im Prinzip für direkte Wahlen gestimmt; die weitere Frage aber: ob sämmtliche Staaten jetzt zu dem aufzustellenden Prinzipe gezwungen sein sollten? verneint, theils weil thatsächlich in Betreff mehrerer Staaten, namentlich Oesterreichs, angenommen wurde, daß sie sich momentan nicht fügen könnten; theils, weil es unter den augenblicklichen Verhältnissen in den Bauernkreisen ganz zweifellos ist, daß bei den großen Güterkomplexen namentlich in Oesterreich, — direkte Wahlen lediglich die herrschaftlichen Verwalter und dergleichen in die Versammlung bringen und ein dem Volke ungünstigeres Resultat herbeiführen würden. Das, was bei erwachtem politischen Leben, vielleicht in sechs Monaten bereits, zweckmäßig sein dürfte, ist es heute noch nicht.

„Es erscheint unter allen Umständen sehr albern, in Beziehung auf einen Mann, der für das Volk unausgesetzt gekämpft hat, anzunehmen, er werde gegen die freiesten Wahlen sein; d. h. gegen die, welche den Volkswillen am sichersten zu Tage fördern. Es war bei Gott sehr wohlfeil, im vorliegenden Falle für direkte Wahlen zu stimmen. Ich liebe aber den wohlfeilen Ruhm nicht, sondern ich liebe das Volk.

„Die zweite namentliche Abstimmung fand darüber statt, ob die vorbereitende Versammlung sich für „permanent" erklären sollte. Ich stimmte dagegen, aus dem einfachen Grunde, weil mir nichts sicherer war, als daß durch diese Permanenz Seitens einer sehr eigenthümlich komponirten Vorversammlung — wenigstens die Hälfte der Versammlung hatte kein innerliches Recht, in derselben zu sitzen — der Zusammentritt einer wirklichen National-Vertretung nicht erfolgen, sie vielmehr selbst die Konstituante spielen würde, und dazu war sie nicht geeignet.

„Außerdem habe ich für den Soiron'schen Antrag (für eine Vertretung zu je Fünfzigtausend statt Siebenzigtausend) gestimmt; kurz überall dafür, daß der wirkliche Volkswille sich in der National-Versammlung kundgeben möge. Dies mein ausschließliches Ziel. Ich kann nicht auf Einzelnheiten eingehen, da mir die Zeit fehlt.

„In Beziehung darauf, daß ich Theil genommen haben soll an den Vorberathungen der republikanischen Rheinpreußen, in denen diese ihre Operationspläne beschlossen, daß ich jedoch nie mit ihnen gestimmt u. s. w., — so habe ich meinen Mitbürgern, insbesondere den Breslauern gegenüber, Gott sei Dank! nicht

nöthig, meinen Charakter zu rechtfertigen. Von den Rheinländern sind mehrere der Führer mir näher getreten. Wenn diese als Republikaner geschildert werden, so ist dies unwahr. Alle diese bedeutenden Männer stehen vielmehr vollkommen auf meinem Standpunkte, die Republik als die zweifellos richtige Staatsform zu erachten, im Moment aber — auch für die Rheinprovinzen — für unzweckmäßig. Sie haben nicht für die Republik gewirkt.

„Im Uebrigen ist jene ganze Geschichte thatsächlich unwahr. Der ...... hat wahrscheinlich von einer Versammlung sprechen hören, die wir am Abend vor der Wahl des Fünfziger-Ausschusses bei Blum und Itzstein hatten, wo die Wahlliste für den Ausschuß festgestellt und beschlossen wurde, die Ausgetretenen zum Wiedereintritt zu vermögen. Es war dort nächst den Ausgeschiedenen die äußerste Fraktion versammelt, bei der zur Sprache kam, ob man wählen, resp. die Wahl annehmen solle. Nach langen Reden schloß sich endlich Itzstein meiner Erklärung an: „daß mir alle Partei-Rücksichten untergeordnet erschienen, ich nur ein Ziel kenne: die National-Versammlung, und nicht wüßte, wie es vor dem Vaterlande zu entschuldigen wäre, wenn wir nicht wählen oder die Wahl nicht annehmen wollten." Ich erklärte, daß es sich hier um eine mir so heilige Gewissenspflicht handle, daß ich mich in keinem Falle dieserhalb an einen Parteibeschluß binde, sondern jedenfalls wählen würde. Diese Ansicht von der Nothwendigkeit der Wahl, die Johann Jacoby, Abegg, Raveaux, Wesendonk und viele Andere vertheidigten, ging durch.

„Mein Name wurde in die Wahlliste aufgenommen. Als bei Feststellung der zu Wählenden von mehreren Seiten auf die oben gedachten namentlichen Abstimmungen wesentlich Rücksicht genommen wurde, erklärte ich, daß man dann meinen Namen von der Wahlliste streichen solle. Es wurde jedoch nun auch hier hervorgehoben, daß diese namentlichen Abstimmungen unmöglich als entscheidend gelten könnten, da sie nicht über reine Prinzipienfragen erfolgt, und man beharrte ausdrücklich darauf, mich Seitens dieser Partei zu wählen. Ich habe vier Fünftheile der Stimmen gehabt, d. h. nur die Ausgetretenen haben mich nicht gewählt.

„Eine Erklärung, die ich eine Meile von Frankfurt abgelegt haben soll, daß ich mit der entschiedensten Partei stimmen würde, ist eine Erfindung, oder es sind aus dem Zusammenhang genom-

mene Worte. Eine derartige Verpflichtung wäre lächerlich gewesen.

„Ich will zum Schluß noch mein politisches Glaubensbekenntniß ablegen, mein jetziges; denn die Zeit schreitet über Alles weg. Als ich Mitte März in einem Flugblatt ein deutsches Reichsparlament wollte, welches die Souverainetät der einzelnen Staaten in Beziehung nach außen vollständig aufhebt, da waren die daran geknüpften Einzelheiten meinen Freunden noch ganz außer dem Zusammenhange, — heut will das Jeder, und so gestehe auch ich offen und ehrlich, daß ich heut nicht mehr der bin, der ich vor sechs Wochen war. Wo diese ungeheuren Zeiten in dem Einzelnen wahrhaftes Leben vorgefunden haben, da hat auch nothwendig ein entschiedenes Vorwärtsgehen eintreten müssen.

„Ich will, um kurz zu sein, demokratische, d. h. aus dem Volk entsprungene und rein für das Volk wirkende Regierungs-Formen. Ich will die Einheit Deutschlands, und ich nehme an, daß wenn diese begründet, der Volkswille sich vollständig geltend machen kann. Ich halte dafür, daß diese Einheit jetzt unmöglich, wenn an einzelnen wenigen Punkten die Republik proklamirt würde. Ich erkläre, daß ich unbedingt und mit vollster Hingebung das anerkennen werde, was sich bei der konstituirenden Versammlung, sofern sie frei zusammengesetzt ist, als Volkswillen erkennbar macht. Ich diene dem Volke.

„Wenn mich bei diesem Glaubensbekenntniß meine Mitbürger zum Deputirten bei der konstituirenden Versammlung wählen, so geht mein höchster Wunsch in Erfüllung. Aus den Händen des Vereinigten Landtages verschmähte ich natürlich, diese Erfüllung anzunehmen. Du wirst in den Zeitungen die betreffende Erklärung von mir und Abegg gelesen haben, die wir fünf Minuten darauf in die Zeitungen trugen, nachdem wir die Nachricht von unserer Wahl erhalten. Ich wünsche von Herzen, daß Ihr bessere Männer haben möget, d. h. solche, die mehr Talent, Charakter, Kenntnisse und aufopfernde Hingebung für die Volkssache besitzen. Ihr traut mir Alle zu, daß ich mit Freuden dann zurücktrete. Aber in einem solch heiligen Momente ist es Zeit zu sagen: ich wünsche, daß meine Mitbürger mein zukünftiges Leben nach meinem vergangenen beurtheilen mögen. . . . . .

Heinrich Simon."

Frankfurt a. M., 10. April 1848.

An den königl. preußischen Staats-Minister Herrn A. v. Auerswald. Berlin.

„Ew. Excellenz

wollen uns gestatten, uns mit einigen Worten über eine Angelegenheit auszusprechen, welche Preußen verderblich zu werden droht. Als am 22. März d. J. eine Deputation der Stadt Breslau deren Anträge bei der Krone formirte, erklärte der Minister des Auswärtigen, Herr Heinrich v. Arnim, dem mitunterzeichneten H. Simon, in Veranlassung der eben anwesenden Posener Deputation, daß er in Betreff der nothwendigen Freigebung Posens ganz einverstanden sei und überhaupt keine anderen Reichsgrenzen als die Sprachgrenzen anerkenne.

„Bei dieser Ansicht, die nur als die Ansicht des Gesammt-Ministeriums gelten konnte, und die jedenfalls die Ansicht des ganzen gegenwärtigen Deutschlands ist, wie sich auch in den Verhandlungen des Vorparlamentes ausgesprochen — ist es uns eben so unerwartet als betrübend gewesen, wenn wir in den heut hierher gekommenen Verhandlungen des preußischen Allgemeinen Landtages Ew. Excellenz betreffende Erklärung gefunden haben, nach welcher nur eine sogenannte „nationale Reorganisation Posens unter der Oberherrschaft Preußens" Statt haben soll.

„Der Erfolg einer solchen halben Maßregel scheint uns nicht zweifelhaft. Es liegen unseres Erachtens nur zwei Fälle vor. Posen ist mit Gewalt zu unterdrücken — dann keine Hoffnungen; oder Posen ist freizugeben — dann mit beiden Händen.

„Statt eines dieser Fälle ist, wie wir annehmen, ein unglückseliger Mittelweg eingeschlagen, der alle Nachtheile des ersten Weges ohne die Vortheile des zweiten in sich vereinigt. Man hat mit Worten den Polen Hoffnungen auf volle Wiederherstellung erweckt und in der That sich ihnen feindlich gegenübergestellt; man unterhandelte mit ihnen wie Macht gegen Macht und erklärte gleichzeitig Posen in Belagerungszustand.

„Welche aber von den beiden erwähnten Richtungen jetzt noch einzuschlagen, ist uns unbedenklich. Der Weg der Gewalt ist, abgesehen von allen Gründen des Rechts und der Politik, einfach schon deshalb zu verwerfen, weil er nach dem Zeugniß, welches die letzten sechs Wochen in ganz Europa abgelegt, unmöglich ist.

Dagegen bietet die Freigebung Polens, ungeachtet aller damit verbundenen Verluste, die größten Vortheile, könnte man selbst davon absehen, daß es uns der Weg erscheint, den die Ehre Preußens gebietet. Nur auf diese Weise ist Polen, welches ungeachtet alles Temporisirens wieder auferstehen wird, als befreundeter Nachbar zu gewinnen; nur so ist es in die Macht Preußens gelegt, die von Deutschen bewohnten Grenztheile bei Preußen zu behalten; nur so erhalten wir einen Bundesgenossen gegen Asien; nur so kann Preußen sich vollständig Deutschland hingeben; nur so kann Preußen sich selbst genug thun, — d. h. vorangehen, wo es Entfaltung und Stärkung deutschen Geistes und deutscher Macht gilt.

„Wir beschwören Ew. Excellenz, in dieser gefahrdrohenden Angelegenheit auf ein schnelles und entscheidendes Handeln hinzuwirken, ehe auch hier sich das verhängnißvolle „zu spät" geltend macht. Man gebe die offene Erklärung öffentlich ab, daß man ein selbstständiges polnisches Reich wolle, und daß man lediglich zu dem Zwecke noch provisorisch die Regierungs-Gewalt inne behalte, um den Polen Gelegenheit zu geben, sich als Staat zu organisiren.

„Deutschland und Frankreich fordern die Wiederherstellung Polens; Deutschland fordert die Mitwirkung seiner Regierungen hierzu. Wir beschwören Sie, nicht ferner in einer Angelegenheit, in der die preußische Ehre zwei Generationen hindurch gelitten, durch Maßregeln, welche von Mißtrauen, Halbheit und Unwahrheit zeugen, Alles verlieren zu lassen ohne Etwas zu gewinnen.

„Wir haben zu diesem Schreiben auch noch eine besondere Veranlassung. Binnen Kurzem dürfte der Fünfziger-Ausschuß, von einer Deputation des polnischen Comités aufgefordert, sich in ähnlicher Art an die preußische Regierung wenden, und es erscheint uns wünschenswerth, daß die Freigebung Posens Seitens dieser Letzteren selbstständig und nicht abgedrungen erfolge; daß ferner die Stimmung, die jetzt schon leider eine höchst ungünstige für Preußen ist und in dieser Richtung noch verstärkt wurde durch die Deputirten-Wahlen Seitens des Vereinigten Landtages für die deutsche National-Versammlung, nicht durch das diplomatische Verhalten gegen Polen auf einen dem Vaterlande verderbenbringenden Grad gesteigert werde.

Hochachtungsvoll und ganz ergebenst

H. Simon. Johann Jacoby. Abegg."

Antwort des Herrn v. Auerswald.
(An Abegg.)

„Auf das Schreiben, welches ich von Ihnen, verehrter Freund, im Verein mit den Herren H. Simon und Jacoby erhielt, eile ich Sie zu vergewissern, daß wohl noch nie Seitens der preußischen Regierung eine Polen günstigere Richtung eingeschlagen ist als jetzt, und daß es nur im Interesse der Provinz Posen selbst zunächst liegt, wenn die Consolidirung der polnischen Elemente zuerst erfolgt. Ein plötzliches Freigeben von Posen ist eine einfache Kriegserklärung an Rußland, und würde für den Augenblick Posen, vielleicht die Provinz Preußen im Leben bedrohen. Daß die sofortige Entwickelung polnischer Elemente nicht schneller fortschreitet, liegt lediglich darin, daß die Polen durch den äußersten Mißbrauch der ihnen eröffneten Wege die deutsche Bevölkerung in eine Aufregung gebracht haben, von der man früher dort keine Ahnung hatte —, ebenso einen großen Theil der polnischen Bauern. So daß unsere lebhafteste Sorge jetzt ist, galizische Zustände zu vermeiden, deren gräßlicher Erfolg an sich und zum Untergange der polnischen Gutsbesitzer unzweifelhaft ist.

„Der lebendigste Vertreter der Wiederherstellung Polens, Herr v. Willisen, ist gewählt, um die Sache zu leiten; alle wahrhaften polnischen Patrioten schließen sich ihm an, und ich bitte Sie dringend, trauen Sie dem aufrichtigen Willen, trauen Sie der richtigen Beurtheilung der Sachlage — und verhüten Sie jeden Schritt, der — statt zu helfen und zu fördern — eine große und gute Sache in Gefahr bringt! —

„Sie glauben ohne Weiteres den Worten einiger österreichischen Deputirten, daß die Freigebung von Galizien in Absicht und nur der modus noch in Berathung stände, — uns aber, die wir bereits zum Werk geschritten sind, soweit es ohne Posens eigenes Verderben möglich, soweit es angänglich, ohne deutsche Brüder zu opfern — uns glauben Sie nicht!!

„Ich hoffe gewiß, es gelingt — falls keine Störung von Außen kommt — die polnischen und deutschen Bestandtheile Posens definitiv zu trennen und dann mit ganzem Herzen den Polen — auf alle Folgen hin — ihr Recht zu gewähren. Wollten wir es heute thun, bevor diese schon eingeleitete, aber sehr schwierige und fortwährend bestrittene Scheidung vollendet und festgestellt ist, so wäre der blutigste Kampf zwischen den Deutschen (deren Erbitterung durch

die erlittenen Mißhandlungen aufs Höchste gesteigert ist) und Polen gewiß, — der Ausgang zum Nachtheil der Letztern unzweifelhaft, da die polnischen Bauern fast durchgängig gegen polnische Regierung protestiren. Wir wenden aber Alles an, die Greuel von Galizien zu verhüten. Trauen Sie nicht jeder polnischen Deputation! Die polnischen Häupter ohne Ausnahme sind einverstanden mit der Zweckmäßigkeit unseres Verfahrens und nur die Deutschen, welche in den polnischen Kreisen wohnen, schmerzlich erregt, da dieselben ihren Blick nicht in dem Maß auf das allgemeine Verhältniß richten als wünschenswerth ist.

„Ich hoffe durch diese persönliche, durch Ihr und Ihrer Herrn Collegen freundliches Vertrauen hervorgerufene Mittheilung vielleicht Mißverständnissen vorzubeugen.

„Wenn ich Ihren Brief aus Breslau nicht beantwortete, so liegt das daran, daß ich Ihre Abreise erfuhr, und der Inhalt desselben in wesentlichen Punkten noch vor dem Empfang Erledigung gefunden hatte.

„Mit aufrichtiger und unveränderter Hochachtung

Ihr treuergebener

Auerswald."

Berlin, den 12. April 1848.

Frankfurt a. M., 25. April.

„Woher kommt die Langsamkeit des preußischen Gouvernements bei den Wahlen zum deutschen Parlamente, — in einer Angelegenheit, der keine in diesem Momente an Wichtigkeit gleichsteht? Woher kommt dies bei Ministern, denen der gute Wille bei Beschleunigung dieser Wahlen nicht abzusprechen sein dürfte?

„Die Antwort ist einfach. Es kommt von jener Armee der noch aus dem alten Regime stammenden Beamten, die ihrerseits gar kein so außerordentliches Interesse dabei finden, die feste Konstituirung einer neuen Zeit zu fördern. Wir fangen bei den Direktoren im Ministerium des Innern, Herren v. Manteuffel*) und Matthies, an und hören bei den Landräthen auf. Sehr viele von diesen Herren werden Herrn v. Auerswald**) pflichtmäßig versichert haben, daß eine weitere Beschleunigung unmöglich, und

*) Der spätere Minister-Präsident.

**) Damaliger Minister.

Herr v. Auerswald hat ihnen anscheinend nicht darauf erwiedert, daß seit sechs Wochen diese Sorte von Unmöglichkeit sich unmöglich gemacht habe.

„Wir machen ausdrücklich darauf aufmerksam, daß diejenigen Administrativ-Beamten, welche der neuen Ordnung der Dinge widerstreben, baldigst beseitigt werden müssen; inzwischen aber würde es im Interesse des Volkes sein, wenn diejenigen unter ihnen, die anerkanntermaßen sich durch ihr Ultrathum ausgezeichnet haben, namentlich zusammengestellt und dem Volke, damit es sich vor ihnen hüte, durch die Zeitungen vorgeführt würden. Wir fordern hierdurch zu derartigen Zusammenstellungen in Berlin und in den einzelnen Provinzen auf.

„Wir weisen ferner dringend darauf hin, daß jede Thätigkeit der besten Minister gehemmt werden muß, wenn ihren Entschlüssen durch die fehlende Harmonie mit den Ministerialräthen und den Provinzialbeamten die Ausführung nicht gesichert ist. Wir machen darauf aufmerksam, daß von allen Oberpräsidenten nur die von Schlesien und Preußen geändert sind, und in den andern Provinzen zum Theil anerkannt Reaktionärgesinnte an der Spitze stehen; mit den Regierungs-Präsidenten ist es wo möglich noch ärger, und vor Allem sind die massenhaft vollgepfropften Ministerial-Büreaus zu säubern und unter den Geheimen Ober-Räthen in Berlin aufzuräumen. Wir garantiren dem Volke, daß ohne diese Maßregel allem zu seinen Gunsten Geschehenden die Spitze abgebrochen werden wird. Heinrich Simon."

In Betreff der italienischen Frage schreibt Simon im April 1848:

„Ich bin vollständig damit einverstanden, daß wir den Italienern (der provisorischen Regierung zu Mailand) antworten, und auch mit der Art, in welcher der Kommissionsantrag dies vorschlägt. Das, was wir in Polen wollen, müssen wir auch in Italien wollen: Freiheit, Gerechtigkeit.

„Wir sprechen unserem eigenen Handeln, unserer eigenen vaterländischen Begeisterung das Todesurtheil, wenn wir den Kampf anderer Nationalitäten um Freiheit nicht anerkennen. Wir wollen uns nur dadurch von der einstigen französischen Republik unterscheiden, daß wir den Völkern die Freiheit nicht bringen,

nicht aufzwängen wollen. Aber wenn eine fremde Nation im heiligen Kampfe erklärt: Ich will frei sein! so wäre es Deutschlands unwürdig, wenn es seine Kräfte dazu hergeben wollte, in dem Kampfe gegen diese Nation die Freiheit selbst zu bekämpfen.

„Soviel über die Frage selbst. Ich verschmähe es, in dieser Frage über das Princip hinauszugehen und auf das Feld der Nützlichkeit hinüber zu treten; verschmähe die leichte Ausführung, daß unsere jugendliche Freiheit nimmer blühen wird, wenn geknechtete Nationalitäten unsere Nachbarn sind. Daß die österreichischen Abgeordneten des Fünfziger-Ausschusses in dem Kommissionsantrage eine Beleidigung Oesterreichs sehen, ist ungerechtfertigt. Eine von uns ausgehende Beleidigung gegen einen einzelnen deutschen Stamm ist eine Unmöglichkeit; es wäre eine Beleidigung gegen uns selbst. Darüber also dürfen jene uns besonders werthen Männer beruhigt sein. Es kann blos die Rede sein von Ansichten über die gestürzte, über die vergangene Politik Oesterreichs — und da wird uns die volle Kompetenz zuzugestehen sein, wenn jene Männer erwägen, daß wir unter jener verabscheuungswerthen Politik nicht weniger gelitten haben, als sie selbst. Es wird schwerlich Einer unter uns sein, der die Schmach jenes Gouvernements, für sich wie für ganz Deutschland, nicht ebenso tief gefühlt hätte als irgend ein Oesterreicher, und der nicht fest davon überzeugt wäre, daß Deutschland heut auf einer andern Stufe stände, wenn die gedachte österreichische Politik nicht jeden Freiheitsfunken mit gewaltiger Wucht im Keime erstickt hätte. Auch wir sind durch das Metternich'sche System geknechtet gewesen, und auch wir werden daher die Kompetenz haben, unser entscheidendes Wort mitzusprechen bei Allem, was dazu dienen kann, das Wiederauftauchen einer ähnlichen Richtung unmöglich zu machen. Daher halte ich die Annahme des Kommissionsantrages für dringend wünschenswerth.

Heinrich Simon."

An den königl. preuß. Staatsminister Camphausen.

Frankfurt am M., 1. Mai 1848.

„Ew. Excellenz

wollen gestatten, Ihnen unsere Ansicht über einen wichtigen Gegenstand vorzutragen.

„Die kürzlich Seitens des österreichischen Ministeriums erfolgte Erklärung, daß es einem deutschen Bundesstaate nicht beitreten werde, sofern dieser (— wie dies nothwendig der Fall —) die Souverainetät Oesterreichs beschränke, hat hier und nach Ergebniß der Zeitungen überall die größte Sensation erregt. Durch diese Erklärung wie durch deren von Graf Stadion veröffentlichte Motive, sowie durch die österreichische Konstitution selbst, ist die Thatsache festgestellt: das österreichische Ministerium will nicht die Einheit eines deutschen Bundesstaates in dem Sinne, wie Deutschland sie will.

„Excellenz, noch einmal ist ein für Preußen entscheidender Moment gekommen. Ließe sich Preußen durch die österreichische Erklärung zu einer ähnlichen Erklärung verleiten, so würde es vielleicht die Zustimmung einiger seiner ältesten Provinzen haben, von den übrigen würden einige das gemeinsame Vaterland dem speziellen vorziehen; träte letzterer Fall aber auch nicht ein, so dürfte dennoch die Einheit Deutschlands bei einer solchen preußischen Erklärung vorläufig vernichtet sein, und würde möglicherweise ein anderer Staat einen solchen Schritt benutzen, um den größten Theil des übrigen Deutschlands unter seiner Führung zu einem selbständigen Bundesstaate, mit Ausschluß von Preußen und Oesterreich, zu vereinigen.

„Handelt dagegen Preußen jetzt in offenster und entschiedenster Weise, nach dem leitenden Grundsatze, daß die Einheit Deutschlands auch bei den größten speziell preußischen Opfern herzustellen, und daß daher Preußen die Beschlüsse des konstituirenden deutschen Parlaments, auf welchem ja die preußischen Deputirten allein schon ein so mächtiges Element bilden, unbedingt anerkennt; so sind Preußen die vollsten Sympathieen von ganz Deutschland erworben.

„Momentan bieten sich vorzugsweise zwei Gelegenheiten, diese Gesinnung öffentlich und mit Entschiedenheit vor Deutschland zu bethätigen. Preußen erkläre, daß die Zusammenberufung der konstituirenden preußischen Versammlung, der anerkannten Nothwendigkeit gemäß, bis zur Vollendung des deutschen Verfassungswerkes ausgesetzt bleibe, damit der preußische Staat sich dem deutschen Reiche in soweit unterordnen könne, wie dies die deutsche konstituirende Versammlung um Deutschlands Einheit willen verlangt. Eine solche Erklärung wird um so nothwendiger und nützlicher für die Einheit Deutschlands in einem Augenblicke sein, in welchem Oesterreich mit einer entgegengesetzten hervorgetreten ist.

Eine solche Erklärung wird aber auch dadurch geboten, daß zur Zeit die bedeutendsten Kräfte Preußens für die Konstituirung der preußischen Verfassung verloren gehen würden.

„Die zweite Gelegenheit bietet ein Antrag, der nach zuverlässiger Nachricht in den nächsten Tagen dem Ministerium, Seitens des Magistrats und der Stadtverordneten von Königsberg vorgelegt werden wird. Er verlangt, daß die Regierung den Beschlüssen der Frankfurter konstituirenden Versammlung nicht eher Folge geben solle, bevor sie von dem preußischen Landtage geprüft und angenommen worden.

„Möge die preußische Regierung solchen Anträgen öffentlich und entschieden mit den obigen Grundsätzen entgegentreten.

„Man darf mit Sicherheit annehmen, daß dies — in Vereinigung mit einem entsprechenden Benehmen Preußens in Posen und Schleswig — den außerordentlichsten Umschwung in den Gemüthern der Deutschen hervorbringen würde. Es ist ein kostbarster Moment. Möge er nicht für Deutschland, für Preußen verloren gehen."

Heinrich Simon. Johann Jacoby. Abegg.
Raveaux. Pagenstecher. Venedey. Wedemeyer.
Stedtmann. Cetto.

Bei Gelegenheit der Malmöer Waffenstillstands-Frage*), am 5. September 1848, bestieg Heinrich Simon zum ersten Mal die Tribüne der Paulskirche. Einer seiner Parlamentsgenossen schildert die Scene, wie folgt: „Simons Auftreten

*) Am 26. August 1848 schloß Preußen, in seinem und des deutschen Bundes Namen, zu Malmö einen Waffenstillstand mit Dänemark. Der deutsche Reichsverweser hatte am 7. August die preuß. Regierung dazu ermächtigt unter verschiedenen, das Interesse der Herzogthümer wahrenden Bedingungen und unter dem Vorbehalte, daß der Abschluß im Namen der „provisorischen Centralgewalt" geschehe. Die Ratificirung Seitens derselben und Seitens der National-Versammlung war vom Reichsministerium als selbstverständlich vorausgesetzt worden. Allein jene gestellten Bedingungen waren bei dem Malmöer Waffenstillstande in keinem Punkte eingehalten, und die durch das Gesetz über die Centralgewalt gebotene Ratifikation wurde zu einem bloßen Schein, da die thatsächliche Ausführung des Waffenstillstandes, wie das Zurückziehen der Bundestruppen 2c., begann, ehe noch die Kenntniß, daß ein solcher geschlossen, zum Reichsministerium gelangte. —

war längst erwartet worden, erregte deshalb auf allen Seiten eine gewisse Spannung. Anfangs schien er befangen. Plötzlich aber wendete er sich zur Rechten, wo unmittelbar vor ihm Fürst Lichnowsky sich die Privatbemerkung: „sehr schwach! sehr schwach!“ erlaubte, und rief demselben mit imponirender Haltung die verweisenden Worte zu: „Fürst Lichnowsky, behalten Sie Ihr Urtheil für sich! Ob meine Rede schwach ist oder nicht, das werden Sie nicht entscheiden. Schweigen Sie!“ Von da an sprach Simon mit fester Entschiedenheit, Klarheit und Schärfe und schloß mit den Worten: „Die Stunde ist da, mögen die Männer nicht fehlen!“

Wir theilen auszugsweise Simons Rede mit:

„Meine Herren! Der Waffenstillstand zwischen Deutschland und der Krone Dänemark, mit dessen Abschluß Preußen beauftragt worden, wird ein gültiger Vertrag erst durch seine Genehmigung Seitens dieser hohen Versammlung und durch die demnächst erfolgende Ratifikation Seitens der deutschen Centralgewalt. So schreibt es in zweifelloser Weise der Art. 4 des Gesetzes, betreffend die Begründung einer Centralgewalt in Deutschland, vor; so hat es zum Ueberflusse von dieser Tribüne herab am gestrigen Tage der Reichsminister des Auswärtigen, am heutigen Tage der Reichsminister des Innern ausdrücklich anerkannt. . . . . .

„Wir haben also auf Grund des Art. 4 des Gesetzes vollkommen freie Hand, den Waffenstillstand zu ratifiziren oder nicht, und ich nehme an, daß wir es nicht so machen werden, wie es bisher die Diplomatie gemacht hat, daß wir nicht uns und die Geschicke Deutschlands von sogenannten faits accomplis abhängig machen wollen. — Meine Herren, ich trage darauf an, sofortige Maßregeln zu ergreifen, damit die Ausführung des Waffenstillstandes sistirt werde. Ich trage deshalb darauf an, weil ich annehme, daß die Ehre Deutschlands unwiederbringbar dabei leiden würde, wenn diese Sistirung nicht einträte. . . . . .

„Ich gehe auf die Einzelnheiten nicht ein. Nur das Eine will ich hervorheben: nach diesem Waffenstillstande würde aus jenem Kampfe der Sieger als Besiegter herausgehen, und dieser Sieger ist Deutschland, und der besiegte Sieger ist Dänemark. — Meine Herren! ich wünsche es nicht bloß, sondern setze es als zweifellos voraus, daß in einem Falle, wie der vorliegende, wo von dem Heiligsten die Rede ist, was eine Nation hat, wo die deutsche Nationalehre der Gegenstand, es hier in dieser Versammlung keine Parteien und keine Schattirungen mehr

giebt, sondern daß wir Alle nur von Einem Gefühle, dem der Hingebung für die Gesammtehre des Vaterlandes, beseelt sind. — Wenn man fragt, wie es kommt, daß in dieser Angelegenheit ......" (Fürst Lichnowsky vom Platz: sehr schwach!) „Herr Fürst Lichnowsky! Behalten Sie Ihre Aeußerungen für sich! Ob meine Rede schwach oder nicht schwach, ist nicht Ihre Sache in dieser Weise zu beurtheilen! Schweigen Sie!" — — „Wenn man fragt: Warum wird in dieser Angelegenheit nicht energisch gehandelt? eine Frage, die wahrscheinlich auch bei vielen andern Gelegenheiten schon hätte aufgeworfen werden können, so hört man in demselben Athem zwei Antworten: „Wir haben Rücksicht zu nehmen auf die auswärtigen Mächte, und wir haben Rücksicht zu nehmen auf Oesterreich und auf Preußen!" Ich aber antworte, wir haben keine Rücksicht zu nehmen, als auf die Ehre Deutschlands! Möge es Rußland, möge es Frankreich, möge es England wagen, uns hineinzureden in unsere gerechte Sache! wir wollen ihnen antworten mit anderthalb Millionen bewaffneter Männer. Ich sage Ihnen, nicht Rußland, nicht Frankreich und nicht England werden es wagen, und ich will Ihnen sagen, warum. Deshalb, weil sie klug sind; weil sie wissen, daß, wenn sie einen ungerechten Angriff auf Deutschland unternehmen, dies eine deutsche nationale Erhebung herbeiführen würde, wie sie vielleicht die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat, eine Erhebung, die freilich lawinenartig nebenbei sehr leicht die 34 deutschen Throne und manches Andere vor sich aufrollen könnte. Also, meine Herren, sie wagen es nicht! — „Aber Oesterreich", höre ich einwenden, „Oesterreich und Preußen sind zu berücksichtigen." — Was Oesterreich anbelangt, so wollen wir es offen gestehen, daß in dessen Verhältnisse zu Deutschland noch Manches dunkel ist, und es wird unsere Pflicht sein, dieses Dunkel so rasch als möglich aufzuhellen......, So viel aber steht fest, daß Oesterreich uns in Beziehung auf unsere auswärtigen Angelegenheiten nicht hinderlich in den Weg treten wird, wäre es aus keinem anderen Grunde, schon aus dem, weil es mit sich vollauf beschäftigt ist. „Aber Preußen", wird mir eingewendet! Nun in dieser Beziehung wird es nothwendig sein, von vornherein jedes Mißverständniß abzuschneiden! Das Volk in Preußen ist durch und durch deutsch, es ist so deutsch, wie irgend ein Stamm in Deutschland. Glauben Sie es mir, daß die hie und da auftauchenden Bestrebungen der Aristokratie in Preußen nicht durchdringen werden gegen jene

allgemeine deutsche Gesinnung! Sollte es daher das preußische Gouvernement wagen, verblendet durch jene frevelhaften Bestrebungen Einzelner, sollte es wagen, was ich nimmermehr glauben werde, bis ich es sehe, sollte es seine Hand muttermörderisch aufzuheben wagen gegen Deutschland, — so würde dieses Gouvernement mit schleunigen Schritten seinem Verhängnisse entgegengehen, das Volk in Preußen würde es, vielleicht nach blutigen Zuckungen, beseitigen. Man hat vorhin von der Ehre Preußens gesprochen, und diese Ehre steht sehr hoch, — aber lassen Sie dieses Mißverständniß auch nicht einen Augenblick aufkommen. Es handelt sich bei der Ratifikation dieses Traktates in keiner Weise um die preußische Ehre, es handelt sich nur um die Ehre eines preußischen Ministeriums, und wenn von der Ehre Deutschlands die Rede ist, dann kommt weder die Ehre eines preußischen Ministeriums noch die Ehre des hiesigen deutschen Ministeriums und am wenigsten, ich wiederhole es, irgend eine auswärtige Macht irgendwie in Betracht. Wir haben unendlich Viel bereits versäumt in dieser Angelegenheit und in vielen andern; wir haben gezaudert in einer Zeit, wo die Verhältnisse noch flüssiger waren und die Geister feurig; aber noch ist es nicht zu spät; soll es aber noch Zeit sein, dann ist es nothwendig, daß wir durchdrungen sind von der Heiligkeit des Bodens, auf dem wir stehen, heilig, weil die Geschicke Deutschlans in ihm wurzeln; dann ist vor Allem nöthig, daß wir an uns selbst glauben, damit das deutsche Volk im Stande ist, an uns zu glauben, und dann ist nothwendig, daß wir in diesem Glauben als tapfere Männer — der Geschichte eine neue Bahn brechen und uns nicht hinschleppen lassen in den alten und schmutzigen Bahnen der Geschichte. Meine Herren, die Stunde ist da, mögen die Männer nicht fehlen! — Der Waffenstillstand verletzt die Ehre Deutschlands, darum kann und darf er nicht ratifizirt werden......"

November 1848.

Wien war gefallen; nichtdeutsche Truppen als Sieger in die Kaiserstadt eingezogen. In Berlin war das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ernannt, die preußische National-Versammlung nach Brandenburg verlegt.

Heinrich Simon und Genossen stellten — in der Parlamentssitzung vom 14. November 1848 — folgenden Antrag:

„In Erwägung, daß die Ernennung und Beibehaltung des Ministeriums Brandenburg gegen den wiederholt erklärten, fast einstimmigen Willen der preußischen Volksvertretung, und die Behauptung, daß hierbei lediglich das Vertrauen des Königs, nicht das der Volksvertretung entscheide, als eine die Volksvertretung mißachtende Handlungsweise zu erachten, die nur dem Könige eines absoluten Staates zusteht, und die Volksfreiheit, sowie die Ruhe Preußens und Deutschlands mit Nothwendigkeit gefährdet 2c. 2c.

„wolle die deutsche National-Versammlung beschließen:

1. die Centralgewalt aufzufordern, an die preußische Regierung die sofortige Erklärung zu richten, daß dieselbe außer ihrem Rechte stehe, wenn sie dem Lande ein Ministerium gegen den wiederholt ausgesprochenen Willen der Volksvertung aufdringen wolle;
2. die Centralgewalt aufzufordern, an gedachte Regierung die fernere Erklärung zu richten, daß dieselbe außer ihrem Rechte stehe, wenn sie ohne Uebereinstimmung mit der zur Vereinbarung der Verfassung berufenen preußischen National-Versammlung letztere vertagen und ihren Sitz verlegen wolle;
3. die Centralgewalt aufzufordern, an gedachte Regierung die sofortige Weisung zu richten, vorstehend aufgeführte, die Volksfreiheit, das Recht und die Ruhe Deutschlands bedrohende Maßregel zurückzunehmen."

Kurz vor Beginn jener Sitzung vom 14. November verbreitete sich unter den Deputirten die Nachricht: der Reichstags-Abgeordnete Robert Blum sei in Wien standrechtlich erschossen worden. Der Präsident v. Gagern eröffnete die Sitzung mit der Mittheilung eines Briefes aus Wien, der die näheren Umstände über Robert Blums Tod enthielt.

Unmittelbar darauf erhielt Heinrich Simon das Wort zur Begründung seines obigen Antrags.

„Meine Herren!" — sprach er — „es ist wahrlich schwer, unter den erschütternden Eindrücken, wie wir sie soeben erfahren haben, das Wort über einen anderen Gegenstand zu ergreifen. Ich sage Ihnen daher in jener Beziehung nur Eins: In Oesterreich ist es zu spät; in Preußen noch Zeit! — — Sollen

denn die Lehren der Geschichte ewig spurlos vorübergehen? Achtzehn Jahre sind es erst, daß Karl X. seinem Lande ein Ministerium aufdrängen wollte, ein Ministerium, welches mit einem Staatsstreich begann. Die Folge war der Sturz der Dynastie. Meine Herren! nur die Namen sind verschieden. Bei Polignac wie bei Brandenburg sind es nicht die Personen, gegen welche das Land sich erhebt, es sind die dem Volkswillen gegenüberstehenden Systeme, welche durch jene Personen vertreten sind; und daß man auch in Berlin in dieser Beziehung das Richtige herausgefühlt, das zeigt die erste Handlung des Ministeriums: die Mißachtung der konstituirenden preußischen National-Versammlung durch deren Vertagung und Verlegung. Frankreich konnte sich damals nur durch eine Revolution helfen; Preußen — — meine Herren, handeln Sie energisch und rasch, und Sie können — Preußen eine zweite Revolution ersparen.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mit wenigen Worten die letzten Tage der preußischen Geschichte vorführe. Sie werden daraus ersehen, was man mit dem Ministerium Brandenburg, was mit der Verlegung des Landtags beabsichtigt hat. — Seit längerer Zeit ist Berlin von einer Armee umgeben, einer Armee, wie man hört, mit 217 Feuerschlünden. Man wartete der Ereignisse. Da fiel Wien und — Frankfurt schwieg. Jetzt kündigt man ein Ministerium Brandenburg an, und die Soldaten in Berlin wurden auf acht Tage verproviantirt. Die National-Versammlung legte einen energischen Protest gegen ein solches Ministerium ein; die Stimmung des Landes wurde dargestellt; sie beabsichtigte, diesen Protest zu unterstützen durch persönliche Erklärungen gegenüber dem Throne; der Thron verweigerte, die gesetzliche Stimme des Landes zu hören! So hören Sie, wie man in der Umgebung des Throns von den Maßregeln denkt, die man ergriffen hat; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen wenige Zeilen vorlese. Die Neue preußische Zeitung — das ist ein Organ derjenigen, welche überall in der Nähe der Throne stehen, ein Organ der Aristokratie — die Neue preußische Zeitung sagt unumwunden Folgendes: „„Das Ministerium Brandenburg ist von der National-Versammlung in Berlin, noch ehe es zu Stande gekommen, mit einem fast einstimmigen Mißtrauensvotum begrüßt worden, welches eine Deputation von fünfundzwanzig ihrer Glieder aller Farben““ — hören Sie wohl, meine Herren, aller Farben — „„vor Sr. Majestät dem Könige ausgesprochen hat. Wir

hoffen, daß dieses Mißtrauen der Versammlung durch des Königs Vertrauen auf- und überwogen werden wird. Die Sache steht dann so, daß die Versammlung zu der Regierung und die Regierung zu der Versammlung kein Vertrauen hat. Die „Vereinbarung“, welche Vertrauen voraussetzt, kommt nicht zu Stande. — Der Thron bleibt, was er seit vier Jahrhunderten ist, nämlich — Thron und „breiteste Grundlage“ des durch und um ihn gebildeten und gesammelten preußischen Staates und Volkes, und der Concertsaal*) wieder das, was er bis vor wenigen Wochen war, nämlich — Concertsaal, in welchem wieder Harmonie an die Stelle der Mißtöne tritt, die jetzt darin zwischen denen erklingen, die den Pöbel führen, und denen, die vor dem Pöbel sich fürchten.““

„Meine Herren! ist Ihnen das deutlich genug? Die Seele dieses Ministeriums Brandenburg ist der Minister des Innern, Herr v. Manteuffel. Graf Brandenburg ist die vorgeschobene Persönlichkeit. Sie werden mir erlauben, da wohl nur sehr Wenige unter Ihnen Näheres von Herrn v. Manteuffel wissen, daß ich Ihnen mit wenigen Worten die Charakteristik dessen gebe, der gegenwärtig der Leiter der preußischen Verhältnisse ist.

„Zur Zeit des ersten preußischen Landtages, wo verschiedene verehrte Mitglieder der hiesigen Versammlung, die jetzt bei uns auf der äußersten Rechten sitzen, der äußersten Linken sich näherten, da hatte dieser Herr v. Manteuffel seinen Platz auf der äußersten Rechten. Er vertrat die Anschauungen Metternichs, wenn gleich nicht mit dessen Geiste, er vertrat den reinen, unverfälschten Polizeistaat. Wenn die Anschauungen dieses Mannes durchgingen — wir wollen hoffen, es wird nicht geschehen, — dann wäre bei weitem das Beste, was Preußen zu erwarten hätte — eine octroyirte Charte nach den Gelüsten und im Sinne des Junkerthums.

„Das ist der Dank dafür, daß im März das Volk vor dem Throne stand! — — Und gleichzeitig ist von Halle her Professor Leo in die Umgebung des Thrones gezogen worden, jener bekannte Absolutist, der Ihnen in seinen Geschichtswerken des Weitläufigen beweist, daß die französische Revolution in jeder ihrer Epochen hätte zurückgedrängt werden können, wenn man nur die nöthige

* Das damalige Lokal der preußischen National-Versammlung.

Energie bewiesen hätte! Wenn in einem konstitutionellen Staate der Thron solche Rathgeber hat, und wenn gleichzeitig eine Armee von 50,000 Mann, versehen mit einigen hundert Feuerschlünden, in und um die Hauptstadt des Landes zusammengezogen wird, da kann man ungefähr wissen, was zu erwarten steht.

„Man ernannte, ich wiederhole es, nach dem Falle Wiens, alles Protestirens unerachtet, dieses näher geschilderte Ministerium Brandenburg, und der erste Schritt dieses Ministeriums war die Verlegung, die Vertagung der Versammlung. Man darf mit Entschiedenheit sagen, daß nimmermehr an diese Maßregel gedacht worden, wenn die Brandraketen und die Kartätschen des Fürsten Windischgrätz nicht einen so eminenten Erfolg gehabt hätten, wenn man nicht die Gelegenheit, die anscheinend letzte, ergreifen wollte, alte Verhältnisse zurückzuführen. Diese Annahme hat ihre Berechtigung, weil die innere Veranlassung zu jenen Maßregeln fehlt. Es ist eine gemachte Maßregel.

Ich habe Ihnen das zu beweisen, und werde es Ihnen beweisen. In der königl. Botschaft vom 8. November wird gesagt, daß „am 31. Oktober von aufgewiegelten Volkshaufen der Versuch gemacht worden, die Abgeordneten einzuschüchtern;" — das ist der Vordersatz, und auf diesen Vordersatz wird der Nachsatz gebaut: „daß solche Ereignisse nur zu deutlich beweisen, daß die Versammlung der eigenen Freiheit entbehrt, und daß die Mitglieder dieser Versammlung nicht denjenigen Schutz finden, welcher erforderlich ist, um ihre Berathung vor dem Scheine der Einschüchterung sicher zu stellen." — Also, weil der Versuch gemacht worden ist, die Versammlung einzuschüchtern, deshalb und dadurch ist bewiesen, daß sie wirklich eingeschüchtert worden. Man bezieht sich zum Beweise auf den 31. Oktober: dieser 31. Oktober wird in der königlichen Botschaft an die Spitze gestellt. Wissen Sie, was an diesem 31. Oktober das Volk gewollt und gethan, und was die Versammlung darauf beschlossen hat? Am 31. Oktober war die Nachricht nach Berlin gekommen, daß Wien bombardirt werde, und das Volk, im vollsten Mitgefühle für die Schwesterstadt und in dem Bewußtsein, daß, wenn Wien fiel, demnächst Berlin daran käme, und dann das übrige Deutschland, — das Volk ließ sich dazu hinreißen, in ungesetzlicher und verwerflicher Weise gegenüber der Volksvertretung sein Wollen geltend zu

machen. Und was that darauf die Versammlung? In der Versammlung wurde ein Antrag gestellt, welcher den Wünschen des Volkes entsprach; die Worte lauteten so: „daß Preußen sofort mit seiner Heeresmacht Wien zu Hülfe eilen sollte." Ist dieser Antrag von der Versammlung angenommen worden? Während die Volkshaufen draußen tobten, hat die preußische National-Versammlung diesen Antrag abgelehnt und den des Centrums angenommen: „daß man sich an die deutsche Centralgewalt wenden solle, um durch diese Wien Schutz zu gewähren." Nun, meine Herren, Sie werden mir zugeben, daß das ein sehr milder Antrag war, und da dieser Antrag angenommen wurde, mit welchem Rechte kann man die Behauptung wagen, daß die National-Versammlung am 31. October „eingeschüchtert" war?! Wenn dies nicht Beweis genug ist, so werde ich Ihnen einen weiteren vorführen, und ich denke, er soll Sie überzeugen. Die Abgeordneten aus Preußen hier kennen, der Person oder dem Rufe nach, den ehemaligen Justizminister Bornemann; für diejenigen, die ihn nicht kennen, — habe ich hinzuzufügen, daß er ein Ehrenmann ist, ein Ehrenmann durch und durch; ich habe hinzuzufügen, daß er in der Berliner Versammlung seinen Platz im Centrum hat. Nun, Herr Bornemann stellte in der vorgestrigen Sitzung vom 8. d. M. den Antrag, daß die Versammlung nicht zu verlegen oder zu vertagen sei, daß die National-Versammlung vielmehr durch das Ministerium die sofortige Rückgängigmachung dieser Maßregeln zu beantragen habe. Ich werde die Ehre haben, Ihnen die Motive seines Antrages, welche mir von Berlin gedruckt übersendet, des Weiteren mitzutheilen. Ich hoffe, daß die Worte eines Mannes, der sich seit Jahren im Mittelpunkte der preußischen Verhältnisse und des dortigen Gouvernements befindet, und der in Betreff der gegenwärtigen Verhältnisse derselben jedenfalls mehr weiß, als irgend einer von uns, indem von uns Keiner in diesen ereignißreichen Tagen in Berlin anwesend war, daß Ihnen dessen Ansicht vom größten Werthe bei Beurtheilung der Sachlage sein werde. Bornemann erklärt mit seinen Gesinnungsgenossen, — ich bemerke nochmals, er sitzt im Centrum der Berliner Versammlung, — daß, wenngleich das Local der National-Versammlung mehrere Male von Volkshaufen umlagert gewesen sei, und Abgeordnete bedroht worden seien, dennoch nicht behauptet werden könne, daß die Mitglieder der Versammlung sich dadurch in ihren Abstimmungen haben leiten lassen. Er bezieht sich hierüber auf die von mir her-

vorgehobene Abstimmung in der Wiener Angelegenheit, sowie auf mehrere andere Abstimmungen, welche unter ähnlichen Verhältnissen dem Volkswillen entgegen von der Versammlung gefaßt worden. Er fährt fort, daß aus jenen Ereignissen nur folge, daß sie beseitigt werden müßten, und zu dem Zwecke habe die Versammlung den Präsidenten ermächtigt, die Bürgerwehr zum Schutz der Versammlung zu requiriren, auch sei jetzt ein auf diesen Schutz bezüglicher Gesetzentwurf zur schleunigen Berathung eingebracht worden, und wenn dieses Gesetz zur Zügelung der Störungen nicht ausreichen sollte, würden weitere Maßregeln in Antrag gebracht werden. Er bemerkt weiter, und ich bitte Sie dies aus diesem Munde wohl zu beachten, daß die Störungen und Unruhen, welche stattgefunden haben, wesentlich dem Umstande mit zuzuschreiben, daß die Regierung in letzter Zeit Ministerien anvertraut worden, welche nach der Meinung des Volkes einer reaktionären Richtung huldigen; daß diese Voraussetzung eine allgemeine Aufregung verursacht, und daß eben deswegen einerseits die Minister, um den Schein der Reaktion von sich abzuwenden, zu einer kräftigen Leitung der Angelegenheiten nicht haben gelangen können, sowie andererseits die Versammlung oder doch ein großer Theil derselben jede Handlung dieser Minister mit Mißtrauen aufzufassen sich gedrungen fand. Bei einem Ministerium, welches für freisinnig gehalten, müsse dies nothwendig anders werden. „„Nur ein solches aus kräftigen Männern zusammengesetztes Ministerium könne die Freiheit und Ordnung fördern. Eine Verlegung der Versammlung, um die Freiheit der Berathung zu wahren, erscheine für jetzt unnöthig. Sie könne vielmehr, wenn man die Möglichkeit eines Einflusses von Außen überhaupt voraussetze, nur die Folge haben, daß die Freiheit der Berathung nach einer **anderen** Seite hin in Frage gestellt und dadurch der gegenwärtige Zustand der Unsicherheit verlängert und gesteigert werde. Diese Betrachtung genüge, um die Maßregel für jetzt als eine äußerst bedenkliche und gefährliche erscheinen zu lassen.““

„Meine Herren! Ich denke allerdings, daß die einzig richtige Schlußfolgerung aus dem Vordersatz, daß die National-Versammlung bedroht sei, nur die sein kann, daß man ihr Schutz gewähren müsse, sei es durch die Bürgerwehr oder durch Militär.

Aber darin scheint mir keine Logik zu liegen, daß man, weil Gewaltmaßregeln gegen die National-Versammlung Seitens des Volkes vorgekommen, darauf mit einer andern Gewaltmaßregel gegen die National-Versammlung Seitens der Regierung antworten müsse. Freilich wird man Ihnen sagen: das sind keine Gewaltmaßregeln; die Regierung sei in ihrem vollkommenen Rechte. Man wird Ihnen beweisen wollen, daß in einem konstitutionellen Staate die Regierung das Recht habe, die Minister frei und selbstständig zu wählen, und sich dabei nicht leiten zu lassen brauche durch Mißtrauensvota der Volksvertretung, daß vielmehr nach konstitutionellem Herkommen ein Ministerium erst mehrfach durch Majoritäten gestürzt sein müsse und dergleichen mehr. Ich höre bereits kommende Redner, ja wir haben heute früh bereits solche Ansichten von dieser Tribüne aus gehört. Meine Herren! Ich warne Sie sehr, in einer Zeit wie die heutige, wo einzelne Tage den Inhalt von früheren Jahrzehnten haben, in einer so autonomen Zeit, die ihr eigenes Leben und somit auch ihr eigenes Gesetz hat, sich leiten zu lassen von Lehrbuch-Begriffen und Definitionen. Wenn alle staatsrechtlichen Handbücher der Welt sagen, daß der König in seinem Recht gewesen sei, wenn er sein angebliches Recht in dieser Weise auf die Spitze trieb, — ich kann es nicht für Recht erklären, zu würfeln über die eigene Existenz, zu würfeln über Mehr, über Wohl und Weh von Preußen, von ganz Deutschland. (Bravo auf der Linken und im Centrum.) Und die Verlegung und Vertagung der National-Versammlung? Sie ist ein Staatsstreich, und wahrhaftig, ich begreife nicht die Ansichten Ihres Ausschusses, die uns so eben mitgetheilt worden. Die preußische National-Versammlung ist berufen zur Vereinbarung der sämmtlichen preußischen Staatsverhältnisse mit der Krone. Sie vertritt souverain den preußischen Volkswillen; sie steht Macht gegen Macht gegenüber dem Throne. Wie kann unter solchen Verhältnissen die gleiche, selbstständige Macht einseitig eingreifen in das innerste Wesen der anderen, wie dies zweifellos geschieht durch die Verlegung der Versammlung! Die Krone könnte mit demselben Rechte die Versammlung auflösen. Das widerspricht der Natur der Sache; denn Sie werden nicht läugnen wollen, daß es ein Eingriff in das Lebensprinzip ist, wenn eine National-Versammlung aus der Hauptstadt des Landes verlegt wird. Und weil die Natur der Sache für mich spricht, verschmähe ich es, mich

auf den juristischen Boden zu stellen und Ihnen noch des Weiteren zu beweisen, daß durch ein Gesetz die National-Versammlung nach Berlin berufen worden, daß dieses nur durch ein Gesetz wieder aufgehoben werden kann, und daß es sich von selbst versteht, daß bei einem solchen Gesetze die konstituirende Versammlung schon in ihrer sonstigen Eigenschaft doch auch mitzusprechen haben würde. Meine Herren, Recht und Gesetz stehen auf der Seite der preußischen National-Versammlung; und wenn Sie darüber noch zweifelhaft sein könnten, so sehen Sie hin auf die würdevolle Haltung dieser Versammlung, auf die würdige Haltung der Hauptstadt. Diese würdige Haltung ist Folge des vollen Bewußtseins, daß die Versammlung einen festen Boden im Gesetze und im Rechte hat. Und nun bitte ich Sie, schauen Sie ferner darauf hin, wie das preußische Volk handelt! Aus allen Provinzen, von allen großen und vielen kleinen Städten sind Adressen und Deputationen nach Berlin gekommen, die auf das Entschiedenste sich auf die Seite der National-Versammlung stellen. Meine Kommittenten, die Bewohner der Stadt Magdeburg, haben sich, nach Mittheilung der mir eben zugehenden Zeitung, an die National-Versammlung gewendet mit der Aufforderung, ein Dekret ergehen zu lassen, welches die Steuerverweigerung ausspricht. Erinnern Sie Sich, was in Berlin geschehen. Die Stadtverordneten, die gesetzlichen Behörden einer Stadt von einer halben Million Einwohner, bieten der National-Versammlung ihre Lokale, die Kaufmannschaft ihren Kredit, die Bürgerwehr, 60,000 Mann, ihren Schutz. Nun, meine Herren, was bleibt dann für den Thron übrig? Worauf stützt sich der Thron, wenn das Volk und die Vertreter des Volks in dieser Weise handeln? Was ist der Thron ohne Volk? Er ist Nichts!

„Es ist für eine deutsche Reichsversammlung unabweisbare Pflicht, in solch großem Momente dem gekränkten Volksrechte zur Seite zu stehen. Ersparen Sie einem edlen Volke neue Ströme Blutes! Wir sind im Stande, einer zweiten, einer furchtbaren Revolution vorzubeugen. Thun wir es nicht, so sehe ich schweres Unglück auf der einen wie auf der andern Seite; die Reaktion auf der einen Seite, die nothwendig zu einer weiteren Revolution führen muß; ich sehe auf der andern Seite Anarchie; ich sehe schreckensvolle Jahre vor uns, Jahre voll Blut und Graus, wenn wir nicht muthig unsere Pflicht erfüllen. Meine

Herren, ich fordere von Männern vor Allem Eins: Muth! Wir sind hier fünfhundert Vertreter des deutschen Volkes, bei Gott! nicht hergesendet zu dem Zweck, um Unruhen, wenn sie im badischen Oberlande oder in Altenburg entstehen, zu unterdrücken; wir sind hierher gesendet, um die Geschicke Deutschlands in die Hand zu nehmen, und wir müssen den Muth haben, auch die große preußische Macht, wenn sie volksfeindlich sich widersetzt, zu bekämpfen. Wollen Sie das nicht, so lassen Sie uns wenigstens den Muth haben, zu gestehen, daß nicht in uns der Schwerpunkt Deutschlands liegt; dann wollen wir patriotisch genug sein, diesen Schwerpunkt auf die Macht übergehen zu lassen, die die Kraft hat, uns zu widerstehen. Meine Herren, lassen Sie den ungeheuren politischen Moment dieser Stunden nicht bewußtlos aus Ihren Händen gleiten. Noch ruht die Macht in Ihren Händen, und nur Ihr Wille ist verzaubert. Erlösen Sie Sich! Wir haben in Oesterreich der deutschen Sache einen furchtbaren Schlag versetzt. Lassen Sie mich schweigen von den Eindrücken, die wir in dieser Beziehung erst heute von Neuem erfahren haben; Sie haben gehört, wie man in diesem Moment in Oesterreich über uns denkt; ich schweige darüber. In Berlin sieht man noch mit Sehnsucht auf unsere Hülfe; noch vorgestern habe ich einen Brief von einem der Leiter der Berliner National-Versammlung erhalten. Man sagt mir, daß wenn es sich auch jetzt zeigen sollte, daß die Vertreter der deutschen Nation in Frankfurt ihren Beruf nicht erkennen, wenn sie auch jetzt nicht wüßten, daß wir neben der Einheit auch die Freiheit Deutschland zu schützen haben, dann habe sich Deutschland vergriffen und die schlechtesten seiner Söhne nach Frankfurt gesendet." (Lebhafter Beifall auf der Linken und der Gallerie. Zischen von der Rechten. Ruf der Rechten: Gallerie räumen! Erneuerter stürmischer Beifall von der Linken. Simon zu der Rechten gewendet): „Mit Ihrem Zischen ist es nicht gethan, hier gilt es Männerhandlungen. — Meine Herren! ich beschwöre Sie, werfen Sie Deutschland nicht durch Ihre Energielosigkeit in blutige Zuckungen. Retten Sie Deutschland!"

Die Majorität des Parlaments blieb sich getreu. Sie sah thatlos dem Bruch zwischen der preußischen National-Versammlung und der Krone zu. Als der oben erwähnte Antrag von der Ver-

sammlung abgelehnt worden, hielt Simon es für Pflicht, nach Berlin zu eilen und dort seinen Deputirtensitz einzunehmen, um in einem letzten entscheidenden Momente, wo es Zusammenhalten der Partei galt, nicht zu fehlen. Er reiste am 15. November 1848 von Frankfurt ab.

Gleich nach seiner Ankunft in Berlin suchte Simon schriftlich eine Audienz beim Prinzen von Preußen nach, weil er von der gewissenhaften Natur dieses Fürsten eine Ausgleichung noch für möglich hielt. Der Adjutant desselben, Major v. Vincke, brachte ihm persönlich die Antwort, „daß der Prinz, als erster und loyaler Unterthan des Königs, ihn als ein Parteihaupt der Opposition nicht sprechen könne."

Simon wohnte in Berlin den letzten Sitzungen der National-Versammlung bei; er blieb an dem vom Volke ihm angewiesenen Platze bis zur gewaltsamen Auflösung der Versammlung. —

Berlin, 18. November 1848.

Offener Brief an meine Wähler, die Bewohner des Kreises Kosel in Oberschlesien*).

Verehrte Männer!

„Durch Ihr Vertrauen zu Ihrem Vertreter in der preußischen National-Versammlung berufen, nöthigte mich die bereits für die Stadt Magdeburg angenommene Wahl als deren Abgeordneter

---

*) Es dürfte hier am Platze sein, der Umstände, welche der Wahl Heinrich Simons im Kreise Kosel vorausgingen, zu erwähnen. Max Simon, des Ersteren Freund und Vetter, war in Folge seiner energischen und umsichtigen Verwaltung des Fürstenthums Pleß, der er in den Jahren 1846 bis Ende März 1848 als Direktor (in Gräflich Hochbergschen Diensten) vorstand, in weiteren Kreisen Oberschlesiens bekannt geworden; die freisinnige Partei der Wahlmänner des Kreises Kosel trug ihm die Deputirtenstelle des Kreises für die preußische Nationalversammlung an. Er sagte freudig zu. Zwei Tage vor der Wahl hörte er jedoch, daß Heinrich Simon zwar als Deputirter für Frankfurt mehrere Male in Schlesien gewählt sei, für Berlin aber seine Wahl nicht in Aussicht stehe. Max gab sofort seinen Lieblingswunsch auf, reiste nach Kosel, theilte die Sachlage mit, verwies auf die damalige größere politische Erfahrung seines Vetters und schlug ihn der Partei als Abgeordneten vor. Die Wahl erfolgte unmittelbar darauf und einstimmig.

Heinrich Simon und Genossen stellten — in der Parlamentssitzung vom 14. November 1848 — folgenden Antrag:

„In Erwägung, daß die Ernennung und Beibehaltung des Ministeriums Brandenburg gegen den wiederholt erklärten, fast einstimmigen Willen der preußischen Volksvertretung, und die Behauptung, daß hierbei lediglich das Vertrauen des Königs, nicht das der Volksvertretung entscheide, als eine die Volksvertretung mißachtende Handlungsweise zu erachten, die nur dem Könige eines absoluten Staates zusteht, und die Volksfreiheit, sowie die Ruhe Preußens und Deutschlands mit Nothwendigkeit gefährdet ꝛc. ꝛc.

„wolle die deutsche National-Versammlung beschließen:

1. die Centralgewalt aufzufordern, an die preußische Regierung die sofortige Erklärung zu richten, daß dieselbe außer ihrem Rechte stehe, wenn sie dem Lande ein Ministerium gegen den wiederholt ausgesprochenen Willen der Volksvertung aufdringen wolle;
2. die Centralgewalt aufzufordern, an gedachte Regierung die fernere Erklärung zu richten, daß dieselbe außer ihrem Rechte stehe, wenn sie ohne Uebereinstimmung mit der zur Vereinbarung der Verfassung berufenen preußischen National-Versammlung letztere vertagen und ihren Sitz verlegen wolle;
3. die Centralgewalt aufzufordern, an gedachte Regierung die sofortige Weisung zu richten, vorstehend aufgeführte, die Volksfreiheit, das Recht und die Ruhe Deutschlands bedrohende Maßregel zurückzunehmen."

Kurz vor Beginn jener Sitzung vom 14. November verbreitete sich unter den Deputirten die Nachricht: der Reichstags-Abgeordnete Robert Blum sei in Wien standrechtlich erschossen worden. Der Präsident v. Gagern eröffnete die Sitzung mit der Mittheilung eines Briefes aus Wien, der die näheren Umstände über Robert Blums Tod enthielt.

Unmittelbar darauf erhielt Heinrich Simon das Wort zur Begründung seines obigen Antrags.

„Meine Herren!" — sprach er — „es ist wahrlich schwer, unter den erschütternden Eindrücken, wie wir sie soeben erfahren haben, das Wort über einen anderen Gegenstand zu ergreifen. Ich sage Ihnen daher in jener Beziehung nur Eins: In Oesterreich ist es zu spät; in Preußen noch Zeit! — — Sollen

denn die Lehren der Geschichte ewig spurlos vorübergehen? Achtzehn Jahre sind es erst, daß Karl X. seinem Lande ein Ministerium aufdrängen wollte, ein Ministerium, welches mit einem Staatsstreich begann. Die Folge war der Sturz der Dynastie. Meine Herren! nur die Namen sind verschieden. Bei Polignac wie bei Brandenburg sind es nicht die Personen, gegen welche das Land sich erhebt, es sind die dem Volkswillen gegenüberstehenden Systeme, welche durch jene Personen vertreten sind; und daß man auch in Berlin in dieser Beziehung das Richtige herausgefühlt, das zeigt die erste Handlung des Ministeriums: die Mißachtung der konstituirenden preußischen National-Versammlung durch deren Vertagung und Verlegung. Frankreich konnte sich damals nur durch eine Revolution helfen; Preußen — — meine Herren, handeln Sie energisch und rasch, und Sie können — Preußen eine zweite Revolution ersparen.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mit wenigen Worten die letzten Tage der preußischen Geschichte vorführe. Sie werden daraus ersehen, was man mit dem Ministerium Brandenburg, was mit der Verlegung des Landtags beabsichtigt hat.— Seit längerer Zeit ist Berlin von einer Armee umgeben, einer Armee, wie man hört, mit 217 Feuerschlünden. Man wartete der Ereignisse. Da fiel Wien und — Frankfurt schwieg. Jetzt kündigt man ein Ministerium Brandenburg an, und die Soldaten in Berlin wurden auf acht Tage verproviantirt. Die National-Versammlung legte einen energischen Protest gegen ein solches Ministerium ein; die Stimmung des Landes wurde dargestellt; sie beabsichtigte, diesen Protest zu unterstützen durch persönliche Erklärungen gegenüber dem Throne; der Thron verweigerte, die gesetzliche Stimme des Landes zu hören! So hören Sie, wie man in der Umgebung des Throns von den Maßregeln denkt, die man ergriffen hat; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen wenige Zeilen vorlese. Die Neue preußische Zeitung — das ist ein Organ derjenigen, welche überall in der Nähe der Throne stehen, ein Organ der Aristokratie — die Neue preußische Zeitung sagt unumwunden Folgendes: „„Das Ministerium Brandenburg ist von der National-Versammlung in Berlin, noch ehe es zu Stande gekommen, mit einem fast einstimmigen Mißtrauensvotum begrüßt worden, welches eine Deputation von fünfundzwanzig ihrer Glieder aller Farben““ — hören Sie wohl, meine Herren, aller Farben — „„vor Sr. Majestät dem Könige ausgesprochen hat. Wir

hoffen, daß dieses Mißtrauen der Versammlung durch des Königs Vertrauen auf- und überwogen werden wird. Die Sache steht dann so, daß die Versammlung zu der Regierung und die Regierung zu der Versammlung kein Vertrauen hat. Die „Vereinbarung", welche Vertrauen voraussetzt, kommt nicht zu Stande. — Der Thron bleibt, was er seit vier Jahrhunderten ist, nämlich — Thron und „breiteste Grundlage" des durch und um ihn gebildeten und gesammelten preußischen Staates und Volkes, und der Concertsaal*) wieder das, was er bis vor wenigen Wochen war, nämlich — Concertsaal, in welchem wieder Harmonie an die Stelle der Mißtöne tritt, die jetzt darin zwischen denen erklingen, die den Pöbel führen, und denen, die vor dem Pöbel sich fürchten.""

„Meine Herren! ist Ihnen das deutlich genug? Die Seele dieses Ministeriums Brandenburg ist der Minister des Innern, Herr v. Manteuffel. Graf Brandenburg ist die vorgeschobene Persönlichkeit. Sie werden mir erlauben, da wohl nur sehr Wenige unter Ihnen Näheres von Herrn v. Manteuffel wissen, daß ich Ihnen mit wenigen Worten die Charakteristik dessen gebe, der gegenwärtig der Leiter der preußischen Verhältnisse ist.

„Zur Zeit des ersten preußischen Landtages, wo verschiedene verehrte Mitglieder der hiesigen Versammlung, die jetzt bei uns auf der äußersten Rechten sitzen, der äußersten Linken sich näherten, da hatte dieser Herr v. Manteuffel seinen Platz auf der äußersten Rechten. Er vertrat die Anschauungen Metternichs, wenn gleich nicht mit dessen Geiste, er vertrat den reinen, unverfälschten Polizeistaat. Wenn die Anschauungen dieses Mannes durchgingen — wir wollen hoffen, es wird nicht geschehen, — dann wäre bei weitem das Beste, was Preußen zu erwarten hätte — eine octroyirte Charte nach den Gelüsten und im Sinne des Junkerthums.

„Das ist der Dank dafür, daß im März das Volk vor dem Throne stand! — — Und gleichzeitig ist von Halle her Professor Leo in die Umgebung des Thrones gezogen worden, jener bekannte Absolutist, der Ihnen in seinen Geschichtswerken des Weitläufigen beweist, daß die französische Revolution in jeder ihrer Epochen hätte zurückgedrängt werden können, wenn man nur die nöthige

* Das damalige Lokal der preußischen National-Versammlung.

Energie bewiesen hätte! Wenn in einem konstitutionellen Staate der Thron solche Rathgeber hat, und wenn gleichzeitig eine Armee von 50,000 Mann, versehen mit einigen hundert Feuerschlünden, in und um die Hauptstadt des Landes zusammengezogen wird, da kann man ungefähr wissen, was zu erwarten steht.

„Man ernannte, ich wiederhole es, nach dem Falle Wiens, alles Protestirens unerachtet, dieses näher geschilderte Ministerium Brandenburg, und der erste Schritt dieses Ministeriums war die Verlegung, die Vertagung der Versammlung. Man darf mit Entschiedenheit sagen, daß nimmermehr an diese Maßregel gedacht worden, wenn die Brandraketen und die Kartätschen des Fürsten Windischgrätz nicht einen so eminenten Erfolg gehabt hätten, wenn man nicht die Gelegenheit, die anscheinend letzte, ergreifen wollte, alte Verhältnisse zurückzuführen. Diese Annahme hat ihre Berechtigung, weil die innere Veranlassung zu jenen Maßregeln fehlt. Es ist eine gemachte Maßregel.

Ich habe Ihnen das zu beweisen, und werde es Ihnen beweisen. In der königl. Botschaft vom 8. November wird gesagt, daß „am 31. Oktober von aufgewiegelten Volkshaufen der Versuch gemacht worden, die Abgeordneten einzuschüchtern;" — das ist der Vordersatz, und auf diesen Vordersatz wird der Nachsatz gebaut: „daß solche Ereignisse nur zu deutlich beweisen, daß die Versammlung der eigenen Freiheit entbehrt, und daß die Mitglieder dieser Versammlung nicht denjenigen Schutz finden, welcher erforderlich ist, um ihre Berathung vor dem Scheine der Einschüchterung sicher zu stellen." — Also, weil der Versuch gemacht worden ist, die Versammlung einzuschüchtern, deshalb und dadurch ist bewiesen, daß sie wirklich eingeschüchtert worden. Man bezieht sich zum Beweise auf den 31. Oktober: dieser 31. Oktober wird in der königlichen Botschaft an die Spitze gestellt. Wissen Sie, was an diesem 31. Oktober das Volk gewollt und gethan, und was die Versammlung darauf beschlossen hat? Am 31. Oktober war die Nachricht nach Berlin gekommen, daß Wien bombardirt werde, und das Volk, im vollsten Mitgefühle für die Schwesterstadt und in dem Bewußtsein, daß, wenn Wien fiel, demnächst Berlin daran käme, und dann das übrige Deutschland, — das Volk ließ sich dazu hinreißen, in ungesetzlicher und verwerflicher Weise gegenüber der Volksvertretung sein Wollen geltend zu

machen. Und was that darauf die Versammlung? In der Versammlung wurde ein Antrag gestellt, welcher den Wünschen des Volkes entsprach; die Linke trug darauf an: „daß Preußen sofort mit seiner Gesammtmacht Wien zu Hülfe eilen sollte.“ Ist dieser Antrag von der Versammlung angenommen worden? Während die Volkshaufen draußen tobten, hat die preußische National-Versammlung diesen Antrag abgelehnt und den des Centrums angenommen: „daß man sich an die deutsche Centralgewalt wenden solle, um durch diese Wien Schutz zu gewähren.“ Nun, meine Herren, Sie werden mir zugeben, daß das ein sehr milder Antrag war, und da dieser Antrag angenommen wurde, mit welchem Rechte kann man die Behauptung wagen, daß die National-Versammlung am 31. Oktober „eingeschüchtert“ war?! Wenn dies nicht Beweis genug ist, so werde ich Ihnen einen weiteren vorführen, und ich denke, er soll Sie überzeugen. Die Abgeordneten aus Preußen hier kennen, der Person oder dem Rufe nach, den ehemaligen Justizminister Bornemann; für diejenigen, die ihn nicht kennen, — habe ich hinzuzufügen, daß er ein Ehrenmann ist, ein Ehrenmann durch und durch; ich habe hinzuzufügen, daß er in der Berliner Versammlung seinen Platz im Centrum hat. Nun, Herr Bornemann stellte in der denkwürdigen Sitzung vom 8. d. M. den Antrag, daß die Versammlung nicht zu verlegen oder zu vertagen sei, daß die National-Versammlung vielmehr durch das Ministerium die sofortige Rückgängigmachung dieser Maßregeln zu beantragen habe. Ich werde die Ehre haben, Ihnen die Motive seines Antrages, welche mir von Berlin gedruckt übersendet, des Weiteren mitzutheilen. Ich hoffe, daß die Worte eines Mannes, der sich seit Jahren im Mittelpunkte der preußischen Verhältnisse und des dortigen Gouvernements befindet, und der in Betreff der gegenwärtigen Verhältnisse daselbst jedenfalls mehr weiß, als irgend einer von uns, indem von uns Keiner in diesen ereignißreichen Tagen in Berlin anwesend war, daß Ihnen dessen Ansicht vom größten Werthe bei Beurtheilung der Sachlage sein werde. Bornemann erklärt mit seinen Gesinnungsgenossen, — ich bemerke nochmals, er sitzt im Centrum der Berliner Versammlung, — daß, wenngleich das Lokal der National-Versammlung mehrere Male von Volkshaufen umlagert gewesen sei, und Abgeordnete bedroht worden seien, dennoch nicht behauptet werden könne, daß die Mitglieder der Versammlung sich dadurch in ihren Abstimmungen haben leiten lassen. Er bezieht sich hierüber auf die von mir her-

vorgehobene Abstimmung in der Wiener Angelegenheit, sowie auf mehrere andere Abstimmungen, welche unter ähnlichen Verhältnissen dem Volkswillen entgegen von der Versammlung gefaßt worden. Er fährt fort, daß aus jenen Ereignissen nur folge, daß sie beseitigt werden müßten, und zu dem Zwecke habe die Versammlung den Präsidenten ermächtigt, die Bürgerwehr zum Schutz der Versammlung zu requiriren, auch sei jetzt ein auf diesen Schutz bezüglicher Gesetzentwurf zur schleunigen Berathung eingebracht worden, und wenn dieses Gesetz zur Zügelung der Störungen nicht ausreichen sollte, würden weitere Maßregeln in Antrag gebracht werden. Er bemerkt weiter, und ich bitte Sie dies aus diesem Munde wohl zu beachten, daß die Störungen und Unruhen, welche stattgefunden haben, wesentlich dem Umstande mit zuzuschreiben, daß die Regierung in letzter Zeit Ministerien anvertraut worden, welche nach der Meinung des Volkes einer reaktionären Richtung huldigen; daß diese Voraussetzung eine allgemeine Aufregung verursacht, und daß eben deswegen einerseits die Minister, um den Schein der Reaktion von sich abzuwenden, zu einer kräftigen Leitung der Angelegenheiten nicht haben gelangen können, sowie andererseits die Versammlung oder doch ein großer Theil derselben jede Handlung dieser Minister mit Mißtrauen aufzufassen sich gedrungen fand. Bei einem Ministerium, welches für freisinnig gehalten, müsse dies nothwendig anders werden. „„Nur ein solches aus kräftigen Männern zusammengesetztes Ministerium könne die Freiheit und Ordnung fördern. Eine Verlegung der Versammlung, um die Freiheit der Berathung zu wahren, erscheine für jetzt unnöthig. Sie könne vielmehr, wenn man die Möglichkeit eines Einflusses von Außen überhaupt voraussetze, nur die Folge haben, daß die Freiheit der Berathung nach einer anderen Seite hin in Frage gestellt und dadurch der gegenwärtige Zustand der Unsicherheit verlängert und gesteigert werde. Diese Betrachtung genüge, um die Maßregel für jetzt als eine äußerst bedenkliche und gefährliche erscheinen zu lassen.““

„Meine Herren! Ich denke allerdings, daß die einzig richtige Schlußfolgerung aus dem Vordersatz, daß die National-Versammlung bedroht sei, nur die sein kann, daß man ihr Schutz gewähren müsse, sei es durch die Bürgerwehr oder durch Militär.

Aber darin scheint mir keine Logik zu liegen, daß man, weil Gewaltmaßregeln gegen die National-Versammlung Seitens des Volkes vorgekommen, darauf mit einer andern Gewaltmaßregel gegen die National-Versammlung Seitens der Regierung antworten müsse. Freilich wird man Ihnen sagen: das sind keine Gewaltmaßregeln; die Regierung sei in ihrem vollkommenen Rechte. Man wird Ihnen beweisen wollen, daß in einem konstitutionellen Staate die Regierung das Recht habe, die Minister frei und selbstständig zu wählen, und sich dabei nicht leiten zu lassen brauche durch Mißtrauensvota der Volksvertretung, daß vielmehr nach konstitutionellem Herkommen ein Ministerium erst mehrfach durch Majoritäten gestürzt sein müsse und dergleichen mehr. Ich höre bereits kommende Redner, ja wir haben heute früh bereits solche Ansichten von dieser Tribüne aus gehört. Meine Herren! Ich warne Sie sehr, in einer Zeit wie die heutige, wo einzelne Tage den Inhalt von früheren Jahrzehnten haben, in einer so autonomen Zeit, die ihr eigenes Leben und somit auch ihr eigenes Gesetz hat, sich leiten zu lassen von Lehrbuch-Begriffen und Definitionen. Wenn alle staatsrechtlichen Handbücher der Welt sagen, daß der König in seinem Recht gewesen sei, wenn er sein angebliches Recht in dieser Weise auf die Spitze trieb, — ich kann es nicht für Recht erklären, zu würfeln über die eigene Existenz, zu würfeln über Mehr, über Wohl und Weh von Preußen, von ganz Deutschland. (Bravo auf der Linken und im Centrum.) Und die Verlegung und Vertagung der National-Versammlung? Sie ist ein Staatsstreich, und wahrhaftig, ich begreife nicht die Ansichten Ihres Ausschusses, die uns so eben mitgetheilt worden. Die preußische National-Versammlung ist berufen zur Vereinbarung der sämmtlichen preußischen Staatsverhältnisse mit der Krone. Sie vertritt souverain den preußischen Volkswillen; sie steht Macht gegen Macht gegenüber dem Throne. Wie kann unter solchen Verhältnissen die gleiche, selbstständige Macht einseitig eingreifen in das innerste Wesen der anderen, wie dies zweifellos geschieht durch die Verlegung der Versammlung! Die Krone könnte mit demselben Rechte die Versammlung auflösen. Das widerspricht der Natur der Sache; denn Sie werden nicht läugnen wollen, daß es ein Eingriff in das Lebensprinzip ist, wenn eine National-Versammlung aus der Hauptstadt des Landes verlegt wird. Und weil die Natur der Sache für mich spricht, verschmähe ich es, mich

auf den juristischen Boden zu stellen und Ihnen noch des Weiteren zu beweisen, daß durch ein Gesetz die National-Versammlung nach Berlin berufen worden, daß dieses nur durch ein Gesetz wieder aufgehoben werden kann, und daß es sich von selbst versteht, daß bei einem solchen Gesetze die konstituirende Versammlung schon in ihrer sonstigen Eigenschaft doch auch mitzusprechen haben würde. Meine Herren, Recht und Gesetz stehen auf der Seite der preußischen National-Versammlung; und wenn Sie darüber noch zweifelhaft sein könnten, so sehen Sie hin auf die würdevolle Haltung dieser Versammlung, auf die würdige Haltung der Hauptstadt. Diese würdige Haltung ist Folge des vollen Bewußtseins, daß die Versammlung einen festen Boden im Gesetze und im Rechte hat. Und nun bitte ich Sie, schauen Sie ferner darauf hin, wie das preußische Volk handelt! Aus allen Provinzen, von allen großen und vielen kleinen Städten sind Adressen und Deputationen nach Berlin gekommen, die auf das Entschiedenste sich auf die Seite der National-Versammlung stellen. Meine Kommittenten, die Bewohner der Stadt Magdeburg, haben sich, nach Mittheilung der mir eben zugehenden Zeitung, an die National-Versammlung gewendet mit der Aufforderung, ein Dekret ergehen zu lassen, welches die Steuerverweigerung ausspricht. Erinnern Sie Sich, was in Berlin geschehen. Die Stadtverordneten, die gesetzlichen Behörden einer Stadt von einer halben Million Einwohner, bieten der National-Versammlung ihre Lokale, die Kaufmannschaft ihren Kredit, die Bürgerwehr, 60,000 Mann, ihren Schutz. Nun, meine Herren, was bleibt dann für den Thron übrig? Worauf stützt sich der Thron, wenn das Volk und die Vertreter des Volks in dieser Weise handeln? Was ist der Thron ohne Volk? Er ist Nichts!

„Es ist für eine deutsche Reichsversammlung unabweisbare Pflicht, in solch großem Momente dem gekränkten Volksrechte zur Seite zu stehen. Ersparen Sie einem edlen Volke neue Ströme Blutes! Wir sind im Stande, einer zweiten, einer furchtbaren Revolution vorzubeugen. Thun wir es nicht, so sehe ich schweres Unglück auf der einen wie auf der andern Seite; die Reaktion auf der einen Seite, die nothwendig zu einer weiteren Revolution führen muß; ich sehe auf der andern Seite Anarchie; ich sehe schreckensvolle Jahre vor uns, Jahre voll Blut und Graus, wenn wir nicht muthig unsere Pflicht erfüllen. Meine

Herren, ich fordere von Männern vor Allem Eins: Muth! Wir sind hier fünfhundert Vertreter des deutschen Volkes, bei Gott! nicht hergesendet zu dem Zweck, um Unruhen, wenn sie im badischen Oberlande oder in Altenburg entstehen, zu unterdrücken; wir sind hierher gesendet, um die Geschicke Deutschlands in die Hand zu nehmen, und wir müssen den Muth haben, auch die große preußische Macht, wenn sie volksfeindlich sich widersetzt, zu bekämpfen. Wollen Sie das nicht, so lassen Sie uns wenigstens den Muth haben, zu gestehen, daß nicht in uns der Schwerpunkt Deutschlands liegt; dann wollen wir patriotisch genug sein, diesen Schwerpunkt auf die Macht übergehen zu lassen, die die Kraft hat, uns zu widerstehen. Meine Herren, lassen Sie den ungeheuren politischen Moment dieser Stunden nicht bewußtlos aus Ihren Händen gleiten. Noch ruht die Macht in Ihren Händen, und nur Ihr Wille ist verzaubert. Erlösen Sie Sich! Wir haben in Oesterreich der deutschen Sache einen furchtbaren Schlag versetzt. Lassen Sie mich schweigen von den Eindrücken, die wir in dieser Beziehung erst heute von Neuem erfahren haben; Sie haben gehört, wie man in diesem Moment in Oesterreich über uns denkt; ich schweige darüber. In Berlin sieht man noch mit Sehnsucht auf unsere Hülfe; noch vorgestern habe ich einen Brief von einem der Leiter der Berliner National-Versammlung erhalten. Man sagt mir, daß wenn es sich auch jetzt zeigen sollte, daß die Vertreter der deutschen Nation in Frankfurt ihren Beruf nicht erkennen, wenn sie auch jetzt nicht wüßten, daß wir neben der Einheit auch die Freiheit Deutschland zu schützen haben, dann habe sich Deutschland vergriffen und die schlechtesten seiner Söhne nach Frankfurt gesendet." (Lebhafter Beifall auf der Linken und der Gallerie. Zischen von der Rechten. Ruf der Rechten: Gallerie räumen! Erneuerter stürmischer Beifall von der Linken. Simon zu der Rechten gewendet): „Mit Ihrem Zischen ist es nicht gethan, hier gilt es Männerhandlungen. — Meine Herren! ich beschwöre Sie, werfen Sie Deutschland nicht durch Ihre Energielosigkeit in blutige Zuckungen. Retten Sie Deutschland!"

Die Majorität des Parlaments blieb sich getreu. Sie sah thatlos dem Bruch zwischen der preußischen National-Versammlung und der Krone zu. Als der oben erwähnte Antrag von der Ver-

sammlung abgelehnt worden, hielt Simon es für Pflicht, nach Berlin zu eilen und dort seinen Deputirtensitz einzunehmen, um in einem letzten entscheidenden Momente, wo es Zusammenhalten der Partei galt, nicht zu fehlen. Er reiste am 15. November 1848 von Frankfurt ab.

Gleich nach seiner Ankunft in Berlin suchte Simon schriftlich eine Audienz beim Prinzen von Preußen nach, weil er von der gewissenhaften Natur dieses Fürsten eine Ausgleichung noch für möglich hielt. Der Adjutant desselben, Major v. Vincke, brachte ihm persönlich die Antwort, „daß der Prinz, als erster und loyaler Unterthan des Königs, ihn als ein Parteihaupt der Opposition nicht sprechen könne."

Simon wohnte in Berlin den letzten Sitzungen der National-Versammlung bei; er blieb an dem vom Volke ihm angewiesenen Platze bis zur gewaltsamen Auflösung der Versammlung. —

Berlin, 18. November 1848.

Offener Brief an meine Wähler, die Bewohner des Kreises Kosel in Oberschlesien*).

Verehrte Männer!

„Durch Ihr Vertrauen zu Ihrem Vertreter in der preußischen National-Versammlung berufen, nöthigte mich die bereits für die Stadt Magdeburg angenommene Wahl als deren Abgeordneter

---

*) Es dürfte hier am Platze sein, der Umstände, welche der Wahl Heinrich Simons im Kreise Kosel vorausgingen, zu erwähnen. Max Simon, des Ersteren Freund und Vetter, war in Folge seiner energischen und umsichtigen Verwaltung des Fürstenthums Pleß, der er in den Jahren 1846 bis Ende März 1848 als Direktor (in Gräflich Hochbergschen Diensten) vorstand, in weiteren Kreisen Oberschlesiens bekannt geworden; die freisinnige Partei der Wahlmänner des Kreises Kosel trug ihm die Deputirtenstelle des Kreises für die preußische Nationalversammlung an. Er sagte freudig zu. Zwei Tage vor der Wahl hörte er jedoch, daß Heinrich Simon zwar als Deputirter für Frankfurt mehrere Male in Schlesien gewählt sei, für Berlin aber seine Wahl nicht in Aussicht stehe. Max gab sofort seinen Lieblingswunsch auf, reiste nach Kosel, theilte die Sachlage mit, verwies auf die damalige größere politische Erfahrung seines Vetters und schlug ihn der Partei als Abgeordneten vor. Die Wahl erfolgte unmittelbar darauf und einstimmig.

zur deutschen Reichsversammlung, dem von Ihnen gewählten Stellvertreter jene ehrenvolle Stellung einzuräumen.

„In diesen Entscheidungstagen aber, in denen Oesterreich einer soldatischen Contrerevolution gefallen und Frankfurt geschwiegen hat, ist die National-Versammlung in Berlin der thatsächliche Mittelpunkt Deutschlands geworden; durch sie wird die Frage von Deutschlands Freiheit entschieden und durch den Wiederhall, den die Stimme der National-Versammlung im preußischen Volke finden wird. — In solchen Tagen, wo überdies mit der Stellung eines preußischen Volksvertreters möglicherweise persönliche Gefahr verbunden ist, konnte ich über das, was meine Pflicht sei, nicht schwanken. Ich blieb nach der in Frankfurt a. M. eingetroffenen Nachricht von dem unheilvollen Konflikt zwischen Krone und Volksvertretung nur noch so lange daselbst, als nöthig war, meine betreffenden Anträge einzubringen und zu vertheidigen. Die Zeitungen und stenographischen Berichte haben Ihnen die Anträge, welche das Resultat einer vorgängigen Berathung sämmtlicher Fraktionen der Linken und des linken Centrums sind, mitgetheilt. Wurden dieselben Seitens der deutschen National-Versammlung angenommen, so war der Seitens der Krone ungerechtfertigt veranlaßte Konflikt zwischen ihr und der Volksvertretung — durch das schiedsrichterliche Dazwischentreten der deutschen Centralgewalt gehoben. Ich nehme in Betreff der Begründung jener Anträge und meiner Ansicht über den Stand der Angelegenheit auf meine in der Sitzung vom 14. d. M. gehaltene Rede Bezug.

„Die Anträge fielen, — durch jene dem Ministerium unbedingt ergebene Partei der deutschen National-Versammlung, die auch Deutschlands Schweigen zur Windischgrätz'schen Herrschaft in Oesterreich bewirkt hat, und ich bin darauf unmittelbar auf den mir von Ihnen anvertrauten Posten geeilt.

„Während ich wünsche, dadurch Ihrem Vertrauen zu entsprechen, sage ich Ihnen meinerseits nochmals meinen innigen Dank, daß Sie mir es durch dieses Vertrauen möglich gemacht, in so heiligem Momente auch mein Scherflein auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen.

„Ich lebe der festen Ueberzeugung, daß Sie, wie alle meine schlesischen Landsleute, die Maßregeln der preußischen National-Versammlung, die mit so ruhmvoller, in der deutschen Geschichte

für immer glänzenden Entschiedenheit für das Volksrecht aufgetreten ist, — daß Sie diese Maßregeln auf das Kräftigste und mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen und der National-Versammlung unerschütterlich zur Seite stehen werden.

„**Es gilt Deutschlands Freiheit!**"

Heinrich Simon.

Januar 1849.

In der Parlamentssitzung vom 4. Januar 1849 kommt die preußische Verfassungs-Angelegenheit auf's Neue zur Sprache: es handelt sich um Rechtsgültigkeit und Anerkennung der octroyirten preußischen Verfassung vom 5. Dezember 1848. Und wieder ist es Heinrich Simon, der „nicht müde"*) wird, für Recht und Freiheit einzutreten. Wir theilen seine — am 4. Januar 1849 gehaltene Rede unverkürzt mit. Sie verdient noch heute von jedem Preußen — mit Aufmerksamkeit — gelesen zu werden:

„Meine Herren! Als die preußischen Verhältnisse am 14. und 20. November zur Debatte kamen, rieth Ihnen jene (die linke) Seite des Hauses, sich, Ihres Ursprungs eingedenk, energisch auf die Seite des Volksrechtes zu stellen. Wir erkannten den letzten Moment, in welchem Sie noch einlenken konnten. Sie haben die früheren großen politischen Momente, in welchen die Macht der National-Versammlung festgestellt werden konnte, durch Ihr Handeln zu Momenten des eigenen Sturzes gemacht, Sie thaten dies durch Ihren Beschluß in der Malmöer Waffenstillstandsfrage (Unruhe auf der Rechten), Sie thaten dies in der österreichischen Frage. Noch war es möglich, daß Sie sich dem preußischen Volke als eine mächtige moralische Stütze boten. Wir beschworen Sie, dies zu thun, und ich hatte noch damals, noch vor acht Wochen, die Berechtigung, mit der Aufforderung an Sie zu schließen, durch einen energischen Beschluß Deutschland zu retten. Sie haben diesen Beschluß nicht gefaßt. Heute liegt Deutschland am Boden, von Neuem preisgegeben den Wühlereien seiner Diplomaten, den auseinander laufenden Familieninteressen

---

*) „Nicht müde werden!" war Heinrich Simons Lieblingsspruch.

seiner vierunddreißig Dynastieen. (Bravo auf der Linken und im linken Centrum.) Meine Herren! Mit schwerem Herzen bekenne ich es: Heute habe ich nicht mehr die Berechtigung, Ihnen zuzurufen: Retten Sie Deutschland! Sie können Deutschland nicht mehr retten; und ich will Ihnen den Grund sagen. Sie haben neun lange Monate nicht daran gedacht, daß Ihre Kraft und ganze Macht ausschließlich wurzle in den Sympathieen des deutschen Volkes, und daß Ihre Kraft und Macht brechen mußte, wenn Sie diesen Boden verließen. Sie haben diesen Boden verlassen, und das deutsche Parlament, ein Riese auf seinem mütterlichen Boden, wird jetzt, demselben enthoben, in Diplomatenarmen erdrückt werden. (Stimmen auf der Linken: Sehr wahr!) Meine Herren! Was haben Sie dadurch erreicht, daß Sie sich auf die Seite der Kabinette gestellt? Haben Sie dort Anerkennung gefunden? Ich finde dies nicht; ich finde, wir haben den Regierungen so lange Rechnung getragen, bis wir uns stark verrechnet haben. Welche Regierung hätte es noch in der Mitte des vorigen Jahres gewagt, sich uns gegenüber zu stellen, und kaum sehen die Regierungen, daß das Volk nicht mehr hinter uns, so dürfen selbst die Kleinen uns ungestraft trotzen. Oesterreich erklärt offen und unumwunden, an unsere Beschlüsse nicht gebunden zu sein, offen und unumwunden, daß Deutschland nicht über Oesterreich stehe; es verweigert die Beiträge, die für das Reich ausgeschrieben; es will nicht mehr mit dem Reichsministerium des Innern verhandeln, sondern nur mit dem Ministerium des Auswärtigen, denn was hätte Oesterreich wohl mit einem deutschen Ministerium des Innern zu thun? (Hört!) Hannover erklärt, die Grundrechte vorläufig nicht publiziren zu wollen. Bayerns Bevollmächtigter hat in Beziehung auf diese Grundrechte keine Instruktion. (Hört!) Auch Bayern will, wie man hört, keine Beiträge zahlen; auch Bayern soll, wie man hört, sich nur mit dem Ministerium des Auswärtigen einlassen wollen (Hört!); und Preußen! Nun, Preußen giebt allerdings nicht eine gleich unumwundene Erklärung, wie Oesterreich, aber, meine Herren, es handelt dieser unumwundenen Erklärung gemäß. (Hört!) Sie wissen, wie Ihr Beschluß in Betreff Posens aufgenommen worden; er wird ignorirt; man handelt ihm direkt entgegen durch die betreffende Bestimmung der octroyirten Verfassung. Unsere Gesetze werden in Preußen entweder nicht publizirt, oder sie werden nicht als deutsche, sondern als preußische Gesetze publizirt. Könnten Sie aber noch zweifelhaft sein über die

Richtigkeit meiner Behauptung, so weise ich Sie darauf hin, wie unsere Beschlüsse vom 14. und 20. November aufgenommen worden sind. Sie waren so kühn, die preußische Krone aufzufordern, das Ministerium Brandenburg zu entlassen. Nun, meine Herren, dieses Ministerium Brandenburg war ausschließlich dazu bestimmt, den Gewaltstreich zu begehen. Kein Mensch in Preußen dachte daran, daß dies ein Ministerium sei, welches dauernd an der Spitze des Staates stehen könne. Sobald der Gewaltstreich geglückt, sollte das Ministerium entlassen werden, man wollte es nach dem ursprünglichen Plane nicht einmal am 27. November vor die Kammern in Brandenburg treten lassen. Das Ministerium hat es Ihren Beschlüssen zu danken, daß es gegenwärtig noch am Leben ist; das preußische Gouvernement mußte zeigen, was es auf Ihre Beschlüsse gebe. (Bravo auf der Linken und im linken Centrum.)

„Meine Herren! Das ist der Unsegen, den jede Halbheit hat; man verletzt nach allen Richtungen. Sie haben die preußische Krone verletzt durch Ihren Beschluß, daß das Ministerium entlassen werde; Sie haben im Volk alles Vertrauen verloren, weil Sie den zweifellosen Machtspruch der Krone in Ansehung der Vertagung und Verlegung der National-Versammlung als Recht anerkannten. Das Volk in Preußen und in Oesterreich sieht nicht mehr auf Frankfurt, denn es hofft nicht mehr auf Frankfurt. Dagegen läßt sich in diesem Momente wenig thun. Der Umschwung wird kommen. Ich getröste mich mit voller Zuversicht, daß das deutsche Volk die Idee deutscher Einheit und Freiheit, die Idee gemeinsamer deutscher Volksvertretung nicht deshalb fallen lassen wird, weil diese erste Versammlung das Volk nicht zu verstehen wußte; die einzelne Versammlung kann untergehen, nicht aber die Idee, die einmal im Volke Wurzel gefaßt. Aber, meine Herren, auf Eines mache ich Sie aufmerksam: Sie können diese Idee auf kürzere oder längere Zeit gründlich ruiniren, wenn Sie fortfahren auf dem eingeschlagenen falschen Wege, und Sie thun das, wenn Sie die Rechtsverletzung der preußischen Krone, um die es sich zur Zeit handelt, wenn Sie die Auflösung der National-Versammlung und die Octroyirung einer Verfassung nicht als Rechtsverletzung anerkennen, wenn Sie den Antrag Ihres Ausschusses annehmen, über diese Beleidigung des preußischen und des deutschen Volkes zur Tagesordnung überzugehen. Meine Herren! Als Solon gefragt wurde, welches die beste Regierung sei, da antwortete er, das sei die, in welcher die geringste Beleidigung des ge-

ringsten Bürgers als eine Schmach für die ganze Verfassung angesehen werde. Ich frage Sie, was würde wohl bei solchem Maßstabe von unserer gegenwärtigen Regierung Deutschlands zu sagen sein, wenn wir über die Beleidigung des ganzen preußischen Volkes, über die Beleidigung der Rechtsidee selber zur Tagesordnung übergehen wollten? — Lassen Sie uns das Benehmen der preußischen Regierung prüfen. Die Revolution hatte am 18. März in Berlin gesiegt, aber ihre Resultate waren nicht sofort festgestellt worden. Dies that die Deputation, welche die Stadt Breslau nach Berlin sendete, durch ihre Verhandlungen mit dem Ministerium und der Krone in den Nachtstunden vom 21. auf den 22. März und am 22. März, während man sich auf den Straßen anschickte, die Leichen der auf den Barrikaden Gefallenen zu begraben. Da man jetzt, bei vorwärts geschrittener Reaktion, dieser Deputation das Aergste zur Last legt, habe ich zu erwähnen, daß ich die Ehre hatte, einer der drei Sprecher jener Deputation zu sein. Nun ja, sie hat dem preußischen Volke die Urwahlen zum Zweck einer die Verfassung vereinbarenden Nationalversammlung erkämpft und die schriftliche Feststellung, durch die Kabinetsordre vom 22. März, aller der wesentlichen Volksrechte, die wir jetzt in unsere deutschen Grundrechte aufgenommen. Ich erkenne somit an, daß Grund vorhanden, diesen Männern nicht hold zu sein. Dies Versprechen des Königs von Preußen, mit einer aus Urwahlen hervorgegangenen Volksvertretung eine Verfassung zu vereinbaren, das, meine Herren, ist das wesentliche Ergebniß der März-Revolution. Dieses Versprechen wurde am 8. April, nach erfolgter Zustimmung des vereinigten Landtages, zum Gesetz erhoben, und man kann sagen, daß es Vertrag wurde, als am 22. Mai auf Grund des Wahlgesetzes die Abgeordnetenwahlen vollendet, und das ganze preußische Volk das Gesetz zur Ausführung gebracht hatte. Die Souveränetät war fortan zwischen Volk und Krone getheilt, und nur das Wie der Theilung hatte die Vereinbarung festzustellen. Ein einseitiger Widerruf dieses Gesetzes, dieses Vertrages war fortan rechtlich unmöglich. Dennoch ist dieser Widerruf Seitens der preußischen Regierung erfolgt. Man hat am fünften Dezember durch Kabinetsbefehl eine Verfassung eingeführt. Der Monarch hat durch diesen Akt das Resultat der Revolution wiederum vernichtet, die Souveränität wiederum ausschließlich an sich gerissen, von Neuem nach seinem Belieben über Volksrechte verfügt, dem Volke nach seinem Ermessen und

nach alter Weise ein Mehreres oder Wenigeres geschenkt. Ich gehe über dieses Mehr oder Minder vorläufig hinweg und ich sage: Wehe dem Volke, dem der Titel gleichgültig, durch den es in den Besitz seines Heiligsten kommt! (Auf der Linken: Sehr wahr!) Die Grundlage dieser Verfassung ist die Willkür eines Einzelnen, dem niemals die innere Berechtigung zur Revolution gegenüber einem ganzen Volke zugestanden werden kann. Eine solche Willkür hat kein schaffendes Leben in sich; nie wird daher diese Verfassung in dem Volksbewußtsein Wurzel schlagen; durch kein rechtliches und sittliches Band ist das Volk an diese Verfassung geknüpft; kein gesicherter Rechtszustand kann auf die Willkür eines Einzelnen gebaut werden, und so wird, das verkünde ich, der Bestand der Verfassung ebenso wieder von der Willkür abhängen, und die Regierung wird, sobald der Augenblick gekommen ist, auch diese Verfassung brechen, wie die bisherige. — Meine Herren! Man hat zur Vertheidigung des Verfahrens der preußischen Regierung eingewendet: Die Krone habe nicht anders handeln können; mit dieser Versammlung sei eine Vereinbarung unmöglich gewesen. Es haben die maßlosesten Angriffe auf die preußische National-Versammlung stattgefunden. Nun, meine Herren, die Gewalt hat gesiegt; was wäre also dem Weltlauf entsprechender, als solche Angriffe; wir sind ihrer in Deutschland aus den Tagen vor dem März noch nicht entwöhnt. Aber selbst von dieser Tribüne herab hat man die National-Versammlung geschmäht, und Ihr Ausschuß überbietet sich in Anschuldigungen, auf die ich zurückkommen werde. Ihr Ausschuß stellt die Behauptung auf, die Auflösung der Berliner National-Versammlung sei eine politische Nothwendigkeit gewesen, wenn auch das Recht dazu als zweifelhaft betrachtet werden könne; die Frage aber, ob die Krone zur Auflösung berechtigt gewesen, sei kaum von irgend einer Seite erhoben worden. Ich kann dem Herrn Berichterstatter denn doch zusichern, daß die Frage wirklich auch erhoben worden. Es hat wirklich Leute gegeben, welche diese rechtliche Seite im Interesse des Rechts, im Interesse des Landes und des Volkswohls recht ernstlich erwogen haben. Ich finde, der Herr Berichterstatter nimmt hier einen sehr thatsächlichen Boden ein, und man dürfte diese Ansicht bei anderer Gelegenheit citiren, daß es bei einer Revolution, — denn Sie werden mit mir einverstanden sein, daß dieser Staatsstreich der preußischen Regierung nichts ist, als eine Revolution der Krone gegen das Volk, — daß es da nicht der

Mühe lohne, auf die Frage von der Berechtigung einzugehen. Nun, meine Herren, ich für meine Person erkenne ein Nothrecht auch in der Politik vollständig an, wenngleich es mir nicht beikommt, so weit zu gehen, wie Herr v. Vincke von mir auf dieser Tribüne behauptet hat. Nach ihm soll ich von diesem Platze aus gesagt haben: ich verschmähte es, auf dem Boden des Rechts zu stehen. Dies ist ein Irrthum von seiner Seite. Ich wies damals darauf hin, daß die Natur der Sache die Unzulässigkeit der Vertagung und Verlegung der preußischen National-Versammlung ergäbe, und fuhr fort, daß ich es da, wo die Natur der Sache für mich spräche, nicht für nöthig erachte, mich noch zum Ueberflusse auf den juridischen Boden zu stellen. Ich unterschied ausdrücklich Recht und Gesetz, während Herr v. Vincke allerdings ein Recht nicht anerkennt, wenn es nicht gesetzlich. Während ich das historische Recht anerkenne, das göttliche aber höher stelle, und mich bei einem Konflikte dieses historischen Rechts mit jenem höheren Rechtsbewußtsein eines ganzen Volkes zu Gunsten des letzteren entscheide, ist nach jener Ansicht jede Revolution verwerflich.

„Es kann nicht die Rede davon sein," hat am zwanzigsten November Herr v. Vincke gesagt, „faktische Zustände an die Stelle des Rechts zu setzen," und er sagte dies mit Beziehung auf das Recht der Vereinbarung der preußischen Krone mit dem Volk. Ich freue mich dieser Erklärung, denn wir dürfen bei solchen Ansichten hoffen, daß auch jene äußerste (rechte) Seite den Staatsstreich der preußischen Regierung gegen diese auf das Gesetz begründete Vereinbarung schlechthin verwerfen wird, daß auch diese Seite des Hauses jetzt gegen den Staatsstreich sprechen wird. Und wenn Herr von Vincke in einer früheren Rede gegen meine Behauptung, daß die Verlegung jener Versammlung einen Staatsstreich enthalte, erklärte, er könne von einem Staatsstreiche in Preußen auch nicht die leiseste Spur erkennen, so, denke ich, wird es ihm jetzt ergehen, wie es einem andern Mitgliede auf unserer Seite früher mit der Reaktion erging, und er wird jetzt von dieser Tribüne erklären: „Ich sehe jetzt den Staatsstreich!" und vielleicht auch etwas Reaktion dazu. — Ich also, meine Herren, erkenne ein Nothrecht auch in der Politik vollständig an; aber Das bestreite ich entschieden, daß Gründe vorliegen, von einem derartigen Nothrechte in Beziehung auf die Octroyirung der preußischen Verfassung zu

Man hat zunächst die Unthätigkeit der National-

Versammlung angegriffen, und darauf hingewiesen, daß sie nur wenige Paragraphen der Verfassung berathen habe. Eigenthümlich! und in dem Momente, wo sie anfing, ernstlich vorwärts zu gehen, — in dem Momente, wo man das „von Gottes Gnaden" aufhob, den Adel aufhob, die Orden, die Titel, da fand man, daß sie zu ernstlich vorwärts gehe, da hob man sie auf. (Heiterkeit auf der Linken.) Die Sache steht gerade umgekehrt: die Versammlung war augenscheinlich zu sehr Willens, ernstlich vorwärts zu gehen, und aus diesem Grunde ist man gegen sie eingeschritten. Die Versammlung nahm allerdings an, daß das bloße Hinstellen einer Verfassung auf dem Papiere ein unschuldiges Spielzeug sei, so lange man die sonstige ganze alte Geschichte unangetastet lasse, die alte Gemeindeverfassung, das alte Verwaltungs-, das alte Justiz- und Militärwesen beibehielt, so lange man die ganze Schaar der Büreaukraten weiter gewähren ließ, und weil sie dies nicht wollte, deshalb hat man sie aufgelöst, nicht wegen ihres angeblichen Nichtsthuns oder ihrer Unfreiheit; sie war vielmehr der Krone zu frei. Das ganze Räthsel ist gelöst durch das Eine Wort: Die linke Seite des Hauses hatte in der letzten Zeit die Mehrzahl der Stimmen. — Aus diesem Grunde mußte denn auch jeder Versuch einer Vermittlung zwischen Krone und National-Versammlung von vornherein scheitern; man wollte Seitens der Krone keine Vermittlung, sondern man wollte die günstige Gelegenheit, die Macht, so lange sie noch in den Händen, benutzen, um die Resultate der Revolution möglichst zu beseitigen. Dies ist der innere ausschließliche Sinn des Konflikts, und deshalb blieben alle Versuche der Vermittelung vergebens; sie sind, was auch Ihr Ausschuß behaupten möge, vielfältig gemacht worden. Man hat in Folge meines Vorschlages: den Reichskommissarien Seitens der National-Versammlung eine Erklärung behufs der Vermittelung zwischen Krone und Volk dahin abzugeben, daß der Konflikt für gehoben anzusehen sei, wenn das Ministerium Brandenburg zurücktrete, und das folgende Ministerium die Versammlung nicht hindere, in Berlin fortzutagen, — diese Erklärung zwar nicht den Reichskommissarien, wohl aber Seitens der National-Versammlung dem Lande mitgetheilt. Es sind Ihnen ferner die Bemühungen des trefflichen Grabow bekannt, aber ich weiß nicht, ob Ihnen auch das an die Krone gerichtete Schreiben zur Kenntniß gekommen, welches von allen einflußreichen Mitgliedern aller Fraktionen bereits genehmigt war, und welches der Krone, wovon diese in Kenntniß gesetzt wurde, für den

Fall eingehändigt werden sollte, daß sie das Ministerium Brandenburg entlasse. Dieses eventuelle Schreiben lautet:

„Der Erlaß der Allerhöchsten Botschaft vom ..., in welchem die Entlassung des Ministeriums Brandenburg verkündet wird, hat uns mit aufrichtiger Freude darüber erfüllt, daß nunmehr die Scheidewand gefallen ist, welche zu unserem tiefen Schmerze zwischen der Krone und den Volksvertretern sich erhoben hat. In diesem Akte begrüßen wir einen willkommenen Anlaß, Ew. Majestät auszusprechen, wie wir von dem regen Wunsche beseelt sind, eine Spaltung zwischen der Krone und der National-Versammlung zu beseitigen, welche die friedliche Entwickelung der jetzt in der Bildung begriffenen staatlichen Wiedergeburt Preußens und Deutschlands gewaltsam zu stören, und das Vaterland in die unheilvollsten Wirrnisse zu stürzen droht. Wir erblicken in der Bildung eines neuen volksthümlichen Ministeriums die sicherste Bürgschaft dafür, daß die Versammlung der Volksvertreter von ihrer Hauptaufgabe, das Verfassungswerk zu vollenden, durch eine ängstliche Ueberwachung der Verwaltungsmaßregeln der Regierung — zum Heile des Landes nicht ferner abgezogen wird. Möchte es Ew. Majestät gefallen, die versöhnende Hand nicht zurückzuweisen, welche wir mit der aufrichtigen Gesinnung für die Erhaltung der Rechte der Krone und des Volkes vor den Augen des Landes Ihnen bieten." (Stimmen von der rechten Seite des Hauses: Die Unterschriften!) Es sind keine Namen darunter; ich bemerke wiederholt, daß es ein eventuelles Schreiben, welches im Voraus von der National-Versammlung genehmigt worden ist. — Sie sehen, meine Herren, daß die National-Versammlung bei allen diesen Vergleichsversuchen nur an dem Einen unverbrüchlich gehalten, daß das Recht des Volkes, in der Revolution blutig erworben, nicht durch den Vergleich zu Grunde gehe, und ein solcher Vergleich konnte nicht von Männern gewünscht werden. — Aus diesem Wunsche der Vermittelung ging es ferner hervor, wenn Mitglieder verschiedener Fraktionen der Berliner National-Versammlung hierher kamen. Ihr Ausschußbericht erwähnt dies mit dem Bemerken, daß Jene „angeblich" zu Vermittelungsversuchen hierher gekommen seien. Meine Herren! Ich weise diese Insinuation im Namen jener ehrenhaften Männer zurück, und ich habe hierzu eine doppelte Verpflichtung, weil ich es war, welcher Abgeordnete mehrerer Fraktionen in Berlin aufforderte, hierher zu gehen, um durch ihre Mittheilungen Aufklärung zu geben, die Ihnen, meine Herren, fehlte, da der Basser-

mann'sche Bericht die Unkenntniß der preußischen und Berliner Verhältnisse an der Stirne trägt. (Unruhe auf der rechten Seite des Hauses.) Ebenso ungerecht sind die ferneren Vorwürfe, welche Ihr Ausschuß der National-Versammlung in Bezug auf ihr weiteres Verhalten während des Konfliktes macht. Der Bericht geht freilich dabei von der Ansicht aus, daß — doch erlauben Sie mir, daß ich wörtlich citire, „daß durch die Vertagung und Verlegung ein materielles Volksrecht nicht entfernt gekränkt; daß die National-Versammlung durch ihren Widerstand nach der Vertagung nur ihren Eigenwillen durchzusetzen gesucht, und es nicht über sich vermocht, dem Wohle des Vaterlandes das vermeintliche formelle Recht zum Opfer zu bringen; daß die demnächst nach Brandenburg Gegangenen nichts als formelle Anerkennung ihres vermeintlichen Rechts erstrebt; daß sie ihrer individuellen Meinung die Berathung der Landesverfassung zum Opfer zu bringen entschlossen gewesen; daß sie aus kleinlicher Rechthaberei das Land an den Abgrund des Verderbens gestürzt!" — Meine Herren! Es wird hier den Volksvertretern so ziemlich das Aergste unterlegt, was man überhaupt Volksvertretern zur Last legen kann. Sie sollen aus kleinlichen persönlichen Rücksichten das Wohl des Landes bei Seite gesetzt haben. Das wäre eine große Nichtswürdigkeit, und wenn ich auch auf weiter Nichts Bezug nehmen könnte, als auf die erwähnten Vermittelungsversuche, die mit redlichem Willen von ihnen gemacht worden sind, so würde ich schon die Berechtigung haben, jene Vorwürfe und Anschuldigungen mit Unwillen von der preußischen National-Versammlung zurückzuweisen. Jene Männer haben nach ihrem besten Wissen und Gewissen gestrebt nach Dem, was sie für das Land als heilsam anerkannten, sie haben die errungene Volkssouveränität nicht aufgeben, sondern zur Geltung bringen wollen. Von der „individuellen Meinung" dieser Männer zu sprechen, enthält ein vollständiges Verkennen der Verhältnisse; es sind nicht Einzelne, es sind die preußischen Volksvertreter, die Namens des Landes handelten. Meine Herren! Ich bin nicht der Meinung jener Männer gewesen, die damals nach Brandenburg gegangen sind; ich habe mich aus allen meinen Kräften entgegengestellt, und zwar aus Gründen des Rechtes, der Ehre, der Politik. Ich nahm an, was am 9. November die National-Versammlung als Recht der Nation beschlossen, das sei auch vierzehn Tage darauf noch Recht und müsse als solches im Interesse des Volkes aufrecht erhalten werden; ich nahm an, daß zwar von der persönlichen Ehre

des Einzelnen abzusehen sei bei dieser Frage, da der Einzelne aus diesem Grunde nur die Berechtigung zur Niederlegung des Mandats gehabt haben würde, daß aber die Ehre der Volksvertretung das Tagen in Brandenburg verbiete. Am 9. November hatte es die National-Versammlung für heilige Pflicht erkannt, gegen ihre Vertagung und Verlegung zu den einschneidendsten Mitteln zu greifen, die das Land in grellen Konflikt mit der Krone stürzten. Diesen festen, männlichen Erklärungen jauchzte das Land zu, und Hunderttausende von Bürgern und Beamten handelten diesen Beschlüssen gemäß, und diese Versammlung könnte wenige Tage darauf in Brandenburg sein? Ich fürchtete, daß das Land das Vertrauen zu dieser und zu jeder Vertretung verlieren müsse, wenn es sähe, daß es sich auf seine Vertreter nicht verlassen könne, daß sie, sobald die Ansichten des Landes ins Schwanken kommen, vergäßen, als die Erwählten festzustehen, ein Halt für das Land, an welches sich dieses anlehnen könne; daß das Volk irre werden müsse an dem Ernste der Beschlüsse seiner Vertreter. Nicht minder verbot es die Politik dem Einzelnen, nach Brandenburg zu gehen, denn wenn Jeder festhielt an seinem feierlichen Worte vom 9. November, so war der Gewaltstreich gescheitert. Das Nachgeben aber mußte unter allen Umständen zum Nachtheile des Volksrechtes ausfallen. Die Mitglieder der Majorität, welche nach Brandenburg gingen, thaten dies in der entschiedenen Absicht, das von der Regierung gekränkte Volksrecht auch dort zu wahren. Blieben sie nun in Brandenburg in der Minorität, so verfehlten sie diesen Zweck; erhielten sie die Majorität, so verfehlten sie ihn nicht minder, da ja die Regierung bereits faktisch erklärt hatte, daß sie mit dieser Majorität nicht regieren wolle, und mithin in diesem Falle sicher von Neuem zur Vertagung und Auflösung geschritten sein würde. — Ungeachtet ich aber, wie Sie hieraus entnehmen mögen, gegen jene Männer gekämpft, und mit einer Anzahl politischer Freunde nicht nach Brandenburg ging: so werde ich mich doch nie hinreißen lassen zu dem von Oben herab geschleuderten Richterspruche Ihres Ausschusses, daß diese Deputirten, unter denen ich persönlich die ehrenhaftesten Männer kenne, bloß aus kleinlicher Rechthaberei gehandelt, und wie all die Vorwürfen lauten. Ich bedauere, daß Derartiges von einem Ihrer Ausschüsse ausgegangen. Es liegt überdies auch in diesen Anschauungen des Ausschusses ein gänzliches Verkennen des eigentlichen Sachverhältnisses. Man hatte Seitens der Krone, ohne

irgend genügende Gründe, den Konflikt herbeigeführt durch die Maßregeln der Verlegung und Vertagung, und nachdem die Volksvertreter ihrer Schuldigkeit gemäß Widerstand leisteten, hat man Seitens des Gouvernements Alles gethan, diese Volksvertretung herabzuwürdigen, und nachdem dies nach besten Kräften geschehen, sagt der Ausschuß, man habe nur eine bereits im Auflösungs-Prozesse begriffene Versammlung aufgelöst. Diese nichtswürdigen Scenen in Berlin, dieses Hetzen der Deputirten, die ihrer Pflicht als Ehrenmänner nachkamen und dem Willkürbefehl, nach Brandenburg zu gehen, nicht Folge gaben, sind Ihnen bekannt. Man ging schließlich so weit, daß man an einem Tage diejenige Fraktion der Versammlung, der man am meisten gram war, drei Mal mit militärischer Gewalt in rohester Weise auseinander sprengte. (Zuruf von mehreren Seiten: So ist es!)

„Meine Herren! Der König von Preußen hat der Deputation, welche einige Breslauer Vereine vor wenigen Wochen nach Berlin sendeten, erklärt, daß jene vorerwähnte Breslauer Märzdeputation wohl das Verletzendste gewesen, was einem Könige in dieser Art je geboten worden. Ich bin nicht dieser Ansicht (Gelächter); ich nehme an, daß jene Deputation auch nicht eine Linie breit weiter gegangen ist, als es ihre heilige Pflicht in einem solchen Momente gebot. Aber, meine Herren, hätte wirklich diese Deputation zu großem Unrecht die Achtung vor der Krone nicht bewahrt, so würde ein Gegenstück in dem gedachten Benehmen des Gouvernements liegen; denn schwerlich ist die Würde eines Volkes jemals Seitens eines Gouvernements so schwer verletzt worden, als dies durch die Mißhandlung preußischer Volksvertreter Seitens der preußischen Regierung geschehen. (Bravo! Mehrere Stimmen: Sehr wahr!) — Die Behauptung, ich wiederhole es, daß die National-Versammlung hätte aufgelöst werden müssen, weil eine Vereinbarung mit dieser Versammlung unmöglich gewesen, ist gänzlich aus der Luft gegriffen, sofern man Seitens der Regierung wirklich den ernsten Willen hatte, die Revolution in ihren Folgen anzuerkennen, den Volksrechten die breiteste Grundlage zu geben, die man versprochen hatte. Nur dadurch, daß man dies nicht wollte, wurde die Auflösung eine Nothwendigkeit. Betrachten Sie diese Reihe der Ministerien seit der Revolution! Von Ministerium zu Ministerium ging man mit Konsequenz wieder zurück zu den gestürzten Ideen, bis man bei günstigem Winde bei dem Ministerium der Gewalt angekommen war. Darin liegt Methode. —

Wollte man aber selbst die Richtigkeit der Behauptung zugeben, daß mit dieser Versammlung nicht zu vereinbaren war, was folgt daraus? Daß man mit anderen Bevollmächtigten des Volkes eine Verfassung vereinbaren mußte. Es folgt aber nicht daraus, daß man dem Volke das Recht der Vereinbarung nehmen konnte, weil nach der Ansicht der Regierung die momentanen Volksvertreter nicht geeignet waren; vielmehr konnte die Regierung höchstens das Volk, die Machtgeber jener angeblich ungeeigneten Bevollmächtigten auffordern, andere Bevollmächtigte zu ernennen. Diese Appellation an das Volk hat man aber gefürchtet, weil man wußte, wie die Antwort lauten würde. Und was thut man statt Dessen? Man nimmt den Schein einer solchen Appellation an. Man läßt allerdings neu wählen, octroyirt aber gleichzeitig ein Wahlgesetz und eine Verfassung, welche beide in ihrer Vereinigung dahin führen müssen, eine verfälschte Stimme des Landes zu hören. Meine Herren! Ich war allerdings der Ansicht, daß eine wahrhafte Appellation eine Nothwendigkeit, und da ich jene Taktik voraus sah, so machte ich während meiner Anwesenheit in Berlin den Vorschlag, der leider nicht durchgegangen ist, der Krone Seitens der National-Versammlung deren Auflösung anbieten zu lassen, unter der Bedingung, daß sofort eine neue National-Versammlung mit denselben Rechten und Pflichten und nach dem Wahlgesetze vom 8. April v. J. zusammenberufen würde. — Ihr Ausschuß ist nun freilich der Ansicht, daß diese octroyirte Verfassung eine konstitutionelle im wahren Sinne des Wortes sei; daß sie Alles gegebeu habe, was irgend versprochen worden, ja, daß sie noch mehr gegeben, als versprochen. Ich kann nicht dieser Ansicht sein. Gestalten sich die Verhältnisse in Preußen, in Deutschland und außer Deutschland schlecht, wie es den Anschein hat, so bietet die Verfassung wenig Garantieen, denn sie ist dergestalt auf Schrauben gestellt, daß bei genauem Zusehen wenig übrig bleibt. Ich will Ihnen gegen die erwähnte Ansicht des Ausschusses bloß einige Hauptpunkte in dieser Beziehung vorführen, da es mir nicht einfallen kann, Ihnen von dieser Tribüne eine vollständige Kritik des ganzen Verfassungsgesetzes zu geben. — Meine Herren! Das Gesetz vom 6. April 1848 über einige Grundlagen der preußischen Verfassung stellt fest, daß den künftigen Vertretern des Volkes das Steuerbewilligungsrecht zustehen soll. Das Steuerbewilligungs- und somit das Steuerverweigerungsrecht ist zweifellos das erste und größte Recht eines freien Volkes, und alle übrigen Rechte sind Schein-

rechte, wenn dieses nicht dabei, denn ohne dasselbe entscheidet nicht die Volksvertretung, sondern die Krone, nach welchen Grundsätzen regiert werden soll. In ihm liegt der Kern, der Angelpunkt der konstitutionellen Regierungsform, in ihm und in den Folgen, die aus diesem Recht natürlich fließen. Meine Herren! Die octroyirte Verfassung giebt dieses Steuerbewilligungsrecht dem preußischen Volke nur zum Schein. Ich werde Ihnen dies aus der octroyirten Verfassung nachweisen. Nach Art. 99 der Verfassung dürfen Steuern und Abgaben nur erhoben werden, soweit sie in den Staatshaushalt-Etat aufgenommen, oder durch besondere Gesetze angeordnet sind. Nach Art. 98 wird dieser Staatshaushalt-Etat jährlich durch ein Gesetz festgestellt werden, und zu jedem Gesetze ist nach Art. 60 die Uebereinstimmung beider Kammern und der Krone erforderlich. — Wenn nach diesen Bestimmungen die Frage von dem Steuerbewilligungsrecht zu entscheiden wäre, so müßte man wenigstens sagen, daß wenn nicht eine, doch beide Kammern ihre Zustimmung zu dem Staatshaushalt-Etat nothwendig geben müssen, und daß ohne diese Zustimmung derselben keine Steuern erhoben werden können. Indessen das aus diesen Bestimmungen erwachsende Recht wird durch eine spätere Bestimmung beseitigt. Der Art. 108 nämlich bestimmt: „Die bestehenden Steuern und Abgaben werden fort erhoben, und alle Bestimmungen der bestehenden Gesetze und Verordnungen, welche der gegenwärtigen Verfassung nicht zuwiderlaufen, bleiben in Kraft, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden.“ Wenn Sie diese Bestimmung, die unter der Rubrik der „allgemeinen Bestimmungen“ gegeben, auf das Steuerbewilligungsrecht anwenden, so verfliegt dieses Recht in Rauch und Dunst. Der Fall steht nun so. Die zweite Kammer, ja, beide Kammern wollen Ersparungen, demgemäß eine Verminderung des Budgets, und geben also dem ihnen vorgelegten Budget nicht ihre Zustimmung. Die Krone wird den Kammern dann ganz einfach und wohlberechtigt antworten: Wir bedauern aufrichtig, daß unter diesen Umständen das Budget für dieses Jahr, welches durch ein von der Krone und den Kammern gemeinschaftlich zu erlassendes Gesetz festzustellen, nicht zu Stande kommt, und werden wir demgemäß laut Artikel 108 der Verfassung die bestehenden Steuern und Abgaben so lange fort erheben, bis sie durch ein Gesetz abgeändert sind. Sie sehen also, meine Herren, das Steuerbewilligungsrecht ist nicht, wie es in der versprochenen Verfassung auf breitester Basis wohl unbedingt

sein müßte, bei der zweiten Kammer; ja, es ist nicht einmal bei beiden Kammern. — Bis hierher wären diese Bestimmungen, die jedes konstitutionelle Leben vernichten, sehr übereinstimmend mit einer kleinen Schrift, die dem Vernehmen nach den größten Einfluß gehabt hat auf jene unselige Patentgesetzgebung vom 3. Februar 1847. Diese „Gespräche über Kirche und Staat“, welche einem der hervorragendsten Mitglieder der äußersten Rechten dieses Hauses zugeschrieben wurden*), waren damals schon der Ansicht, daß man den Ständen nicht das Recht einräumen könne, Einsprache zu thun gegen Steuern, welche bereits bestehen, bereits von dem Volke gegeben worden; diese Zustimmung sei nur dann nothwendig, wenn neue Steuern auferlegt werden sollten.

„Meine Herren! Die octroyirte Verfassung geht über diese Ansicht des Herrn v. Ra — (Heiterkeit), über diese Ansicht jener kleinen Schrift hinaus; die octroyirte Verfassung, welche acht Monate nach der Märzrevolution gegeben, sieht nämlich selbst den Fall voraus, daß es der Krone unter Umständen und momentan wünschenswerth sein könnte, einmal eine neue Steuer zu erheben, oder ein Anlehen zu machen, von denen sie annimmt, daß die Kammern ihr momentan nicht beistimmen würden. Nun ist allerdings im Art. 102 der Verfassung bestimmt, daß auch Anlehen bloß durch ein Gesetz bewilligt werden könnten; aber, meine Herren, an einem anderen Ort, in Art. 105, ist Folgendes festgesetzt, — und zwar steht dieser Artikel unter den allgemeinen Bestimmungen: — „Wenn die Kammern nicht versammelt sind, können in dringenden Fällen unter Verantwortung des Staatsministerii Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen werden, die den Kammern bei ihrer nächsten Zusammenkunft zur Genehmigung vorzulegen sind.“ Meine Herren! Ich frage Sie, was wollen die Kammern, sechs oder acht Monate, nachdem das Geld aufgenommen und bereits ausgegeben worden, noch machen? — Sie müssen, gutwillig oder nicht gutwillig, die nachträgliche Bewilligung geben, und es wird ihnen vielleicht übrig bleiben, das Ministerium zu stürzen, während die Krone ein Dutzend anderer Ministerien in Vorrath hat. (Heiterkeit.) Das, meine Herren, ist das Steuerbewilligungsrecht nach der octroyirten Verfassung! Aber es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß jener eben mitgetheilte Art. 105 bedeutend weiter reicht: diese Bestimmung, nach welcher die Krone

*) Herrn v. Radowitz.

Gesetze erlassen kann ohne die Genehmigung der Kammern, meine Herren, das ist der Art. 14 der französischen Charte von 1814, auf Grund dessen jene Juli-Ordonnanzen erlassen wurden, denen die Revolution folgte. — Lassen Sie uns aber weiter sehen! Preßfreiheit, Vereinsrecht, Gewähr der persönlichen Freiheit und was sonst noch, das Alles wird dem Volke bereitwilligst vorn in der Verfassung zugestanden. Es ist eine wahre Freude, wenn man die stolzen Worte liest: „Die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise, namentlich weder durch Censur, noch durch rc., noch durch u. s. w. jemals beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden." Schade nur, einmal, daß man vorläufig die drakonischen Preßgesetze fortdauern läßt, die eine wirkliche Preßfreiheit zur Unmöglichkeit machen, und dann, daß ganz hinten unter den allgemeinen Bestimmungen wieder ein kleiner Paragraph kommt, — es ist der §. 110, — nach welchem für den Fall eines Kriegs oder Aufruhrs die Bestimmungen der Art. 5 bis 7 und 24 bis 28 zeit- und distriktweise außer Kraft gesetzt werden können. Wissen Sie, was dieser kleine Paragraph besagt? — Bloß, daß wenn irgend Unruhen vorkommen, die auf den Bericht des ersten besten reaktionären Beamten einem reaktionären Ministerium zur Kenntniß gebracht und von diesem als Aufruhr angesprochen werden, die Minister, ja vielleicht auch niedrigere Beamte, — denn das hat man nicht einmal festgestellt, — das Recht haben, für einen ganzen Distrikt zu erklären: Die Habeas-Corpus-Akte ist aufgehoben; die Wohnung hat aufgehört, unverletzlich zu sein; Ausnahmsgerichte und außerordentliche Gerichte finden statt; Strafen können ohne Gesetz angedroht und verhängt werden; die Preßfreiheit wird aufgehoben; das Versammlungs- und Vereinsrecht sind aufgehoben! — Die nordamerikanische Verfassung und die englische Verfassung haben allerdings eine Bestimmung, daß für solche Fälle die Habeas-Corpus-Akte durch ein Gesetz aufgehoben werden könne; aber daß die ersten Rechte des Menschen und Bürgers durch eine einfache Ministerverfügung oder möglicherweise sogar durch die Bestimmung eines untergeordneten Beamten, **ohne Gesetz** aufgehoben werden können; daß auch nicht Ein Freiheitsrecht des Bürgers existiren soll, das nicht durch die Verfügung eines Ministers beseitigt werden könnte; daß auch nicht einmal in solchem Falle die Kammern sofort zu-

sammenberufen werden müssen, — das zu bestimmen, war der preußischen octroyirten Verfassung vorbehalten; es war der preußischen octroyirten Verfassung vorbehalten, die glänzende französische Erfindung des Belagerungszustandes im Frieden gegen die eigenen Bürger als Märzerrungenschaft in Verfassungsform zu bringen. (Beifall auf der Linken.) — Lassen Sie uns weiter sehen! Eine Vereidigung des Königs, der Administrativbeamten und des Militärs auf die Verfassung erfolgt vorläufig nach den Bestimmungen des Art. 112 und nach dem Patente vom 5. December nicht. Also das Volk soll gebunden sein, und die Beseitigung des Prinzips der Vereinbarung ist definitiv octroyirt; aber wo es sich darum handelt, dem Volk eine Bürgschaft zu geben gegenüber der Exekutivgewalt und deren Organen, den Beamten, soweit ist nichts octroyirt. — Vergessen Sie ferner nicht, daß diese octroyirte Verfassung auf einige zwanzig Gesetze hinweist, welche erst zu geben sind, und bis zu deren Erlaß nach der Bestimmung der Art. 108 und 109 Alles beim Alten bleibt. Ohne Zustimmung der Krone und der ersten Kammer können diese Gesetze nicht gegeben werden, und doch ist ohne diese organischen Gesetze die Verfassung ein leerer Schein. Sie werden mir hierin beistimmen, wenn ich Ihnen eine Anzahl dieser Gesetze nenne. Es sind vorbehalten: Ein Preßgesetz; die Militärgesetze; ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister; ein Gesetz über die Geschwornengerichte; das Staats-Dienergesetz; ein organisches Steuergesetz; das Gemeindegesetz; ein Gesetz über die Vertretung und Verwaltung der Provinzen, Bezirke und Kreise; ein Unterrichtsgesetz; Gesetze über die Civilehe, über das Briefgeheimniß, die Korporationen; über die Lehen und Fideikommisse; über die Organisation der Handels-, Gewerbs- und Militärgerichte und das Verfahren bei denselben!

„Sie sehen, meine Herren, vorbehalten sind mit einem Worte die Gesetze über Alles, und ohne Zustimmung der Krone und der ersten Kammer über dies Alles bleibt sonach Alles beim Alten. Um dieses vollständig würdigen zu können, muß ich Sie auf die Organisation der ersten Kammer aufmerksam machen, von deren Genehmigung diese Gesetze abhängen. Die Mitglieder der ersten Kammer werden von hochbesteuerten Wählern gewählt, und

sind selbst hoch censirt. Niemand wählt, der nicht 8 Thlr. Klassensteuer zahlt, oder ein Grundvermögen von 5000 Thlr. besitzt, oder ein reines Einkommen von 500 Thlrn. glaubhaft nachweisen kann... (Zuruf von der Rechten: „Jeder Bauer!") Das ist ein großer Irrthum! — Gewählt werden können nur reiche Männer, da die Mitglieder der ersten Kammer keine Diäten und Reisekosten erhalten, also sechs Jahre hindurch einen großen Theil des Jahres in Berlin zu leben haben und gleichzeitig für ihre Geschäfte zu Hause und für ihre Familie sorgen müssen. Sonach wird diese erste Kammer ziemlich ausschließlich durch die reiche Bourgeoisie und den adeligen Grundbesitz besetzt sein, und wenn wir nicht muthwillig die Augen verschließen wollen, so wissen wir zum Voraus, wie eine solche erste Kammer jene einige und zwanzig organischen Gesetze zustutzen wird, ehe sie zur Krone kommen; — ich glaube, es wird nicht nöthig sein, daß die Krone von dem durch die Verfassung ihr zugestandenen absoluten Veto irgend Gebrauch macht. Denken Sie ferner an die Wahlerfordernisse zur zweiten Kammer; auch hier sind Einschränkungen gegen früher eingetreten, ich erinnere nur an das Wort selbstständig, vor Allem aber an die Art und Weise, wie die Wahlen vorgenommen werden sollen: es werden mehrere, drei, vier Kreise zusammengelegt, so daß die Wähler einander völlig unbekannt sind, und mir ist ein einzelner Fall bekannt, wo 178,000 Menschen aus drei verschiedenen Kreisen gemeinschaftlich, durch 6 bis 700 Wahlmänner, welche auf 12 bis 15 Meilen von einander entfernt wohnen, am Wahltage an Einem Orte zur Wahl zusammentreten müssen, natürlich ohne alle Kenntniß der Persönlichkeiten, und somit auch nicht im Stande sind, zweckmäßige Wahlen zu treffen. — Doch ich will Ihnen nicht weiter die einzelnen Anstände gegen diese Verfassung auseinandersetzen; ich glaube, bereits durch das Angeführte so viel nachgewiesen zu haben, daß die große Zufriedenheit Ihres Ausschusses mit dieser Verfassung wahrhaft unbegreiflich (Heiterkeit), und das von ihm angeführte Thatsächliche nicht thatsächlich ist. Doch auf Eines möchte ich Sie noch aufmerksam machen. Diese Verfassung wird gehandhabt und ausgelegt von jener ungeheuren Masse von Beamten, einer Anzahl, die, wie ich mir habe sagen lassen, ungefähr der des preußischen Heeres gleichkommt. (Heiterkeit.) Meine Herren! Das ist nicht übertrieben; Andere sagen sogar, wie ich eben höre, es seien 200,000 Beamte. Erwägen Sie, meine Herren, daß trotz der Märzrevolution die Spitzen der Administrativbehörden zum größten

Theil dieselben geblieben, und diese Spitzen sind bekanntlich seit vielen Jahren fast ausschließlich mit Gliedern der Aristokratie besetzt worden. Ich könnte Ihnen in ersterer Beziehung krasse Beispiele geben; Männer, in denen der Unsegen deutscher Büreaukratie wahrhaft verkörpert erscheint, durch welche eine halbe Provinz in's Elend gestürzt, sie sind heute noch in ihrer Stellung. Die Revolution sollte nun eben das Volk aus diesem jammervollen Bevormundungs-Systeme befreien, und Sie mögen sich daher selbst sagen, mit welcher Liebe ein Theil dieser Beamten auf die Revolution geblickt hat, und wie sie die jetzige Contrerevolution als Rettung begrüßen. Unterschätzen Sie nicht die Macht dieser Büreaukratie; sie war bekanntlich die Herrscherin in Preußen, und ihr stehen dieselben Regierungsmittel noch heute zu Gebote, und sie wendet sie an mit der Energie, die Der besitzt, der für seine Existenz kämpft. Sie wirkt nach Kräften gegenwärtig auf die Wahlen ein; man schreitet ein gegen alle Beamten, die irgendwie an dieser letzten Bewegung gegen die Regierung betheiligt und auf die Seite der National-Versammlung getreten sind; meine Herren, es geschieht Das in furchtbarem Umfange, und die Ministerien fordern die unteren Behörden zu diesem Verfahren auf; in diesem Augenblicke sind Untersuchungen in Preußen in allen Provinzen im Gange; viele ehrenhafte Männer sitzen im Kerker, viele andere ehrenhafte Männer sind auf der Flucht; ein System der Denunciation scheint durch den ganzen preußischen Staat organisirt, täglich hört man von neuen Opfern, und ich kann Sie versichern, daß ich unwillkürlich durch die jetzigen Maßnahmen an die neapolitanischen und spanischen Bourbonen erinnert werde, wenn sie, nachdem sie vertrieben gewesen, mit siegreichen Waffen in ihre Länder zurückkehren. Alledem nun setzt Ihr Ausschuß mit großer Ruhe entgegen, daß die octroyirte Verfassung von dem Volke mit dem größten Jubel aufgenommen werde, wie die vielen Adressen ergäben. Meine Herren! Ich kann Ihnen nachweisen, daß in der Mitte des Monats November 3000 bis 3500 Adressen zu Gunsten der National-Versammlung eingelaufen waren. Seitdem ist allerdings ein großer Umschwung in der Stimmung des Landes erfolgt; ich möchte Ihnen aber doch rathen, diesen Umschwung nicht zu überschätzen. Ich will in dieser Beziehung kein Gewicht darauf legen, daß ein sehr großer Theil der Regierungs-Adressen von jener von mir geschilderten Büreaukratie mit ihrer ungeheuren Macht, die für ihre Existenz ficht, hervorgerufen worden; ich sage, ich lege darauf

nur geringes Gewicht, denn der Umschwung ist allerdings tiefer begründet. Der Handel- und Gewerbstand hatte durch die letzten acht Monate unglaublich gelitten. Ein Fieberzustand des Staatskörpers, wie er mit einer Revolution unvermeidlich verbunden, wirkt mit Nothwendigkeit auf alle Glieder dieses Körpers nachtheilig. Nicht sehr viele Menschen aber sind in einem Staate, welche die Idee höher stellen als das materielle Interesse, als den momentanen materiellen Druck, und dies giebt die sehr natürliche Erklärung des Theils jener Adressen, die nicht von der Büreaukratie veranlaßt worden. Aber, meine Herren, wer hat denn das Volk in dieser Weise durch einen so langen Zeitraum ermüdet, und wer ermüdet es noch fort? Der Ausschuß macht allerdings die preußische Volksvertretung dafür verantwortlich und sagt, sie habe blos drei Paragraphen der Verfassung in der ganzen Zeit festgestellt; mir aber scheint es, als habe Ihr Ausschuß übersehen, daß wir es sind, welche die Hauptschuld tragen; denn wenn wir gleich zu Anfange mit Kraft und Energie die nothwendigen Folgerungen und Früchte der Revolution in's Leben geführt hätten, dann konnte die preußische National-Versammlung in großer Ruhe ihr Staatsgrundgesetz berathen, dann hatte sie allerdings ihrerseits nicht nöthig, in der Richtung vorwärts zu schreiten, die durch uns billigerweise hätte eingehalten werden sollen. (Bravo von der Linken.) Wir haben während dieser Zeit allerdings die Grundrechte und die Verfassung gemacht, und Mancherlei dekretirt; aber wir haben nicht daran gedacht, daß das Alles noch nicht lebendig ist, und vergessen, daß nur Thatsachen in der Geschichte regieren, und deshalb sind wir jedem Handeln mit Konsequenz aus dem Wege gegangen, so oft sich die Gelegenheit geboten. Wir haben statt dessen unter allen Umständen vorgezogen, den Verhältnissen Rechnung zu tragen, und dadurch neun unersetzliche Monate verloren, und nicht blos das preußische, sondern das ganze deutsche Volk ermüdet und erschlafft. Wenn also der Ausschuß mit hoher Genugthuung auf die augenblickliche Mattigkeit eines großen Theils des preußischen Volkes hinweist, so hält er uns vorzugsweise das Resultat unseres Handelns vor. Es ist an der Zeit, daß wir uns unverschleiert diese Resultate vorhalten, die wir auf unserem Wege erreicht haben, daß wir das Facit unseres neunmonatlichen Rechnungtragens ziehen, und wir finden da den zeitigen Banquerut an allen den Ideen, um derentwillen Deutschland seine Revolution gemacht,

an den Ideen der Freiheit, der Einheit, der Macht Deutschlands. Es ist mir wahrhaftig keine Freude, den Finger in die Wundmale des Vaterlandes zu legen; aber es ist eine Nothwendigkeit, daß das Uebel erkannt werde, weil, wenn es auch nicht zu heilen, vielleicht in unserer Macht liegt, es zu lindern. Und doch sträubt es sich gerade in diesen Augenblicken in mir, Ihnen den freilich nur zu leichten Beweis Dessen auseinanderzulegen, was ich soeben behauptet habe. Nur im Allgemeinen weise ich nochmals darauf hin, daß die ganze alte schlechte Wirthschaft wieder in vollster Blüthe steht. (Bravo von der Linken.) In Wien wird von Zeit zu Zeit fortfüsilirt, und in Preußen ist es, wie schon Herr Wesendonk angeführt, dahin gekommen, daß wenig Preußen in der Versammlung sein werden, die nicht Freunde oder Bekannte hätten, welche in diesem Momente entweder im Kerker sitzen oder in Gefahr sind ..." (Von der Linken Bravo! Von der Rechten: Nein! Von der Linken: Ja!)

Vicepräsident Beseler: Meine Herren! Ich bitte um Ruhe!

Heinrich Simon: — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Herren! Ihre Macht, in diese traurigen Verhältnisse Preußens rettend einzugreifen, ist, ich habe dies schon zu meinem Schmerze sagen müssen, gebrochen. Ihr Ausschuß erklärt zwar, daß die Reichsversammlung ihr Versprechen, die Freiheiten Preußens gegen jeden Versuch einer Beeinträchtigung erforderlichen Falles zu schützen, halten werde; aber über dieses Versprechen, das wir ja auch den Oesterreichern gegeben haben, wird man in Preußen lächeln, wie wir ja auch hier unter einander soeben darüber lächeln, ähnlich jenen römischen Sacerdoten, wenn sie einander auf der Straße begegneten. Man weiß es in Preußen, daß uns zu diesem Schutze die Macht fehlt, und daß, wenn sich die Preußen ihr gutes Recht nicht selber schützen, es unbeschützt sein wird. — Meine Herren! Ich wälze keineswegs ausschließlich auf diese Versammlung die Schuld der jetzigen traurigen Lage unserer Ver-

hältnisse. Ein Volk, das seit Jahrhunderten willenlos war, dessen Willen untergegangen war in dem Willen seiner Fürsten, ein solches Volk erringt nicht in wenig Monaten seine vollständige Freiheit. Die angeborene Willenlosigkeit der Masse wirkt entgegen; zu Vielen geht statistisches Wohlbehagen über die Idee. Aber um so mehr haben die Vertreter der Nation die Pflicht, sich vor einer gleichen Schmach zu bewahren, Sie, die den Mitbürgern vorleuchten sollen. Es wird trotz alledem und alledem in Deutschland die Freiheit triumphiren; aber wir, die Berufenen, werden von der Geschichte zur Rechenschaft gezogen werden, wenn wir, unmächtig in diesem Momente, dem Volke sofort die materielle Freiheit zu geben, auch noch die Idee des Rechtes schänden lassen (Stimmen auf der Linken: Sehr gut!), wenn wir, berufen, das Banner der Freiheit und des Rechts voranzutragen durch Deutschland, es von Neuem senken gegenüber der Macht. (Bravo auf der Linken.) Sie können durch Ihren heutigen Beschluß sich und den Preußen mächtig schaden, wenn Sie eingehen auf den Antrag Ihres Ausschusses, zur einfachen Tagesordnung überzugehen; wenn Sie dadurch aussprechen, daß die Krone mit ihren revolutionären Maßregeln im besten Rechte sei. Sie können andererseits das Recht stärken, die schwachen Gemüther in Preußen und Deutschland mächtig heben, wenn Sie als höchster souveräner politischer Gerichtshof Deutschlands, unbestochen von der momentanen Machtfülle des preußischen Throns die Erklärung abgeben: Die octroyirte Verfassung enthält eine Rechtsverletzung des preußischen Volkes; die Berechtigung des preußischen Volkes zur Vereinbarung der Verfassung dauert fort. Das ist mein Antrag, und ich empfehle Ihnen denselben.“ (Stürmischer Beifall auf der Linken und im Centrum.)

In den ersten Tagen des Februar 1849 stand eine neue Präsidenten-Wahl für die deutsche Reichsversammlung bevor. Man dachte an Simon, und dieser schreibt in Bezug darauf am 4. Februar Folgendes:

„Ich könnte jetzt Präsident der National-Versammlung werden. Mir fiel — die Geschichte spielt seit vier Tagen — die Erklärung der Frau Fluth in den lustigen Weibern von Windsor ein, als sie den Liebesbrief von Fallstaf bekam, sie sagte: ich könnte zu gro-

ßen Ehren kommen, wenn ich meine Reputation in die Schanze schlagen wollte. In der That könnte ich die erste Ehrenstelle Deutschlands bei einigermaßen geringerer Gewissenhaftigkeit erhalten. Es wurde uns auf der Linken, Seitens des gesammten „Hotel Schröder“ (die Oesterreicher der Versammlung) und vom „Pariser Hof“ (den Separatisten) durch Deputationen angeboten, mich zum ersten Präsidenten zu wählen, wenn wir dafür ihren v. Mühlfeld zum dritten Präsidenten wählten. Das wurde jedoch sofort von mir auf's Entschiedenste und sodann auch von der Linken zurückgewiesen. Darauf erklärten uns Jene, sie verlangten nun nicht mehr, daß wir Mühlfeld wählten, sie würden wir dennoch ihre Stimmen zum (ersten und zweiten) Präsidenten geben; und in den Klubs der Linken wurde beschlossen, mich zu wählen, da man Jene nicht hindern könne, mir ihre Stimme zu geben.

„Ich habe mich jedoch nach reiflichem Ermessen entschieden, auch eine in dieser Weise zu Stande kommende Präsidentenwahl nicht anzunehmen, und ich kann diese meine Ueberzeugung den Parteien nicht zum Opfer bringen. Ich bemerke zunächst, daß der Linken hierdurch kein Schade erwächst, da die Oesterreicher sich eben so gern auf einen Andern einigen werden; indem es ihnen gerade jetzt darauf ankommt, Simson als spezifischen Preußen zu stürzen, und einen Präsidenten zu haben, der für die vollständige Beibehaltung Oesterreichs im deutschen Bunde sich erklärt hat. Der Parteizweck, ein Mitglied der Linken zum ersten Präsidenten zu erhalten, wird daher dadurch nicht verfehlt, daß ich meiner Ueberzeugung folge.

„Ich bin auf das Entschiedenste gegen jede Koalition politisch sich gegenüber stehender Parteien, welche nur in einer einzigen Richtung zusammengehen. Eine derartige Verbindung giebt unrichtige Resultate und fördert nicht.

„Man wendet freilich ein, es liege keine Koalition vor, weil wir nicht hindern könnten, daß jene Partei uns ihre Stimme gäbe. Dies ist richtig bei einer sachlichen Frage, beispielsweise der erblichen Oberhauptsfrage; da kann und wird man nicht hindern. Wenn es sich aber um eine Personenfrage handelt, so hängt es von dieser Person ab, sich zum Werkzeug herzugeben oder nicht.

„Es liegen ferner auch geschäftliche Gründe vor, die unter den hiesigen Verhältnissen die Wahl eines Präsidenten unersprießlich machen, welcher bei Ausübung seines Amtes nicht auf die vollstän-

dige Unterstützung der Majorität des Hauses, über die Dauer momentaner Verhältnisse hinaus und abgesehen von augenblicklichen politischen Parteistellungen, rechnen könnte. . . . . .

„Es treten nun aber für mich persönlich ganz besondere Gründe hinzu, eine derartige Wahl abzulehnen. Gerade weil ich deutsch gesinnt, habe ich auf Preußen losgeschlagen in meinen Reden, so oft es undeutsch handelte. In Preußen hat man Das mißverstanden und hält mich nicht für deutsch, sondern für spezifisch antipreußisch, und schon jetzt ist meine Stellung dadurch dort äußerst schwierig. Auch die Oesterreicher scheinen in demselben Mißverstehen befangen und anzunehmen, ich hätte einen besonderen Preußenhaß. Und nun soll ich mir von spezifischen Oesterreichern, die gerade dasselbe für Oesterreich thun, was ich in Beziehung auf Preußen bekämpfe, von diesen soll ich mir gleichsam zum Dank, daß ich mein spezielles Vaterland nicht geschont, zum Präsidentenstuhl verhelfen lassen, — an den beiläufig zweitausend Gulden monatlich geknüpft. Und Das soll ich, während ich das Verhalten dieser Oesterreicher in hohem Grade mißbillige! Das geht nicht!

„Ich habe in Folge dessen so eben allseitig die Erklärung abgegeben, daß ich unter diesen Umständen, falls man mich trotz meiner Protestation zum Präsidenten machen würde, von der Tribüne herunter diese Würde ablehnen würde."

Die Kaiserwahl.

Am 26. Februar 1849 wurde der — auf Grund der octroyirten Verfassung einberufene Landtag in Berlin eröffnet. Simon wohnte — als Mitglied der zweiten Kammer — den Berathungen des preußischen Landtages bis zum 17. März bei. Dann begab er sich mit andern preußischen Abgeordneten, welche, wie er, zugleich Mitglieder des deutschen Parlaments waren, nach Frankfurt a. M., um bei der nahe bevorstehenden Kaiserwahl seinen Sitz in der Paulskirche einzunehmen.

Simon's Stellung zur deutschen Kaiserwahl, — sein Ausschlag gebender Einfluß auf die schließliche Entscheidung der Frage geht am besten aus nachstehender Erklärung hervor, die er — in Gemeinschaft mit seinem Vetter Max Simon — im Frankfurter Journal vom 31. März 1849 veröffentlichte:

Die Abstimmungen der deutschen National-Versammlung vom 21. und 27. März 1849.

„Der Umstand, daß am einundzwanzigsten März der Welcker'sche Antrag*) Seitens der deutschen Nationalversammlung mit wenigen Stimmen verworfen, und am siebenundzwanzigsten März die Wahl eines deutschen Kaisers mit wenigen Stimmen beschlossen worden, hat der Abstimmung derjenigen Abgeordneten der linken Seite des Hauses, welche diese veränderte Entscheidung herbeigeführt haben, eine besondere und mehr als persönliche Bedeutung beigelegt und in den öffentlichen Blättern über die Motive dieser Abstimmungen die mannigfachsten Urtheile in entgegengesetzter Richtung hervorgerufen. Die Debatte über den Welcker'schen Antrag wurde geschlossen, ehe die Reihe der eingeschriebenen Redner an die Unterzeichneten gekommen; wir gaben deshalb mit mehreren zur Zeit nicht anwesenden Abgeordneten bereits am einundzwanzigsten März nach der erstgedachten Abstimmung eine Erklärung zu Protokoll (stenograph. Bericht Nr. 191 S. 5918), der wir für unsere Personen gegenwärtig Einiges hinzufügen. Die vielen öffentlichen Blätter, die uns in der heftigsten Art angegriffen haben, — mannichfach thatsächliche Unwahrheiten laufen dabei unter, — werden die Gerechtigkeit nicht versagen, denselben Lesern das Folgende mitzutheilen.

„Unter schwierigeren Verhältnissen hat nie ein Volk seine Einheit und Freiheit zu erringen gesucht, als jetzt das deutsche, und diese Schwierigkeiten liegen in ersterer Beziehung, selbst abgesehen von dem Partikularismus der einzelnen Stämme, zunächst in dem Bestehen der beiden Großstaaten. Nur in dem Momente großen Schwunges des ganzen Volkes war die sofortige vollständige Erreichung des Zieles möglich. Dies hob nicht die Pflicht auf, diese Einheit, bis die letzte Aussicht geschwunden, als eine sofort zu erringende anzustreben, aber dieser letzte Moment trat ein und es galt, für das übrige Deutschland einen Entschluß fassen oder auf lange Zeit verzichten auf Einheit und Freiheit. Für die nächste Zeit schwand jede Aussicht, Oesterreich in den Bundesstaat eintreten zu sehen. Wir sehen ab von dem zeitigen Geiste der Nationalversammlung. Der Absolutismus hat in Oesterreich

---

*) Auf Einsetzung einer Exekutivgewalt.

gesiegt, und das österreichische Volk schweigt zu seiner octroyirten Verfassung, die Oesterreich von Deutschland trennt, wie die Preußen zu der ihrigen schwiegen; die österreichische Note aber, welche unter dem 13. März diese octroyirte Verfassung begleitete, trat für uns entscheidend hinzu. Sie erklärt offen Deutschlands Einheits-Mittelpunkt, das Volkshaus, für unmöglich. Wenige Monate weiter, und die bereits gedrohte Vereinigung Oesterreichs mit einem Ministerium Brandenburg octroyirte Deutschland eine Verfassung, wie sie Berlin und Wien bereits erfahren. Die Schmach durfte nicht über Deutschland kommen, daß seine aus freier Volkswahl hervorgegangene Vertretung nicht die Kraft gehabt, Deutschland eine Verfassung zu schaffen; die Schmach nicht, daß seine Volksvertretung den unwiederbringlichen Moment versäumt, dem deutschen Volke eine freisinnige Verfassung, ein freisinniges Wahlgesetz als die Handhabe für die Gestaltung der Zukunft zu geben, und es war vor Allem dem Volke die ungeheure moralische Niederlage der unmittelbar bevorstehenden Octroyirung Seitens der Fürsten zu ersparen. Hierzu traten die drohenden Unwetter von außen: Rußland mit Oesterreich geeinigt, um die Freiheit niederzudrücken; der dänische Krieg vor der Thür, in Frankreich Verhältnisse, die eher auf Rheinlands-gelüste als auf eventuelle Hülfe rechnen lassen. Unter solchen Umständen erschien der Abschluß einer Verfassung, die sofort wirkliches Leben hätte, als eine Nothwendigkeit, als ein Akt der Selbsterhaltung. Nur mit Preußen an der Spitze war dies möglich. Die besonderen Verhältnisse Preußens traten unterstützend hinzu, dessen unbedingte Hingebung, so wie das Aufgehen des spezifischen Preußenthums in Deutschland, in anderer Art nicht zu erwarten, während gleichzeitig dem in Preußen und folgeweise in Deutschland von Neuem drohenden Absolutismus nur dadurch dauernd vorgebeugt, die Freiheit Deutschlands nur dadurch gerettet werden konnte, wenn die Gesammtkraft Deutschlands in einem freien deutschen Volkshause repräsentirt ist.

„Unsere politischen Freunde verwarfen diesen Weg um Oesterreichs willen; es vereinigte sich aus diesem Grunde der größte Theil der linken Seite des Hauses mit den Oesterreichern und bestimmte sich schließlich, unter Zurückziehung ihrer früheren die Exekutive betreffenden Anträge, für ein Direktorium aus sieben Fürsten. Ueber die allseitigen Nachtheile dieser

Regierungsspitze, die beiläufig auch die Konservirung des Partikularismus in sich schloß, waren alle Parteien einig; aber das hoben wir hervor, daß der alleinige Zweck, Deutschland zu einigen, dadurch völlig verfehlt würde. Oesterreich trat unter den jetzigen Verhältnissen keinenfalls der deutschen Verfassung bei und Preußen der jetzigen, von der National-Versammlung beschlossenen Verfassung, mit einem Direktorium an der Spitze, zweifellos auch nicht. Die Gründe sind einfach. Diese Verfassung mediatisirt mehr oder weniger die einzelnen deutschen Staaten, sofern sie ihnen in allen wesentlichen Punkten die Souveränetät nimmt, in Beziehung auf das Heer, auf auswärtige und die wichtigsten inneren Verhältnisse. Oesterreich hätte Das zur Noth in Betreff seiner deutschen Provinzen zugeben können, weil es mit seinen 20 Millionen Nichtdeutschen Das blieb, was es war, europäische Großmacht; Preußen dagegen mit seinen wesentlich nur deutschen Provinzen hörte vollständig auf, Großmacht zu sein, und das preußische Volksbewußtsein würde das unter solchen Verhältnissen nie zugegeben haben. Preußen und Oesterreich gingen also auf ein Direktorium nicht ein, und die Idee eines Direktoriums war uns daher gleichbedeutend mit einer Vernichtung der beschlossenen deutschen Verfassung, des Volkshauses, des Wahlgesetzes, es war uns gleichbedeutend mit dem alten deutschen Staatenbunde, mit dem alten, vielleicht noch verschlechterten Bundestage. Das wollten wir nicht. Einen andern Weg wußte uns aber keiner unserer politischen Freunde anzugeben. Allerdings sind die Einwendungen gegen einen deutschen Kaiser bedeutend. Wir verkennen in erster Linie nicht die Schwierigkeit für die deutsch-österreichischen Lande, sich seiner Zeit, dem österreichischen Volksbewußtsein zuwider, anzuschließen. Aber diese Schwierigkeit war entgegengesetzten Falles rücksichtlich Preußens von der gleichen Größe. Die 7 Millionen deutsche Oesterreicher werden, sobald sie sich, was nicht ausbleiben kann, gegenüber den mehr als 20 Millionen Nichtdeutschen durch ein Abhängigkeitsverhältniß bedroht sehen, zu Deutschland mit Nothwendigkeit gedrängt werden, und es wird bei dem nicht ausbleibenden Zerfall der österreichischen Monarchie im eigenen Vortheil unserer österreichischen Brüder sein, ein festes, schutzgebendes Deutschland bereits vorzufinden.

„„Aber ein erblicher Kaiser widerspricht an sich den ersten Be-[illegible]n der Demokratie!““ Wir sehen davon ab, daß der drohende

russische und österreichische Despotismus auch nicht viel Demokratie verspricht; wir gestehen vielmehr jenen Grund, — wenngleich die Demokratie nicht ausschließlich in der Republik ihren Boden findet, ihren Schwerpunkt überdies mehr in den Grundlagen, als in der Spitze des Staates hat, — wir gestehen diesen Einwand Denen zu, welche sofort die Republik in Deutschland einführen wollen. Uns aber lag an sich die Berechtigung, einen Kaiser zu wählen, in dem deutlich ausgesprochenen Willen des deutschen Volkes. In keiner der Revolutionen, die im März des vorigen Jahres durch alle deutsche Lande gingen, beseitigte das Volk eine der vierunddreißig Dynastien; wir nehmen an, und die deutsche Presse unterstützt diese Ansicht, daß das Volk Das, was es im Momente der Revolution nicht gewollt, auch jetzt in seiner großen Majorität nicht wolle: daß ein Kaiser somit dieselbe Berechtigung habe, wie vierunddreißig andere Fürsten, und daß ein Kaiser von Volks Gnaden demokratischer sei, als jeder der vierunddreißig Fürsten von Gottes Gnaden. Die linke Seite des Hauses, mit Einschluß der äußersten Linken, hatte überdies durch ihren Antrag auf ein Erbdirektorium von sieben Fürsten bereits thatsächlich ihre Ansicht dahin ausgesprochen, daß es nicht das Oberhaupt über fürstliche Häupter durch andere fürstliche Häupter sei, was sie für undemokratisch halte. Der Umstand ändert nichts, daß nach jenem Vorschlage sieben Fürsten, nach diesem Einer an die Spitze treten sollte, da eine neue Dynastie hier so wenig, wie dort geschaffen, in beiden Fällen vielmehr nur der Titel und die Funktionen bestehender Dynastien geändert wurden.

„So sahen wir und mehrere unserer Freunde die Verhältnisse an. Wir sowohl, als Jene haben über dieselben mit unseren politischen Freunden ausführlich berathen, und diese Ansichten sowohl in dem Klub Westendhalle*), als in den Sitzungen der vereinigten Linken des Weiteren ausgesprochen und vertheidigt.

„Wir sprachen es aber gleichzeitig eben so bestimmt aus, daß wir bei aller Anerkennung dieser faktischen Verhältnisse uns nie entschließen würden, für den Welcker'schen Antrag zu stimmen, wenn Dieses den Preis deutscher Volksehre in sich schlösse, und es geschah das nach unserm Dafürhalten, wenn wir die erste

*) Simon gehörte der Fraktion der Linken an, die sich in Westendhalle versammelte. Er und Schoder wechselten im Präsidium.

Frage der Nationalität verneinten, wenn wir, die Mandatare des ganzen deutschen Volkes, die Theilung Deutschlands, die wir momentan faktisch zu verhindern ohnmächtig sind, auch von Rechtswegen, wie es der Kommissions-Antrag that, in Betreff Oesterreichs aussprachen. Wir verlangten mithin, daß die deutsche Verfassung an ihrer Spitze die Bestimmung enthalte, das deutsche Reich bestehe aus dem Gebiete des bisherigen deutschen Bundes.

„Wir verlangten ferner, daß in zwei der wichtigsten Fragen der Volksfreiheit, in Betreff des absoluten Veto und in Betreff des Wahlrechts, die freisinnigen Bestimmungen, wie sie die National-Versammlung bereits in erster Lesung der Verfassung getroffen, entweder aufrecht erhalten, und nicht, wie es in willkürlicher Weise im Welcker'schen Antrage geschah, wieder beseitigt würden, oder daß über solche Fragen, von denen die erste bereits zu Gunsten der Volkssouveränetät entschieden war, die zweite die wahrhaft freie Ausübung des ersten politischen Rechts sicherte, mindestens nicht in Bausch und Bogen mit noch wichtigeren Fragen abgestimmt und dadurch, in Verbindung mit dem momentanen Drange der Zeitverhältnisse, Gewissenszwang ausgeübt werde. Wir verlangten also eventuell besondere Abstimmung der National-Versammlung über diese Freiheitsfragen. Wir hatten endlich und vor Allem gegründete Besorgniß, uns unbedingt einer großen Partei anzuschließen, deren politischer Richtung wir nicht nur gegenüber standen, sondern von der wir auch befürchten mußten, daß der erste gemeinschaftliche Schritt uns zu Abänderungen der Verfassung zu Ungunsten der Volksfreiheit führe würde, sofern die Annahme der Kaiserkrone an derartige Bedingungen geknüpft werden sollte, Abänderungen, die wir alsdann mit unserer kleinen Stimmenzahl zu verhindern nicht im Stande sein konnten. Wir verlangten daher von einer die Majorität sichernden Anzahl von Mitgliedern jener Partei die Erklärung, daß sie sich nach definitiver Feststellung der Verfassung zu irgend wesentlichen Abänderungen derselben nicht herbeilassen würde. — Unter diesen Bedingungen, aber auch nur unter diesen, erklärten wir uns mit unseren politischen Freunden bereit, für den Kommissions-Antrag zu stimmen.

„Die Weidenbusch-Partei ist auf diese ihr vorgeschlagene Vereinigung in den Tagen vom 16. bis 21. März nicht eingegangen. — Nachdem am 21. März der Kommissions-Antrag mit 31

Stimmen gefallen war, erfolgte die *zweite* Lesung der Verfassung durch Abstimmung über deren einzelne Paragraphen. Durch Annahme des Minoritätserachtens von *Schüler*, *Wigard* und *H. Simon* wurde im §. 1 die Integrität des Bundesstaatsgebietes mit *Einschluß der deutsch-österreichischen Provinzen* von Rechtswegen und verfassungsmäßig ausgesprochen, und nachdem dieser erste Grund unserer Abstimmung vom 21. *beseitigt* war, ging nun auch die Weidenbusch-Partei auf Unterhandlungen mit uns und unseren Freunden ein. Sie gab uns in Folge derselben am sechsundzwanzigsten März eine schriftliche Erklärung, welche wörtlich lautet: „**Zur Beseitigung möglicher Zweifel erklären die unterzeichneten Mitglieder der National-Versammlung, daß sie die Verfassung, wie solche von der National-Versammlung beschlossen werden wird, für dergestalt endgiltig anerkennen, daß sie für irgend wesentliche Abänderungen derselben oder irgend erhebliche weitere Zugeständnisse, von welcher Seite dieselben etwa auch verlangt werden sollten, nicht stimmen werden***).“ Diese Erklärung ist von etwa achtzig Abgeordneten, unter denen bedeutende Mitglieder der *rechten* Seite und des *Centrums*, unterzeichnet, insbesondere auch von dem zeitigen interimistischen Ministerpräsidenten *Heinrich* v. *Gagern* und dem interimistischen Justizminister *Rob. Mohl*. Wir nahmen nunmehr an, davor nach Möglichkeit gesichert zu sein, daß ein *Handeln um die deutsche Kaiserkrone* und ein demnächstiges *Nachgeben* Seitens der National-Versammlung auf Bedingungen, die gegen unsere politische Ueberzeugung seien, nicht stattfinden werde.

„Außerdem gaben **114** Mitglieder derselben Partei uns die schriftliche Erklärung, *für das suspensive Veto* und das *Wahlgesetz*, wie dies in erster Lesung von der National-Versammlung angenommen worden, stimmen zu wollen.

„Auf diese Weise waren die *Hindernisse beseitigt*, die

---

*) Dies Schriftstück hat sechsundachtzig Unterschriften, darunter H. v. Gagern, R. Mohl, A. Mathy, Mittermayer, Welcker, Reh, Kierulff, Biedermann, Freudentheil, Soiron, Jahn, Wedekind, Jordan (aus Berlin), Lette, Stenzel, Cetto, Reitschütz, Stahl, Saenger, Siemens, Küntzel, Pannier, Henkel, Markus, Versen, O. v. Keudel, Ostendorf ꝛc.

unsere Abstimmung vom einundzwanzigsten März herbeigeführt, und wir haben nunmehr, unseren oben entwickelten Ansichten gemäß, am siebenundzwanzigsten und achtundzwanzigsten März für das erbliche Kaiserthum in der preußischen Dynastie gestimmt.

„Sollte die Entscheidung der National-Versammlung dem deutschen Volke widerstreben, so hat dies nunmehr die Mittel, sich auf verfassungsmäßigem Wege auch die Spitze seiner Verfassung nach seinem Willen zu gestalten; es hat durch ein freiestes Wahlgesetz die Macht, seinen wahren Willen auszusprechen, und kein absolutes Veto hindert den ernsten, andauernden Willen, zur Geltung zu kommen.

„Uns bürgt unser Bewußtsein, daß wir richtig gehandelt, sofern dieses Handeln aus reinem Willen für das Beste unseres Vaterlandes und aus reiflichster Ueberzeugung entsprang; der Trost in diesen schweren Tagen bei dem Gedanken an die lastende Verantwortung, sowie demnächst bei der Trennung von lieben Freunden — war jedem von uns das Lutherwort: Ich kann nicht anders! — war die Ansicht: daß es die erste Pflicht des Mannes, den Muth der Ueberzeugung zu haben und somit diese Ueberzeugung auszusprechen und geltend zu machen. Denen aber, welche das Handeln nach dem Erfolge beurtheilen, stellen wir das Resultat zusammen, in der sicheren Erwartung freilich, daß es auf der einen Seite ein gutes, auf der andern ein schlechtes genannt werden wird.

„Die Veränderungen, welche bei der zweiten Lesung der Verfassung im Verhältniß zu dem Welcker'schen Antrage und dem darauf bezüglichen Kommissionsgutachten, somit direkt oder indirekt durch unsere Beihülfe eingetreten, sind folgende:

1. Die deutsche National-Versammlung bietet, selbst im Sinne einer bedeutenden Zahl seiner Mitglieder vom Centrum, die deutsche Kaiserkrone der preußischen Krone nur unter der Bedingung, daß diese die beschlossene Verfassung, eine der freiesten, die sich je ein Volk gegeben, unverändert annimmt.

2. Die Verfassung gilt dem ganzen Deutschland; das deutsche Volk hat die Gründung seiner Verfassung nicht mit der Schmach begonnen, die deutschen Lande verfassungsmäßig zu zerreißen.

3. Das absolute Veto ist gefallen, und dadurch die Volkssouveränetät als oberstes Gesetz anerkannt.

4. Die mündliche Abstimmung zu Protokoll ist gefallen und dadurch erst der wahrhaft freie Volkswille bei den Wahlen gesichert.

5. Das Institut des Reichsraths, welches den Partikularismus von vornherein in die Verfassung impfte, ist beseitigt.

Frankfurt a. M., den 30. März 1849.

Heinrich Simon. Max Simon."

Wir fügen dem obigen Dokumente noch eine zweite Erklärung Heinrich Simons hinzu, die er — in Folge eines Angriffs — ein Jahrzehnt später der Volkszeitung einschickte:

„...... Der Unterzeichnete verlangte von der Partei Gagern, daß ihre große Majorität, unter der ihre einflußreichen Persönlichkeiten sein müßten, sich verpflichten solle, auch nach der Wahl eines Reichsoberhauptes festzuhalten an der beschlossenen Reichsverfassung.

„Der Grund liegt auf der Hand. Die betreffenden Mitglieder der Linken wollten die drohende Schmach von Deutschland abwenden, daß seine aus freier Volkswahl hervorgegangene Vertretung nicht die Kraft gehabt, Deutschland eine Verfassung zu schaffen; sie wollten somit die deutsche Reichsverfassung durch ein Oberhaupt zum Abschluß bringen, welches selbstverständlich der König von Preußen war. Allein gleichzeitig hatten sich diese Mitglieder der Linken davor zu schützen, daß diejenigen Männer, welche man demnächst Gothaer nannte, und welche die deutsche Reichsversammlung durch Stimmenmehrheit beherrschten, später „den Verhältnissen Rechnung trügen" und mit dem zu erwählenden Oberhaupte paciscirten über Das, was das deutsche Volk beschlossen hatte, Handel trieben um die deutsche Kaiserkrone.

„Daher unsere betreffende Forderung.

In Folge derselben wurde mir ein Entwurf der auszustellenden Erklärung übergeben. Ich wies diesen Entwurf als nicht hinreichend bestimmt und umfänglich zurück. Hierauf wurde ich während der Sitzung der Reichsversammlung vom 26. März 1849 aufgefordert, selbst jene Erklärung zu entwerfen. Dies geschah in dieser Sitzung und noch in derselben Sitzung wurde mir die von

mir aufgesetzte Erklärung mit 86 Unterschriften bedeckt zurückgebracht.

„Zur Erreichung dieses letzteren Aktes hat nicht die entfernteste Mitwirkung irgend eines Mitgliedes der damaligen Linken Statt gefunden.

Zürich, den 6. November 1859.

Heinrich Simon.“

Nach Rom!

Die große Aufregung und Anstrengung der letzten Tage hatte Simon körperlich derart mitgenommen, daß ihm eine Erholung nothwendig wurde. Er beschloß, auf sechs Wochen nach Neapel und Rom zu gehen. „Politischerseits steht die Sache so,“ schrieb er am 31. März 1849, „daß, wenn Preußen die deutsche Krone annimmt, die Geschichte von selber vorwärts geht; nimmt es nicht an, so beginnt erst der Anfang vom Ende, und dazu braucht auch der Einzelne Kraft.“......

Basel, den 5. April 1849.

„Also glücklich der Politik entronnen, freilich mit Noth und Mühe innerlich und äußerlich; indeß es ging nicht länger, Erquickung war eine Nothwendigkeit. Diese letzten Kaiserwochen haben furchtbar in mir gearbeitet; von allen Seiten angefeindet und als eine Art Mittelpunkt betrachtet, der es machen und der es hindern könne, gehörte wahrlich tiefe Resignation dazu, um ruhig seinen Weg, der innerlichst festgestellt war, nachdem die österreichischen Absichten mir klar geworden, weiter zu gehen. Und jetzt konnte ich abkommen. Es wird im guten Falle viele Wochen dauern, ehe der König mit seinen Fürsten fertig. Die National-Versammlung kann sich nicht auf ein Handeln mit dem König einlassen, dafür ist gesorgt...... Wollen die Fürsten octroyiren und mit materieller Gewalt die Sache zum Entscheid bringen, so glaube ich haben sie zur Zeit die Macht; aber — kommt dann in einigen Jahren eine zweite Revolution, so wird man sich entsinnen, daß es die Fürsten waren, die sich der freien Gestaltung Deutschlands allein in den Weg stellten. Im Uebrigen ist es jetzt an der Zeit, daß das Volk spricht.“......

Ueber die Seereise von Marseille nach Genua schreibt er un-

ter Anderem: „Ich war wieder einer der Wenigen, die die Fahrt genießen konnten, und hatte meine Freude am heiligen Meere. Alle halten mich für einen alten Seemann. Mir gegenüber auf dem Deck saß eine alte Frau, die sehr übel aussah, was sich mit den edlen Zügen schlecht vereinigte. Sie litt sehr; sie hatte mein ganzes Interesse und alle Fürsorge; denn sie erinnerte mich an mein geliebtes Mütterchen. Später sprach ich mit ihr. Sie war Wittwe, Französin, war in Kleinasien und Jerusalem gewesen, gab mir aus einem großen Korbe erst einen Rum, dann einen prächtigen Anisette. Wir waren sehr gute Freunde.“ .....

Civita Vecchia, April 1849.

„Muß denn, wohin ich komme, die Republik im Sterben liegen! In Frankreich glaubt kein Mensch an die Dauer der Republik! und in Rom fürchte ich es ebenso zu finden! Und das Elend, das wir in unseren Schiffen mit an Bord genommen! Es war ein traurig belebtes Bild. Wir hatten von Livorno bis hierher einige hundert junge Leute an Bord, die auf den Barrikaden gestanden; theils schienen es junge Männer aus den höheren Ständen, theils Proletarier. Es fehlte den Meisten an Allem. Sie werden sich Alle in Rom unter die Vertheidiger der Freiheit stellen. Einige prächtige junge Männer; drei Knaben von 14 bis 15 Jahren; einer mit der glücklichsten Physionomie, zugreifend, wo er irgend helfen konnte, bei allen Strapazen (das Wetter war furchtbar, und sie in Sturm und Regenguß auf dem Deck) heiter: — warum habe ich in solchen Fällen nicht genug Geld! So wird der Junge untergehen, und er soll sich, — wie uns sein Capitano erzählte, ein schöner junger Mann in Uniform, — wie die beiden Andern vorzugsweise tapfer geschlagen haben.“

Hafen von Neapel, 19. April 1849.

„Gestern Morgen von Civita Vecchia um 10 Uhr bei schönstem Wetter abgefahren, der ganze Tag prachtvoll; immer längs der italienischen Küste, in der Entfernung von höchstens einer Stunde. Erst beim Ausfluß des Tiber, Ostia, vorbei bei dem Albaner Gebirge, dann bei den herrlichen Vorgebirgen d'Anzo und Circello, hinter denen die pontinischen Sümpfe liegen, und auf der anderen Seite Ponza und Palmarola, die, wie alle diese Eilande nichts sind,

als schroff aus dem Meere aufsteigende Gebirge. Dazu ein wahrhaft einzig schönes Abendglühen, nicht glänzend, sondern von einer Sanftheit, von einer Hingebung, die ganz unbeschreibbar, und bei der Ihr an den weichen italienischen Luftton denken müßt. Ich habe in der That bis jetzt nie diesen Himmel gesehen. Tief grünes Meer bis unmittelbar an das violette Gebirge hinan, das unendlich sanft hingegossen dalag. Spät in die Kajüte; und um 4 Uhr schon wache ich auf, um die Bai von Neapel und den Sonnenaufgang nicht zu verpassen. Alles schläft; ich hinauf auf's Verdeck, es gießt. Ich war vollkommen frappirt über diese Frechheit des Geschickes. Ich bin aber oben geblieben auf dem Sockel des Schornsteins stehend, bis wir hier angekommen. Im Regen gingen Ischia nnd Procida — man kann den Vulkan nicht deutlicher haben — gingen das Cap Misene in seiner wundervollen Kühnheit und all die Herrlichkeiten der Bai von Neapel an mir vorüber. Es mußte himmlisch sein, wenn —, so aber war es eben die Phantasie, die zugeben mußte. Neapel selbst, bei der Vorbeifahrt am Militärhafen, überwand endlich Regen und alles Mißgeschick; es ist erhaben schön. Gegenüber lagen stolz die englischen und französischen Kriegsschiffe ersten Ranges, isolirte Mächte darstellend. Das erste Boot kommt heran: „Sizilien über!" — ich wurde traurig, denn für Italien geht dadurch der letzte Hoffnungsanker unter, und das Unglück reicht zu uns mit Harpyenhand hinüber. Ferner heißt es: Quarantäne auf vierzehn Tage, weil in Paris die Cholera.

„Ich habe mich bisher immer meines Reiseglücks gefreut; jetzt wird das Gegentheil so groß, daß man es nicht mehr lächerlich finden kann; es macht Anspruch auf ein wenig Tragik. Das Schiff liegt dem Vesuv gegenüber, und sein Rauch quillt langsam herunter; die Strandstraße — nicht der schönste Theil der Stadt, ist mit Leben erfüllt und mit dem Fernglase genießt man das — das Alles ist Etwas, aber es ist doch verflucht wenig für eine Reise nach Neapel. Unmittelbar vor dem Paradiese die Pforten verschlossen finden! alle Herrlichkeiten vor Augen und nicht hinein! das ist Viel. — Weiß der Teufel, ich ärgere mich darüber, daß ich nicht böser darüber bin. . . . . ."

Alle Schritte zur Aufhebung der Quarantäne waren vergeblich. Simon ging mit selbem Schiffe drei Tage später nach Civita Vecchia zurück. Am 24. April ist er in Rom, um zehn

bis zwölf Tage da zu bleiben. Es sind die letzten denkwürdigen Tage der römischen Republik.

Rom, 25. April 1849.

„Schon der einzige gestrige Tag hat mir eine vollständige Anschauung von der ewigen Stadt gegeben. Ja, es ist wahr! das muß man gesehen haben, um eine Vorstellung zu bekommen. Alle Aeußerungen des modernen Volkslebens, wie ich sie in Deutschland und andern Ländern kennen gelernt, sind einigermaßen gemein gegen diese Welt; gemein in sofern, als sie groß nur dann sind und auch nur in neuster Zeit geworden sind, wo es sich um das Bedürfniß, um das Nothwendige handelt, während hier diese selbe, oder vielmehr eine noch viel bedeutendere Größe sich auf das Schöne verwendet findet. Das sind immense Gedanken, mit immensen Mitteln durchgeführt; der Gedanke, ein Kolosseum zu bauen, kann nur in dem Mitglied eines großen Volkes entstehen. Es muß geradezu eine Stadt der Wunder gewesen sein, nach dem zu schließen, was übrig geblieben allen wüthendsten Zerstörungen zum Trotz. Aber nur ein eroberndes Volk hat durch Aussaugung ganzer Welttheile und Concentrirung auf einen Punkt Das erreichen können; nur die Anbetung des Staates und die Verachtung des Individuums hat Das hervorbringen können, und so behaupte ich dennoch selbst hier im Angesichte Roms den ungeheuren Fortschritt der neueren Geschichte; und ist uns Europäern im Erringen dieser Kulturstufe der Athem, die Kraft vergangen, — ein Gedanke, der mich in neuester Zeit vielfach plagt, wenn ich nirgend mehr Charaktere von einer bewegten Zeit gebären sehe, wenn ich die Bewegungen eines Welttheils sich allmälig abschwächen sehe, — wäre der Trauergedanke wahr, was ich noch nicht glaube, so wird der junge frische Westen, so wird Amerika glückliche, freie und große Völker haben. Der ewige Gedanke in der Geschichte ist mir klar; ein Weiterschreiten ist für den, der Geschichte zu lesen weiß, nicht zu verkennen, und somit ist es gleichgültig, wer gerade der Hauptträger ist, Alle können es nicht sein.

„Das soll nun eine Beschreibung von Rom sein! Unser*)

---

*) Simon machte die Reise in Gemeinschaft mit seinem Freunde und Parlamentsgenossen Prof. Bruno Hildebrandt aus Marburg.

erster Gang gestern Morgen war zur Post. Auf dem Wege: „mein Gott! das ist ja das Pantheon!“ Hinreißend groß schon die Vorhalle — in Maßstaben, die uns heut verschwunden. Groß! groß! und nun der Tempel! von übermächtigem Eindruck. Ich war hingerissen von Bewunderung und Dankbarkeit gegen diesen Menschen, der Das geschaffen, darüber, daß Das auf Erden besteht. Das Einfachste, das Einfachgrößte, was ich je gesehen, und ich werde auch nichts Aehnliches sehen. Es ist ein rundes Gebäude mit runder Kuppel, Ein Raum, der oberste Theil der Kuppel offen, so daß man die weißen Wolken über den tiefblauen Himmel dahinjagen sah — ein Zusammenfließen mit der Natur, ein Hinweis auf sie, ein Gedanke, gegen den die der gothischen Bauwerke auch in ihrer höchsten Vollendung zurücktreten müssen. Allen Göttern war es geweiht; jetzt ist der Tempel allen Märtyrern geweiht .....

„Von Banquier K. freundlichst aufgenommen. Ich setzte mich gleich im Komptoir nieder, die Augsburger Allg. Zeitung zu lesen. Die That von Eckernförde und der herrliche Tod Preußers haben mich entzückt. Das ist ein Tod, wie er nur wenigen Günstlingen des Geschicks, so lange es eine Geschichte giebt, geworden ist; ein Schleswiger, der für sein Vaterland gegen den Unterdrücker focht, der das Märchenhafte vollbringt, siegt und dann in einer großen menschlichen That sein Leben läßt — das waren meine Gedanken, als ich das Kapitol bestieg; „hier ist der Ort von solchen Thaten zu sprechen!“ sagte ich zu meinem Begleiter.....

„Wir wanderten dem St. Peter zu, bei der Engelsburg vorbei, auf der mir lebendig Benvenuto Cellini, das Geschütz dirigirend gegen den Herzog v. Bourbon stand. Der Platz vor dem St. Peter von großer Ausdehnung ist imposant geschlossen von zweiten Seiten durch dreifache bedeckte Säulengänge. In der Mitte der Obelisk, den Ramses um die Kleinigkeit von 1473 vor Christus dem Sonnentempel zu Heliopolis schenkte; den, als uralten Greis, Caligula nach Rom bringen ließ und den hier noch jüngst, es war 1586, Sixtus V. aufrichten ließ. Zwei wunderschöne Springbrunnen spielten im Sonnenschein hoch in den Lüften Diamantenregen. Die Façade des St. Peter macht mir gar keinen Eindruck, und der erste Blick im Innern war mir Ueberraschung, — daß die Geschichte nicht größer; zweihundert Schritte weiter aber im Mittelschiff vorwärts gekommen, kam mir der Begriff von dem Immensen dieser Räume. Ich setzte mich eine halbe Stunde darauf

am Eingange nieder und sah mit dem Fernglas das Schiff hinunter; die Menschen da tief unten erschienen noch immer in unermeßlicher Weite. Und doch hat mich das Ganze völlig kalt gelassen. Man hat das Große und Hohe erstrebt durch die Größe der Räume, aber nicht durch die Art ihrer Verwendung. Man hat ferner Einfachheit erstrebt dadurch, daß man aus den Räumen selbst Alles entfernte, keine Bank, kein Stuhl, Nichts — und hatte doch nicht den Muth, die Wände einfach zu halten, sie sind mit Engeln und dergl. überladen. Wie anders das in Antwerpen, wo der Säulen-Palmenwald naturwüchsig zum Himmel strebt. Da sind mir die Stephanskirche und ihr verwandte tausendmal lieber und nun vollends ein Pantheon......

„Wir gingen nun, ich feierlichen Gemüthes, in den anstoßenden und in Verbindung stehenden Vatikan; wir sollten die antiken Herrlichkeiten schauen. Wir beschränkten uns auf die Skulpturen, und mehrere Stunden hindurch ging dieser unbegreifliche Reichthum an uns vorüber, nachdem wir durch die Loggien gewandert. Die vatikanischen Antikensammlungen sind die größten der Welt; aber das hätte ich doch nicht vermuthet. Im Museo Pio Clementino sind il Torso di Belvedere, der Meleager und in einzelnen Gemächern die berühmtesten Ueberlieferungen des Alterthums; es giebt ein Gabinetto dell' Antinoo, ein Gabinetto del Laocoonte, dell' Apolline. Dieser Apoll ist in Wahrheit ein junger Gott, daran fehlt Nichts, man wird glücklich, wenn man ihn ansieht. Wenn ich auf der Straße gehe und einem schönen Menschenantlitz begegne, so bin ich eine Viertelstunde lang still vergnügt, ohne weiter zu wissen warum; es beglückt mich — und nun hier unter Hunderten von Köpfen und Gestalten, wie sie glücklichste Zeiten geboren und größte Künstler idealisirt! Wohl vor zehn weiblichen Köpfen stand ich mit dem Gedanken: hinreißend! Die Alten traten mir viel menschlicher nah, als mir bisher dies geworden.

Rom, 26. April 1849.

„Wenn ich seit Landung der Franzosen hier unter allen Umständen eine Bewegung prophezeihe, so lächelt man und sieht mich verwundert an. „Sie kennen die Italiener nicht; es bleibt ruhig. Beim ersten Schuß werfen sie die Waffen weg." Ich g vor Zorn — nun ich werde bald selbst sehen. — — Das war

Uebrigen heut ein herrlicher Tag. Den ganzen Vormittag im Vatikan. Raphaels Loggien ......"

Rom, 29. April 1849.

„Gestern Nachmittag holten wir Braun ab, den ersten Archäologen hier. Er führte uns in den Palazzo Spada — in den Hof, von wo eine unendliche Arkadenreihe in einen anderen Hof führt; auf Brauns Frage: wie lang? gab mein Gefährte drei- bis vierhundert Schritt an, ich nach einigem Zögern sechszig. „Sie sind der Erste, der das gleich rausgebracht," sagte mir Jener, „von Allen, die ich noch geführt." Es ist nämlich ein architektonisches Kunststückchen, durch Mißbrauch der Perspektive; ich hatte es dadurch gefunden, daß ich die Sockel der immer zu drei verbundenen Säulen nicht im Einklang fand...... Dann trieben wir uns bis auf den späten Abend umher an den Thoren und auf den Straßen, — um dem Barrikadenbauen zuzusehen. Auf dem herrlichen Punkte vor dem Kloster, wo Petrus gekreuzigt, in Montorio, hatte sich ein prächtiges Wallensteins Lager gebildet von den wilden Garibaldi's Jägern. Er, dem man offenbar Allerlei andichtet und ihn am liebsten zum einstmaligen Räuberhauptmann machen möchte, hat eine Schaar von einigen Tausend kräftiger Leute um sich gesammelt, angeblich der Schrecken Roms, unsere Wonne, wenigstens meine, denn Braun bekam es etwas mit der Furcht. Die abenteuerlichsten Anzüge, blutrothe, schwarze Mäntel und was die Phantasie ausdenkt; man spielte Mora, schlief, erzählte, kochte und Alles im Angesicht des zu Füßen liegenden Roms, der beschneiten Sabinerberge. — Sodann hinunter nach Transtevere, und da habe ich Schönheiten gesehen, — o! ich sage Schönheiten. Ein schwarzes Mädchen, mit einem Gesicht, der äußersten Leidenschaft fähig, anscheinend ganz ruhig, wundervolle reine Züge. Dann ganze Gruppen, die augenblicklich dem Maler sitzen konnten. Zum Schlusse gingen wir in eine gewöhnliche Kneipe, um Orvieto zu trinken, da stand der schöne Barfüßermönch mit der unendlich dicken, hübschen Wirthin schwatzend ...... Barrikaden dutzendweise, heut schon über die ganze Stadt. Sehr genußreich! ich hoffe doch noch, daß die Römer Ehre einlegen werden."

Rom, 30. April 1849, Mittags.

„Seit einer Stunde donnern Kanonen, der Generalmarsch, hier und da Pelotonfeuer; der Kampf hat sich etwa eine halbe Stunde von der Stadt entsponnen! Soeben rückt aus der im Franziskaner-Kloster, am Platz, wo wir wohnen, befindlichen Kaserne ein Theil der Karabiniers aus, prächtige Leute, jubelnd und springend, die Dreiecker zum Theil auf den Bajonnets, und die Umstehenden klatschen in die Hände und werfen die Hüte. Wir sind vor einer Viertelstunde aus der Assemblée nationale gekommen, im schönsten Momente. Die Versammlung beschloß, sich in einer Stunde auf's Quirinal zu einer Sitzung zu begeben und von dort an die Spitze der Bevölkerung zu stellen. Bonaparte (Prinz Canino) präsidirte, ein behäbiger Mann mit geistvollem Gesichte; starker Klingelverbrauch; die Deputirten mit prachtvollen Köpfen sprechen von ihren Plätzen ziemlich durcheinander. Einer grüßte mich zur Tribüne herauf als Reisegefährten — ich sei zum rechten Momente gekommen. — Barrikaden sind jetzt durch die ganze Stadt gebaut; wollen sich die Römer vertheidigen, so können sie es; denn daß die Franzosen nicht Rom bombardiren werden, das ist klar. — Prächtig hallt der Kanonendonner herüber, die Kuppel des Pantheon, die vor meinen Augen, sieht in den Lärm hinein; sie hat Manches gesehen, moderne Republik aber kämpfend gegen Republik für Papst und Absolutismus noch nicht. Die Franzosen spielen eine traurige Rolle, sie mögen siegen oder nicht. — Das mußten sie den Neapolitanern, die schon bei Terracina stehen, und den Oesterreichern überlassen."

Abends 11 Uhr.

„Die Stadt ist erleuchtet. Die Römer haben sich sehr brav geschlagen; die Franzosen sind zurückgedrängt, haben angeblich zwei Kanonen verloren und, was gewiß ist, gegen 180 Gefangene. Wir waren Nachmittags mehrere Stunden auf dem Thurm des archäologischen Gebäudes, um den Kampf zu beobachten, wohl eins der schönsten Panoramen Roms; dann stiegen wir mit Braun stundenlang durch die Barrikaden, und ein Regen zwang uns in die ächteste Lokanda zum Glase Orvieto, eine jener, die ihr Licht durch die Thüren bekommen, beiläufig im Marcellus-Theater, in dem Niebuhr seine römische Geschichte schrieb. Nachher auf dem deutschen Kasino und dann mit mehreren Künstlern nochmals auf jenes Observatorium, von wo wir eben kommen. Die Haltung der

Stadt ist bewundernswerth, Frauen und Kinder auf den Straßen, während um die Thore gekämpft wurde; nicht die geringste Unordnung, jedem Angriff der Civica gehorchend; die Römer haben vierzig Todte und molti Verwundete; die französischen Verwundeten konnte man den Abend noch draußen liegen sehen. Die Studenten sind wie rasend drauf gegangen und haben viel verloren. Einer der Künstler, der Unteroffizier bei der Nationalgarde ist, erzählte mir, daß die Mutter eines prächtigen Jungen, Studenten, ihres einzigen Sohnes, zu ihnen gekommen, sich nach ihm zu erkundigen; sie hätten nicht den Muth gehabt, ihr zu sagen, daß er todt. Wir selbst traten in Transtevere an einen Haufen Weiber, die um einen zweirädrigen Karren tobten; eine Frau in den Vierzigern und ein sechszehnjähriges Mädchen bildeten den Mittelpunkt; der Bube, der mit dem Karren herausgefahren war, war nicht bei dem zurückgekehrten Karren; sechs Weiber auf einmal erzählten auf unsere Frage mit höchster Leidenschaft. Die Transteverinerinnen wollen die Franzosen zerreißen. Und die Männer fragen: Was wollen sie von uns? Republikaner gegen Republikaner? In der That, es ist eine Schmach, die sie auf sich laden, sie mögen nun in den nächsten Tagen eindringen oder nicht. Eine Kanonenkugel, 36pfünder, hat bereits in die Bibliothek des Vatikans eingeschlagen und mehrere Kasten mit Manuscripten vernichtet; alle Philologen Deutschlands werden sich auf die Köpfe stellen."

Rom, 1. Mai 1849, Morgens.

„Die Bevölkerung ist in Folge dessen, was der gestrige Tag gebracht, entschieden, zu kämpfen — und ich sehe, wenn die Franzosen eindringen wollen, einem Straßenkampf entgegen; wir werden dann wohl in dem mit einer Schutzwache versehenen Palais Cafarelli, dem preußischen Gesandtschafts-Hotel, sein. Wir sind von den Deutschen hier über die hiesige Bevölkerung schlecht unterrichtet worden. . . . . .

„ . . . . . . Gestern haben die Römer höchst ehrenhaft gekämpft, leider dem Anscheine nach mit zu großer Hitze und dadurch mehr als nöthig verloren. Ein Offizier, der in unserem Hotel wohnte, ist geblieben; ebenso ein Kellner, der uns noch vorgestern bediente, als Nationalgardist gefallen. Die Studenten, die Nationalgarden, die Garibaldis haben sich vortrefflich geschlagen; es ist bis zum Kampf auf's Schwert gekommen. Die Franzosen hatten

auf Leitern die Mauern an den Gärten des Vatikans erstiegen, wurden aber blutigst zurückgeworfen. . . . . . Garibaldi hat den Seinen den Befehl gegeben, gegen den Feind nicht zu schießen, sondern mit dem Messer vorzugehen. Um dies zu verstehen, muß ich erwähnen, daß Garibaldi in Montevideo unter Rosas diente und auf die Nachricht von der italienischen Erhebung mit etwa hundert Italienern in sein Vaterland eilte, wo er bisher in Oberitalien nicht mit Glück gekämpft, während er heut der Held des Tages ist. Seine etwa 2000 Mann starke Truppe ist die zusammengewürfelt-denkbarste; er hält sie durch eiserne Disciplin; während sie unter sich nach Belieben raufen, bestraft er den Diebstahl mit dem Tode. Jene Südamerikaner agiren mit dem Lasso und haben französische Offiziere so gefangen. Das lange Messer im Munde, mit angelegter Flinte gehen sie auf ihren Mann los, und herangekommen brauchen sie das Messer."

Rom, 2. Mai 1849.

„Der gestrige Tag ist vollkommen ruhig vorübergegangen, nur entfernter von der Stadt kleine Plänkeleien, und noch eine Anzahl eingebrachter Gefangenen, die bis jetzt in den Weinbergen versteckt waren. Hätten die Franzosen gestern gewagt, in die Stadt einzudringen, so wären sie höchst wahrscheinlich völlig aufgerieben worden, der Sieg hat den Geist der Bevölkerung außerordentlich gehoben. Barrikaden entstehen an Barrikaden, zum Theil kleine Festungen, vortrefflich angelegt, und da ich nicht daran glauben kann, daß die Franzosen Rom bombardiren werden, so ist an einen gewaltsamen Einzug derselben, ohne Hülfe eines neuen Heeres, etwa der heranrückenden Neapolitaner, nicht zu denken. Die ganze Expedition der Franzosen läßt sich nur aus der Voraussetzung erklären, daß die Reaktion hier die entscheidendste Oberhand habe, wie in ihrem eigenen Lande; daß sie daher nur einen Spaziergang zu machen hätten, etwa wie die Preußen es im Jahre 1791 für Frankreich annahmen; daß sie bei ihrem Einmarsch in Rom mit offenen Armen, mit Kränzen und gestreuten Blumen empfangen werden würden, und die Republikaner rasch zum entgegengesetzten Thore hinausfliehen würden. Das war so hübsch in Oberitalien mit Radetzky, und dann in Florenz; da wollten die lieben Franzosen doch auch bei einer so angenehmen Gelegenheit ihre Nase hineinstecken und Napoleon Bonaparte wie sein Herr Onkel den

Potentaten zeigen, daß er ebenbürtig in der Reaktion. Mit jener Voraussetzung harmonirt, daß die Expedition ohne alle nöthigen Vorbereitungen unternommen; sie haben keine Brückenequipagen mit und können daher nicht über den Tiber; sie haben keine Wundärzte, so haben sie ihre Verwundeten vierundzwanzig Stunden auf dem Felde liegen lassen und endlich Wundärzte von den Römern verlangt, die sich aber die Verwundeten ausgebeten und hier verpflegen. Die ersten Damen Roms sind hier in den Lazarethen, so die Fürstin Altieri, Belgiojoso u. s. w. ...... Jene Voraussetzung der Franzosen trog, die Assemblea nationale erklärte: Gewalt sei mit Gewalt zu vertreiben, und das Volk handelte danach. .... Sechs Kanonenkugeln haben übrigens den Vatikan getroffen; wer hat sie abgelenkt von dem Laokoon, dem Apoll von Belvedere? Wie unterscheiden sich also die Franzosen von den Barbaren des Mittelalters, den viel verschrieenen Horden des Attila u. s. w.? Sehr wesentlich dadurch, daß diese gar keinen Anspruch darauf machten, die Idee zu vertreten, und daß jene Prahlenden, als „erstes Volk der Civilisation," als „Vertreter der Idee der politischen Freiheit," hier gegen die Freiheit, für die Reaktion kämpfen.

„Wir wanderten gestern, aller politischen Aufregung zum Trotz, über das Forum romanum, beim Kolosseum vorbei, weit hinaus zum Lateran, der an der neapolitanischen Porta liegt, der Mutterkirche aller christlich-katholischen Kirchen, mit unendlichen Gnadenschätzen versehen. Eine gewöhnliche prächtige Kirche, aber mit ungewöhnlich schönem, von Säulenhallen umgebenen Klosterhof aus dem dreizehnten Jahrhundert. Der Hof bedeckt mit blühenden Rosen, von denen der freundliche Führer uns die schönsten pflückte. Wir freuten uns dann auch dort der Barrikaden — gegen die heranrückenden Neapolitaner. Die schöne Allee von ausländischen Bäumen, die von der Nähe des Laterans zur St. Maria Maggiore führt, ein Hauptspaziergang der Römer, ist umgehauen; die Bäume lagen, überschüttet mit rothen und weißen Blüthen, hinüber und herüber, und die Jungen freuten sich der bequemen Gelegenheit. Ich bin ein solcher Baumnarr, daß mich diese gefällten Frühlingsbäume quälten, und doch überwog weit die Freude, daß die Römer diese Energie zeigen, denn dazu gehört Energie, eine der wenigen hiesigen Alleen umzuhauen."

Rom, 3. Mai 1849.

„Ich erwähne nur noch eines Abendereignisses. Auf dem Corso wälzte sich plötzlich eine tobende Menge heran; man unterschied bald eine hohe sich fortbewegende Masse; ein Prachtwagen, in- und auswendig mit Menschen gefüllt und von Zwanzigen gezogen und gestoßen; es war ein päbstlicher Wagen. Seit drei Tagen gefällt sich der Volkshumor darin, abendlich einige Kardinalwagen zu zerschlagen (während nach allen sonstigen Richtungen hin die Achtung des Eigenthums gewissenhaft beobachtet wird; denn das Lob gaben Feind und Freund der Republik, daß das Volk, sowie die Nationalgarden, sich all diese Zeit musterhaft betragen, und nicht minder ward mir der hohe Sinn für Ordnung im Römer obenangestellt). Jene Wagen sind kostbare Gebäude im Geschmack Ludwigs XIV., Gold, Sammet und Spiegel; heut galt jenes auto da fé einem päbstlichen Wagen. Im Vorwärtsrollen flogen die heruntergerissenen Stücke, Wagenpolster, Vorhänge, Bronzestäbe nach allen Seiten und wurden von den Nachfolgenden als Trophäen aufgehoben und jubelnd nachgetragen. So ging es, unter gewaltigem Hämmern auf das große Gebäude, durch den Corso und da dieser durch Barrikaden gehemmt, durch Nebenstraßen, endlich über eine Barrikade vorbeigezwängt auf die Piazza del Popolo; dort unweit des Obelisken wurde Halt gemacht und unter infernalischem Geschrei der Wagen vollends zu zertrümmern gesucht; plötzlich war Feuer in dem Wagen; ich stieg einige Stufen des Sockels am Obelisken hinan, lehnte an einen der Sphinxe und sah auf die vielleicht tausend Menschen, deren Gesichter im hellsten Feuerwerkslichte beleuchtet im großen Kreise den brennenden Wagen umstanden; jubelnde Freude; sie verbrannten das Pabstunwesen; es war Geschichte — und doch mir war als wenn auf einen Menschen losgeschlagen würde, Alle gegen einen Wehrlosen. Da endlich rief Einer: Viva la Repubblica! und der ganze Chor antwortete: Evviva! Nun wußte ich gewiß, daß es ein Autodafé war, welches dem Pabstthum bereitet war. Während ich sinnend zuschaute, kletterte ein bildhübscher Junge von etwa zwölf Jahren auf den Sphinx, an den ich lehnte, und legte sich ein rothseidenes Kissen unter, das er erbeutet; mit vollster Behaglichkeit schaute und schwatzte er drein. Ich handelte es ihm ab, und er brachte es mir nach Hause. Es soll ein Oreiller zum Andenken des Abends werden."

4. Mai.

„Liebenswürdig, geistreich, graziös sind die Italiener. Gestern Abend sah ich in einer Seitenstraße hellen Fackelschein. Als ich näher kam, schien es mir ein feierlicher Leichenkondukt. Ein Mann mit hoher Fackel voran, dann Einer mit hoher schwarzer Fahne, dann ein großer Wagen mit vier jungen Männern, Fackeln in den Händen. Mit gedämpfter feierlicher Stimme rief einer der Vier in längeren Pausen: Per i fratelli feriti — für die verwundeten Brüder! — und aus den Fenstern der Häuser in der engen Straße, aus dem ersten, zweiten, vierten Stockwerke herunter kam die Wäsche herabgeflattert, Betttücher, Hemden, Strümpfe und dazwischen rief Einer aus dem mitziehenden Volke, wenn eine große Spende kam: Viva la carità! und der ganze Volkschor antwortete: Evviva! Ich sage Euch, es war ganz schön. — Die gesammte Wäsche des Pabstes ist gestern in die Spitäler gesendet worden, und die Verwundeten haben die feinen Hemden des Pabstes an."

Rom, 5. Mai 1849.

„Gestern habe ich hier und da von Rom Abschied genommen, — war gegen Abend noch allein in Trastevere, mit seinen wundervollen Frauengesichtern, die dadurch noch interessanter werden, daß jede Frau dort ihren Dolch oder ihr Messer im Korset trägt...... Den Abend brachten wir bei P. zu, wo Braun war. Gegen elf Uhr im hellsten Mondenschein erklärte ich noch auf das Kolosseum zu wollen. Braun, wenngleich vielleicht etwas unruhig, da man gegen ihn sehr übel gestimmt (er ist Korrespondent der Augsburgerin), begleitete uns über das Forum hinaus. Das Forum im Mondlicht mit seinen Tempelsäulen, Triumphbogen, Ehrensäulen und tausend Trümmern; „hier war die Rednerbühne!" Ich hörte Cicero donnern. Dann die Via Sacra entlang über die gefällten Lindenbäume. Wir stiegen in lautloser Einsamkeit weiter, bei den Tempeln vorüber, durch Titus Triumphbogen hindurch, an den Riesenbau hinan, jeder Zoll eine Königsleiche. Imposanter noch als am Tage traten die Riesenverhältnisse heraus. Lange, lange stand ich hier sinnend. — Auf dem Rückwege kam uns eine Kompagnie Garibaldis entgegen, die den Neapolitanern zumarschirten. Die Straßen waren, als wir nach Hause kehrten, schon völlig still, und die großen reinen Formen des venetianischen, simonettischen und vieler anderen Paläste traten im Mondenlicht herrlich heraus.

„Wir wollen nun heute fort. Die Sache hier wird sehr ernst, und es wäre an und für sich von dem höchsten Interesse, der Entwickelung beizuwohnen, wenn nicht die Pflicht nach Hause riefe.“

Genua, 10. Mai 1849.

„Nach den Nachrichten aus Deutschland, die wir gestern hier vorfanden, werden wir unverweilt nach Frankfurt zurückgehen. — Vor zehn Jahren im September saß ich wie heut im Augesicht des Hafengewühles von Genua und des weiten Meeres, und ich entsinne mich sehr deutlich der Gefühle, die mich damals bewegten, es waren persönlichste, wehe; sie sind heut nicht minder schmerzlich, aber allgemeine. Unser armes Vaterland! Ich Thor, der ich so schnell wenigstens auf einen kleinen Sieg der Vernunft über die Selbstsucht gehofft! Wenn ich auch hundert Mal selbst gepredigt, daß die Aufgabe zu groß, daß nur Jahre sie lösen könnten; im Geheimen hoffte und lebte ich dem Glauben, daß der Genius des geliebten Volkes im rechten Momente den lösenden Schlüssel bringen würde, und als der König von Preußen die deutsche Krone nicht annahm, und die Stämme, ihres Stammeshasses baar, den ungeliebten Mann drängten zur Annahme des ersten Platzes der Christenheit — da sah ich diesen Genius — — er ist gescheitert an der Kleinheit eines Menschen. Nun, ich denke, es soll der Nation nicht so leicht gemacht werden. Die Juden gingen vierzig Jahre durch die Wüste, um sich von den Merkmalen der Knechtschaft zu reinigen. Auch wir sollen mit schweren Jahren die heilige Freiheit und das stolze Volksbewußtsein erkaufen — nie zu theuer. Jeder Preis ist gering und wäre es das Glück einer Generation; denn die wahre sittliche Entwicklung im Menschen kann nicht stattfinden in dem alten Staate, nur ein sittlicher Träumer, kein sittlicher Mann kann entstehen, und ich gebe für einen Mann eine Million Sklavenseelen in den Kauf, und ein Mannesvolk ist noch was Anderes als ein Volk von vielen Männern.

Die Fürsten können jetzt siegen; es ist möglich und wahrscheinlich; aber, denkt an mich, es kommt dann im Laufe nicht ferner Jahre eine zweite Revolution, die wird schauderhaft gründlich sein. Wir wissen jetzt, woran wir scheitern. Das Volk wird es erkennen; diese Tage werden eine Epoche in der geistigen An-

schauung desselben bilden. — Doch Nichts weiter von Genua aus über diesen Punkt! Ich wünschte, ich hätte heut' auf der Tribüne sprechen können, mein Herz war übervoll von Gram und Feuer."

Regentschaft.

Am 15. Mai 1849 nahm Simon seinen Platz in der Paulskirche wieder ein.

In Nord- und Süddeutschland wurden die Volkserhebungen für die deutsche Reichsverfassung mit Gewalt niedergehalten, schließlich besiegt. Die Regierungen, die preußische voran, riefen die Frankfurter Parlaments-Deputirten heim. In der Sitzung vom 16. Mai 1849 wurde dieser Ruf fast einstimmig von der National-Versammlung als „unverbindlich" erklärt. Dennoch lichteten sich die Reihen von Tag zu Tag. — In der Sitzung vom 30. Mai 1849 beschloß das Parlament, nach Stuttgart überzusiedeln. Am 6. Juni hielten die Mitglieder dort in beschlußfähiger Zahl die erste Sitzung. Am selben Tage wurde die Reichsregentschaft gewählt.

„Ich hatte mich," schreibt Simon am 2. Juni 1849 von Heilbronn aus, „bis zuletzt entschieden dagegen erklärt, anders von Frankfurt wegzugehen, als gewaltsam vertrieben. Nachdem ich in den Klubsitzungen überstimmt war, und am 30. Mai der Antrag im Parlament eingebracht wurde, sofort nach Stuttgart zu gehen, hielt ich es für meine Pflicht, meine Ansicht unterzuordnen."

In der Nacht vom 6. zum 7. Juni 1849 schreibt er aus Kannstadt (bei Stuttgart): „Sie haben mich zum Mitregenten von Deutschland gemacht, und ich komme eben von Stuttgart, wo wir fünf*) uns konstituirt und die ersten Maßregeln getroffen haben.

„Ich habe in der heutigen Vorberathung heftig gegen meine Wahl protestirt; aber dies bewirkte trotz alles Ernstes nur, daß ich eine Anzahl Stimmen weniger hatte. Ich protestirte, weil ich Geeignetere wußte. Ich täusche mich natürlich nicht einen Augenblick über die Bedeutung des Ereignisses; aber ich bin Sohn des

---

*) Die fünf Erwählten waren: Raveaux, Schüler, Karl Vogt, Becher und Heinrich Simon.

Vaterlandes, und nachdem man mich gewählt, trotz aller meiner Einsprache, wäre es Feigheit, diese Stellung abzulehnen. Ich habe keine großen Hoffnungen, aber ich werde so handeln, als sei ich des Erfolgs gewiß."

Am 18. Juni 1849 wurde die National-Versammlung mit Waffengewalt an der Sitzung gehindert; über die greisen Häupter Uhlands und Schotts, die den Präsidenten Löwe begleiteten, wurden die Säbel geschwungen an dem Tage, an welchem die Völker vierunddreißig Jahre vorher den Fürsten die Throne wieder gegeben. Den Deputirten, der Regentschaft jubelte das Volk unausgesetzt zu — aber unbewaffnet, und die Pferde der Soldaten sprengten in das dichte Gewoge.

Das Bureau der National-Versammlung, welches unmittelbar darauf zusammengetreten war, beschloß, die Sitzungen der Letzteren nach Karlsruhe zu verlegen. In Folge dieses Beschlusses begab sich die Regentschaft auf den Weg dorthin.

In Hechingen schrieb Simon einen Gruß in die Heimath, unterhalb des Berges Hohenzollern, und — „die schwarzweiße Fahne erinnerte ihn trübselig an Preußen."

Von Hechingen ab bis Freiburg war ihre Reise überall von den lebhaftesten Volkssympathieen begleitet. Wohin sie kamen, empfing sie die gesammte Bürgerwehr, Musik, die sämmtlichen Behörden stellten sich ein; von Ort zu Ort begleiteten sie Kommissare, ganze Wagenzüge folgten ihnen, — überall empfing sie Enthusiasmus und ungeschminkte Herzlichkeit.

Von Simons Briefen aus jenen Tagen und Wochen läßt sich — aus leicht denkbaren Gründen — kaum Etwas mittheilen; doch mögen folgende Worte hier eine Stelle finden.

Freiburg, 23. Juni 1849.

„Der Geist der Bevölkerung ist ein ausgezeichneter; überall brennender Kampfesmuth und die Ueberzeugung, daß man Alles an Alles setzen müsse; all' die infamen Ausstreuungen, als herrsche Anarchie in Baden, haben auch nicht den geringsten Anhaltspunkt; es herrscht die ungetrübteste Ordnung; aber freilich dieser Muth, sich der von außen kommenden Gewalt nicht zu fügen, ist die strafwürdigste, die abscheulichste Anarchie. . . . . . . Wer in der Erhebung des badischen Volkes ein Unmotivirtes sieht, — weil der Großherzog die deutsche Verfassung anerkannt, ist einfach ein Alberner.

oder ein Heuchler. Sie erkannten an mit Worten, aber nicht im Geist, das zeigt wohl genügend schon jetzt der allgemeine Abfall der Anerkennenden. . . . . . . Das Entsetzliche des Bürgerkrieges, des Bruderkrieges ist über uns gekommen, — aber nie so lange ich geistige Kraft habe, werde ich mich anders wohin stellen, als wo nach meiner Ueberzeugung das Recht ist und die Freiheit, und wo ich stehe, werde ich mit Kraft handeln.

„Als ich die Stelle in der Reichsregentschaft annahm, war ich mir klar bewußt, daß ich mich vielleicht auf Jahre vom Vaterlande, von Euch, Ihr mir Theuersten, trenne: aber meine Annahme war keine willkürliche. Jeder hätte dasselbe Recht gehabt, das Opfer zu weigern als ich, und so war es Pflicht für den, dem es geboten, sich hinzugeben — und nachdem ich es gethan, bin ich sofort mit beiden Füßen hineingesprungen. . . . . . . Das Volk wird unterliegen. Aber für Eins stehe ich ein: aus seinen diesmaligen Kämpfen wird einstens der deutsche Phönix auferstehen."

Am 22. Juni war die Regentschaft nach Baden-Baden gekommen; dort fanden sich gegen vierzig Deputirte zusammen. An eine Vollzähligkeit war nicht mehr zu denken. — Simons Aufgabe als Mitglied der National-Versammlung und der Regentschaft war beendet. Zehn Tage darauf schrieb er von Schweizerboden — als Flüchtling! —

XV.

Am Genfer See. — Kauf des Gutes Mariafeld. — Wiederhergestelltes Familienleben. 1849—1851.

Nachdem das deutsche Parlament gesprengt war, ging Heinrich Simon — in den ersten Tagen des Juli 1849 — nach dem Genfersee, um in dessen großartiger Natur Erholung und Ruhe zu suchen. Dort traf er mit Johann Jacoby und Moritz Hartmann zusammen, und sie verlebten in Vernex eine Reihe von Wochen in stiller Zurückgezogenheit, bis Johann Jacoby nach Deutschland zurückging, um in Königsberg sich seinen Richtern

zu stellen, und Moritz Hartmann seine mehrere Jahre dauernde Wanderung durch Europa antrat.

Auch gegen Simon war inzwischen von dem Breslauer Kriminalgericht eine Anklage auf Hochverrath erhoben worden; aber er sprach jedem preußischen Gerichte die Kompetenz ab, über ihn in seiner Eigenschaft als deutscher Volksvertreter zu erkennen; er blieb in der Schweiz, wo er zunächst seine juristisch literarische Arbeiten wieder in Angriff nahm.

In Zürich gesellte sich sein Freund Konrad v. Rappard zu ihm, an den er sich während des Parlaments noch enger angeschlossen. Mit Diesem gemeinsam kaufte er am 17. April 1850 das Bauerngut Mariafeld am Zürchersee, unweit Meilen — Horgen gegenüber. Die vom Vaterlande Abgetrennten wollten festen Boden unter den Füßen gewinnen.

Sobald Simon in dem neuen Besitze sich eingerichtet hatte, folgte ihm seine Cousine, Frau Gärtner*), mit ihren Kindern nach. Auch sein Bruder Gustav sendete ihm den ältesten seiner Söhne zur Erziehung nach der Schweiz, und der Kinderliebende war nun, da er auf's Neue von einem Familienkreise sich umgeben sah, wieder ganz in seinem Elemente. Der Arbeit gab es in Mariafeld, da das Gut vernachlässigt worden, die Menge, und doch machte das Leben dabei noch andere Ansprüche an Simon geltend. Die Zahl deutscher Flüchtlinge nahm in der Schweiz mit jedem Tage zu, und ihre Noth war ebenso drückend wie schnelle Hülfe fordernd. Um des eigenen Lebens Nothdurft kämpfend bildete Simon sofort in Gemeinschaft mit andern Freunden einen Verein zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen, und ohne uns über seine umfassende Thätigkeit nach dieser Seite weiter zu verbreiten, wollen wir eines liebevollen Zeugnisses über die Art seines Gebens hier noch Erwähnung thun:

„Simon“ — so lautet das Zeugniß, aus einem dankbaren Herzen geschrieben — „gab mit Anmuth, er gab mehr als materielle Hülfe, er gab Glück mit der Gabe; denn er war glücklich, daß man annahm, und ihm gegenüber nahm man gern. Er hatte die seltene Eigenschaft, seinen Schützlingen gerade mit derselben rücksichtsvollen Achtung zu begegnen wie Nichtbedürftigen!“

Mit dem Herbst, mit dem Fallen der Blätter, brach auch der

---

*) Siehe oben Kap. XI.

Stamm zusammen, aus dem die Simon'sche Familie weitverzweigt, lebenskräftig erblüht war. Heinrich Simon erhielt am 23. Oktober 1850 die Nachricht von dem Tode der Mutter, von der unheilbaren und qualvollen Krankheit seines Vaters. Während eines halben Jahres wußte er Diesen mit dem Tode ringend und war ihm fern. Erst im Mai 1851 fand der tapfere Greis Ruhe neben der Gefährtin seines Lebens. In der Nacht vor seinem Tode sprach er zu einer der Töchter: „Erinnerst Du Dich wohl der Verse an die geliebte Mutter zu unserem zweiunddreißigsten Hochzeitstage? der letzte Vers kommt mir nicht aus dem Sinn!"

Dieser Vers lautete:

„Und soll uns einst das Leben enden,
End' es für uns zu gleicher Zeit!"

Die Sehnsucht war erfüllt. Er ruhte nun neben der Treuen, die beinahe ein halbes Jahrhundert die beglückende Gefährtin seines Lebens gewesen war.

Wir lassen einige Briefe Simons aus jener Zeit folgen:

Zürich, 20. Januar 1850.

„Mein lieber, guter Onkel!

„Es ist zwischen zehn und elf Uhr Abends; der Föhn stürmt über den See, der zweihundert Schritt von meinem Hause, und zerwühlt die hohen Bäume des Gartens, in welchem meine Wohnung liegt; der Regen schlägt gegen die Fenster, und wir, d. h. Rappard und ich, sitzen in meinem traulichen Stübchen, in welchem wir die Theestunde unter schönen Gesprächen beendet; den Diener haben wir zu Bett geschickt, — er ist ein Flüchtling wie wir — aus dem Baierland, dessen wir uns angenommen. R. liest in Lamartine's Geschichte der Girondisten, und mir fiel der geheime Vorsatz ein, den ich bei Tische gefaßt, als ich heute meinem Genossen, vom Schachspiel plaudernd, Dein selten schönes Spiel in der Vertheidigung so geschildert, daß er mir sagte: Dein ganzer Onkel steht vor mir.

„Wie lange habe ich Dir nicht ein Wort gesagt! Gehört habe ich von Dir, namentlich auch von Deinem Aufenthalte in Bres-

lau, über den ich mich sehr gefreut, da er allen Theilen so wohlthuend sein mußte. Du hast damals vermieden, von mir zu sprechen, mich aber beim Abschied herzlich grüßen lassen, was mich sehr gefreut, während Ersteres mir wehe that. Wer mir einmal nahe steht, wen ich achte, der bleibt mir nahe, mögen seine Ansichten von den meinigen noch so sehr abweichen. Ich habe leider in den letzten zwei Jahren die Erfahrung machen müssen, daß diese Anschauungsweise ziemlich allein und verlassen steht; ich habe namentlich im Parlamente gesehen, wie die entgegengesetzten Parteien sich wie die wilden Thiere gegenseitig ansahen; die linke Seite des Hauses hielt die rechte für Schufte und die rechte die linke; wir sind unserer Wenige gewesen, die gegen diese Unmenschlichkeit ankämpften. Was Dich betrifft, so denke ich mir immer, wenn Du mir auch zürnst, darauf müssest Du doch durch die langjährige Kenntniß meines Handelns gekommen sein, daß die reinsten Motive meinem Thun zu Grunde liegen, und dies müsse Deine alte Liebe zu mir aufrecht erhalten. Und an diesem Gedanken halte ich fest.

„Mir geht es äußerlich so, wie es entfernt vom Vaterland und im Bewußtsein des Exils Einem gut gehen kann. Ich trage die Folge meines Handelns in Ruhe, weil ich in gleichem Falle nicht einen Schritt von meiner betretenen Bahn weichen würde, aber dies schützt mich freilich nicht vor tiefer Trauer, daß ich, absehend von allem Andern, die letzten Jahre meiner Eltern entfernt von ihnen sein soll. Beide leidend und vielleicht nur noch kurze Zeit bei uns.

„Heute habe ich vom geliebten Vater seit lange wieder den ersten und zwar mit seiner früheren sicheren schönen Hand geschriebenen längeren Brief erhalten. Je mehr ich die Welt gesehen habe, desto mehr liebe und ehre ich unsere Familie, ich habe wenige getroffen, in welchen ein solch liebendes Verständniß wäre, wie in ihr.

„Ich lebe hier gänzlich zurückgezogen mit Rappard ein ganz gemüthliches, sehr fleißiges Leben, nur mit wenigen Personen im Umgang. Ein treffliches Institut, das Museum, mit sämmtlichen Zeitungen, Zeitschriften und neuen Büchern, welches ich meist ein Stündchen Nachmittags besuche, erhält im Zusammenhang, und mit Preußen insbesondere thut dies die Berliner National-Zeitung, die wir uns halten und am vierten Tage bekommen. Wenn die Schweiz im Stande ist, sich das Asylrecht zu erhalten, so dürften wir die nächste Zeit hier bleiben, anderenfalls würde ich, wiewohl sehr un-

gern, nach England oder Schottland gehen; ich liebe das aristokratische Land nicht. Nun, vorläufig denke ich daran noch nicht, sondern stecke hier bis an die Ohren in naturwissenschaftlichen Studien, die mich mit großer Macht fesseln. Es waren die Studien, für die ich, wie mir schon früh deutlich geworden, eigentlich Beruf hatte; jetzt kann ich bloß als Dilettant an sie herantreten, denn man erschrickt, sowie man etwas nur hineinsieht, über die bodenlose Tiefe des Studiums, und gerade in dieser wirklich vorhandenen Bodenlosigkeit liegt der Hauptreiz. Alle Tage kann hier ein neuer Kolumbus auftreten und unentdeckte Kontinente auffinden; daß Unsägliches noch nicht entdeckt ist, das kann man mit Sicherheit aus Allem, was wir wissen, schließen; wie lockend also, mit dem nöthigen Ballast des Wissens und Proviant an Geist und Kombinationsgabe versehen, solche Fahrten anzutreten! Ich verkenne nicht einen Moment die formale Bildungskraft der sogenannten klassischen Studien und ihre ethisch bildende Kraft: aber ich lebe mich immer mehr in die Ueberzeugung hinein, daß sie den Naturwissenschaften den größten Theil der Jugenderziehung binnen Kurzem werden übertragen müssen; es ist ein merkwürdiger Irrthum, diesen Naturwissenschaften dieselbe formale, dieselbe ethische Bildungskraft abzusprechen, die aber außerdem das Anschauungs-Vermögen wecken, den Schönheitssinn kultiviren und vor Allem den Menschen lehren, seine Stellung erkennen, die er nie richtig auffassen wird, wenn er sich isolirt und nicht im Verhältniß zur Gesammtschöpfung, deren so unbedeutendes Partikelchen er ist, auffaßt.

„Der Bogen ist all; ich wollte Dir, mein geliebter Onkel, eben nur sagen, daß ich in alter Liebe verbleibe der Deinige. Heinrich Simon.“

An die Seinigen.

Zürich, Seefeldgarten, 22. Februar 1850.

„Wenn ich mir hier die Zustände und die Menschen immer genauer betrachte, so frage ich mich manchmal mit bittrem Schmerze: Warum muß das schöne große Deutschland so entfernt sein von dem Glücke, welches die Schweiz genießt, und welches, um alles Uebrige bei Seite zu lassen, darin besteht, daß sich der Einzelne, auch der Niedrigste

und Letzte, als bewußtes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft fühlt, wodurch ihm ein fester Grund für sittliche Würde gegeben ist; er ist sich bewußt seiner Rechte und seiner Pflichten gegen den Bürger-Verband, in dem er lebt; dieser Verband ist klein; der Schweizer geht in seinen Gedanken in dieser Beziehung selten über seinen Kanton hinaus und höchstens bis an die Grenzen der Schweiz; aber welcher Unterschied zwischen einem solchen Menschen und der Masse unserer Genossen, die in dumpfem Taumel sich als Nichts fühlen, denn als steuertragende Lastthiere! Und welch' materielles Glück hat sich auf jener sittlichen Grundlage erbaut, welche Verschiedenheit auch hier mit Deutschland! Ich frage, ist es denkbar, daß ein von der Natur gleich begabtes Land, welches von demselben Stamme bewohnt ist, dazu bestimmt sein könnte, solcher Vorbilder ungeachtet immer in der entwürdigenden und so entsetzliches Elend verbreitenden Knechtschaft zu verbleiben, und ist nicht jedes Opfer gering, welches zur Aenderung solcher Zustände hinführt?

„Man muß hier sehen, was die Freiheit wirkt und in wie kurzer Zeit. Es ist ganz unglaublich, was hier in den zwanzig Jahren seit der Revolution von 1831 für das wahre Glück des Volkes geschehen ist; und wie hat sich diese Revolution gegen ein mehrhundertjähriges Patriciat gemacht? Ohne Blutvergießen dadurch, daß sich das Volk ausgesprochen hat; allenfalls ein bewaffneter Zuzug, und die Sache ist fertig. Solche unblutige, naturgemäße Krisen eines ungesunden Staatskörpers sind aber bei uns gar nicht möglich, so lange Deutschland an seinen Spitzen krankt...... Jeder sich thätlich äußernde Wunsch des Volkes nach Glück in Deutschland hat nicht, wie in der Schweiz, diesen Erfolg, sondern immer Verschlechterung seiner Lage herbeigeführt; deshalb kann nur eine Radikalkur helfen. Was hat Preußen jetzt? Eine Konstitution, die materiell Nichts für das Volk thut und der schlechten Regierung die Mittel giebt, das Volk noch gründlicher durch Schuldenaufbürdung zu ruiniren. Man fasse diese Geldverschleuderung und die damit erstrebten Mittel in's Auge. Ich betrachte diese Verfassung allerdings nur als einen Durchgangspunkt......"

„Nachmittags.

„M., Du siehst in Deinem lieben Briefe sehr schwarz in Betreff der politischen Verhältnisse; ich theile ganz und gar nicht Deine Ansicht. Es geht ein Geist durch unser Haus — ich meine das

ganze alte Europa damit — der nie in dieser Weise früher erblickt worden; wie sich dieser Geist körperlich Bahn brechen wird, vermag kein Sterblicher vorher zu ermessen; daß er sich aber eine körperliche Bahn brechen wird, das vermögen wir mit absoluter Bestimmtheit vorherzusagen, mit der Bestimmtheit, wie sie nie ein aprioristisches Denken, sondern wie sie nur die Erfahrung giebt, die Erfahrung der Weltgeschichte. Auch unsere Zeit wird kommen; sie könnte — Dank den Fürsten und Aristokraten — ein entmenschtes Volk treffen! sie könnte deshalb einen blutig rothen Anfang haben! und es werden vielleicht lange Jahre vergehen, ehe das Volk das materielle Glück erlangen wird, das durch Jahrhunderte untergraben worden, ein materielles Glück, welches zur sittlichen Existenz die nothwendige Grundlage bildet, denn der Hungernde und Frierende muß ein Heros sein, um sittlichen Zwecken nachzustreben. Die Zeit wird kommen, ich weiß das mit der Sicherheit, mit der ich diese Zeilen schreibe, und ich sehe sie beschwingt heranrauschen. Sie kann aber nur dann früher kommen, wenn alle Guten, die daheim bleiben können, daheim bleiben und mitarbeiten und sich nicht bequemere Plätze in Amerika suchen; das ist blanke Untreue, ob sie nun an sich oder an ihre Kinder denken.

„Also heute sind in Berlin die sämmtlichen Steuerverweigerer freigesprochen worden! Das ist auch eine fortgesetzte Niederlage der Regierung gewesen. Es ist Schade, daß Ihr die Nationalzeitung nicht lest, einmal ist sie jetzt meist recht gut redigirt mit kräftigen leitenden Artikeln, und dann wäre es eine unausgesetzte geistige Verbindung zwischen uns...... Einige Male habe ich die Kreuzzeitung in die Hand genommen und fand da eine geistvolle Januarübersicht, offenbar aus der Feder Gerlachs. Aber so dick der Geist ist, er kann doch nicht den Betrug und das Bewußtsein des Betrugs übertünchen. Die Kerle haben fast alle ein böses Gewissen, so B. und Konsorten....... Und so ist es bei den Geistvollen mit fast Allem; nach meiner Erfahrung ist die Ausnahme wohl vorhanden, namentlich bei Solchen, die in aristokratischer Familie geboren und erzogen, und deren Lebensumgang auf ihren Kreis beschränkt blieb, — aber sie ist selten. Das böse Gewissen der Mehrzahl stürzt die Partei eben, denn gerade durch dieses werden sie zu ihren Uebertreibungen geführt.

„Und nun zu Euch, meine Geliebten! möge es Dir, mein Va-

terchen, nur erträglich gehen; schreib mir aber doch mindestens zwei Worte immer mit; Du glaubst nicht, wie ich mich freue, wenn ich nur Deine Hand sehe. Dir, Mutterchen, habe ich einen reizenden Rahmen geben lassen, in welchem sich das Bild noch einmal so schön ausnimmt...... Du, kleines Johannchen, hast mir mit Deinem Briefe große Freude gemacht. Daß Du so eine kouragöse Person bist! seht einmal! Und dann muß ich Dir sagen, 1) daß mir der Epaminondas auch einer von meinen Lieblingen ist, und 2) daß es mir scheint, als wenn Du Deine Puppen zu sehr an Staat gewöhnst. Nichts, als Seide und Spitzen, wo soll das einmal hinaus!...... Ich warte sehr auf weitere Briefe. Und nun seid tausend Mal gegrüßt! — Allesammt und Alle sonders.

Heinz."

An die Seinen.

Zürich im Seefeld, 23. April 1850.

„Wir sind in der besten Uebersiedlung begriffen; Rappard zieht heut Nachmittag hinaus nach Mariafeld, ich werde noch ein bis drei Tage hier bleiben, um wegen meiner Meubles zu sorgen. Ich habe das Meiste alt gekauft und lasse mir nur ein Sopha und einen Lehnstuhl bauen, die ich in etwa vierzehn Tagen erhalte. Daß ich von Mariechen keinen Brief bekomme, macht mich sehr besorgt, da sie schreiben würde, wenn sie nicht krank wäre.

„Wir sind die Tage öfter draußen gewesen; ich vorgestern allein, fuhr am schönen Sonntag Morgen eilf Uhr in einem leichten Wägelchen, mich selbst kutschirend, mein schöner, grauer Neufundländer nebenher, dem See entlang. Die Leute gingen mit dem Gesangbuch fleißig zur Kirche, hier und da fuhr ich an, Bestellungen machend, und als ich endlich im vollen Trabe zum offnen Gitterthor in meine Besitzung hineinfuhr und Schultheß (der Knecht) herauskam, mir die Zügel abnahm, das Pferd in den Stall, das Wägelchen in den Schuppen gezogen wurde, so hatte ich zum ersten Mal das poetische Gefühl des Grundbesitzthums, die Vermählung des menschlichen Geschickes mit einem Theile der allgemeinen Mutter. Es ist ein schönes Stück Erde, auf dem man leben und sterben kann. Alles ist jetzt erstaunt — wie das so zu gehen pflegt — wie wir so wohlfeil hätten kaufen können, und ganz anders werden die Leute

erstaunt sein, wenn etwa fünfzehnhundert Thaler hinein gesteckt sind.

„Wäre ich nicht müde, so schriebe ich Euch noch Manches vom letzten Sonntag, wie ich mit Schultheß im Acker, im Baum- und Gemüsegarten umhergegangen, und wir überlegt, welchen Dünger wir den Kartoffeln geben wollen, dann mein Kampf mit ihm über den Schnitt der sündlich vernachlässigten Obstbäume. Er will durchaus nicht mehr daran, einmal, weil das Gras niedergetreten wird, dann weil der Saft schon in den Bäumen. „Herr Simon, es thut wahrhaftig nicht gut!" Fröbel ist n. b. bei Birnen und Aepfeln entgegengesetzter Ansicht. Um fünf hatte ich mir unten am See im Wirthshaus einen Eierkuchen bestellt. Es waren viele Nachbarn beim Schoppen Wein da; Schultheß kam auch hin; das Gespräch richtete sich sofort darauf, denn der Gedanke erregte Revolution, und wie wenn es sich um Wohl und Weh von Europa handelte, sagte mir Einer um den Andern: „Herr Simon, ich rathe es Ihnen nicht!" „Herr Simon, wir Bauern verstehen das besser, wie ein Gärtner." „Das mag bei den kleinen Gartenbäumen ganz gut sein, aber bei Bauerbäumen!!" Und als ich Schultheß sagte: „Nun da oben giebt's was Braves zu schaffen," sagte er: „Herr Simon (mit dem Ausdruck einer Antäuslast auf der Brust des rechtschaffenen Mannes), machen Sie mir nicht bange!" Die Andern fielen ein: „Ach, der wird's machen," „das ist der Mann u. s. w." Er antwortet mit edler, selbstbewußter, aber höchst bescheidener Manneswürde: „Das Werk muß loben, nicht Worte."

„Im Kuhstall fragte ich ihn: „Schultheß, wie viel nährt das Gut? wie viel wintern wir durch?" Nach reifem Ermessen: „Herr Simon, zwei schwere Stück Hornvieh!" Das Gut ist drei Jahre nicht gedüngt und hat einen Graswuchs, wie Ihr es nicht kennt, hat aber auch den schwersten Boden in Meilen, — in Meilen, wo der Juchart bereits mit 2,000 bis 2,600 Gulden bezahlt wird. Nun müßt Ihr aber sehen, wie dieser Boden gedüngt wird; ich sehe oft Landstrecken, die mit Dung im Wortsinne bedeckt sind. Der Juwelier kann dennoch nicht sorgfältiger mit seinen Bijouterien umgehen, als hier der Bauer mit seinem Dung; er nennt ihn höchst bezeichnend: „Frucht."

26. April 1850.

„Den ganzen gestrigen Tag war ich mit Fröbel draußen; wir haben den Garten abgesteckt und den Weg durch's Grundstück; heut arbeiten bereits sechs Menschen im Gemüsegarten und dem Ziergarten, es wird wundervoll, und die erste Einrichtung ist in acht bis zehn Tagen vollendet. Mutterchen! im Gemüsegarten Alles, ich sage Alles und vom Besten; genügende Kartoffeln für uns und das „salva venia“, wie sie hier sagen, Schwein auch. Ich werde morgen Nachmittag hinaus, da ich die Möbel für mich so ziemlich besorgt, und draußen schon Alles so weit, daß jeder Tag jammerschade, den man nicht dort ist.

„Eben unterbrochen durch Deinen lieben Brief, Marie, der mich sehr erfreut, da ich ernstlich besorgt war...... Deine Stuben sind im Wesentlichen sofort bewohnbar, nur an der Täfelung zu repariren. Die Möbel kaufe ich, wenn Du sie nicht selbst aussuchen willst...... Für die Naturwissenschaften hat sich Rappard bereits zum Lehrer der Kinder erboten; für Ernst wird die hiesige Schule sehr gut sein.“

„Von Magdeburg hatte ich in diesen Tagen einen Brief. Ich hatte nämlich ein kleines Bildchen dorthin gesendet, das Corvin in der Gefängnißzelle von sich gezeichnet, da ich auf die Idee kam, daß man es in seinem Interesse verwenden müsse. Darauf werden mir siebenzig Fl. und außerdem noch einhundert und dreißig Fl. zur beliebigen Verwendung geschickt. Ich habe immer eine große Freude, wenn eine flüchtige Idee von mir solch hübsche Folgen hat. Von den 130 Gulden kommen gleich dreißig einem hiesigen Flüchtlinge zu Gute, der seit neun Monaten an einer Herzkrankheit im Spital, und dessen ich mich thätig angenommen; ich hoffe aus Baiern — er ist aus Franken — Bedeutendes für ihn zu erhalten. Uralte Eltern, beide bettlägerig, so daß sie Nichts für ihn thun können. Der Rest wird auch bald in ähnlicher Weise gut verwendet sein. — Die Frauen Zürichs haben eine große Lotterie für die Familien der Flüchtlinge veranstaltet, NB. bei politischer Gegnerschaft, da die Stadt zum Unterschied vom Kanton aristokratisch; es sind über dreitausend Loose à fünf gute Groschen abgesetzt worden.

„Nun wünschte ich nur noch, daß es Euch recht gut gehen möge, daß der Frühling seine Schuldigkeit an Euch thue, und daß

ich Euch Alle hierher [illegible] in Mitte im Felde; es ist zu schön! Ich war gestern beim Blick auf den Himmel wieder einmal angezogen; und im Sonnenschein, Kinder, werden wir Forellen holen; das Wasser kommt unmittelbar in Röhren aus den Bergen. [illegible]! Nachmittags wollen wir, zum Nachmittags-Schläfchen, unter den Bäumen Hängematten aufspannen. Tausend Grüße.

Heinz."

Mariafeld, 23. Oktober 1850.

„Mein Vater! und Ihr geliebteste Geschwister! von Euch getrennt! Nur meine Mutter soll ich nicht mitnennen. Ich habe Euch bei diesem Schmerze nicht zur Seite gestanden. Aber Ihr habt mich bei Euch empfunden. Der ewig theuren Mutter ist wohl; sie hat ausgelitten. Ach, ich habe ihr unsägliche Sorgen und Kummer gemacht, aber ich habe sie sehr geliebt, wir waren in untrennbarer Liebe geeint. Sie war uns Allen, Jedem, während unseres ganzen Lebens ein Schutzengel, und sie wird es auch nach ihrem Tode bleiben. Laßt uns nie, nie auseinanderfallen, um ihretwillen nicht.

„Könnt' ich Dich, Du theuerster Vater, in meine Arme schließen, Dir Deine unendlichen körperlichen und geistigen Leiden mildern! Du wirst, wie Du stets ein Mann warst, Deinen Muth aufrecht halten, für Dich und für uns. Könnte ich Dir zur Seite stehen! Jeden von Euch schließe ich in meine Arme und weine und weine.

„Ich habe Euren Brief vor einigen Stunden erhalten und nach einer Stunde den Andern mitgetheilt, die wir in gleicher Liebe zur Mutter geeint sind. Ich wollte heut Heinz nach Zürich bringen und werde ihn nun bis Sonntag hier behalten. Euer

Heinrich."

25. Oktober.

„Ich habe eben alle Briefe durchgelesen, die mir die geliebteste Mutter seit Frühjahr 1848 geschrieben hat. Sie wird mir für den Rest meines Lebens dasselbe sein, was sie mir war — gegen-

wärtig, — mit all meinem Sein und Fühlen verflochten. Sie ist mir unverloren, eine Abwesende. Ich weiß vollkommen, was sie zu Allem, was mir begegnet, sagt und denkt — ja ich habe ungeachtet ihres Todes das volle Gefühl ihrer Gegenwart. Ihr Armen, Geliebten, die Ihr sie leiden gesehen in solchem Grade! Mir schnürt sich der Hals bei dem Gedanken zusammen, und Du armer geliebter Vater! Aber wir sind uns nur enger in ihr verbunden, im Geiste eines herrlichen Menschen, und ihr schönes Leben ist mit ihrem Tode nicht vorüber; ihr Sein, ihr Denken, ihr Fühlen, ihre Hoheit lebt in uns fort, die sie durch ihr Sein gebildet zu dem, was wir sind, — in ihren Enkeln, in allen Kreisen, auf die ihre Nachkommen einwirken; sie war die Liebe, und die Liebe ist lebendig.

„Ich habe die Mutter nie an sich selbst denken sehen. Ihr ganzes Wesen strahlte unausgesetzt und ausschließlich Liebe auf ihre Umgebung. Meine geliebte Mutter, Du bleibst mir ewig nahe und mein!

„Es ist mir ein unsäglich bittrer Schmerz, daß ich nicht bei Euch war und jetzt nicht bei Euch bin, und doch bin ich hier unter Euch und Ihr seid in Marie und den Kindern bei mir. Ihr aber habt, jeder Einzelne, noch mehr verloren als ich, weil es Euch gegönnt war, in ihrer unmittelbaren Nähe zu sein, weil Ihr mit jeder Faser Eures Wesens durch tägliche Gewohnheit mit Ihr verwebt wart. Ihr geliebten Menschen! was habt Ihr in dieser Zeit gelitten. Haltet Eure Herzen aber offen allem Guten, Edlen, Schönen, dann lebt Ihr in ihr fort.

Euer Heinrich."

Mariafeld, 27. Oktober 1850.

„Mein geliebter, theurer Vater, ich bin in Deinen Schmerzen unausgesetzt bei Dir — es ist ja das Einzige, was ich Dir geben kann. Möge Dich jetzt nicht der Muth und die Kraft verlassen, die Du in einem langen, reichen Leben stets bewährt zum Glück und zum Trost der Deinen. Erinnere Dich in Deinen Leiden, wie Du, soweit Deine Kraft reichte, stets die Leiden Anderer zu lindern strebtest. Meine frühesten Erinnerungen sind mit solchen Zügen Deiner thätigen Theilnahme für Anderer Leiden verwebt, und überhaupt, was ich bin und was ich habe an Güte für Andere und an Charakterfestigkeit und Bravheit, das danke ich Dir, mein einziger

liebter Vater! und Dir, meine theure Mutter, das danke ich nicht Euren Lehren, sondern Eurem Beispiel; ich habe nie von Euch etwas Anderes gesehen, als Menschenfreundlichkeit, zärtlichste Familienliebe, Sinn für alles Gute und für das Hohe und Edle, wegen dessen es sich allein lohnt zu leben. Und so, Ihr theuren Eltern, habt Ihr viele Kinder und Enkel herangebildet, gute Menschen; möge all der Segen, all das Gute auch, was noch Deine Kinder und Enkel einst in weiten Kreisen wirken werden, möge Dir das, Du geliebter Vater, jetzt in Deinen persönlichen Schmerzen ein Trost sein, mit dem Du den Tribut der irdischen Natur trägst.

„Mein bewußtes Streben zum Guten beginnt im Jahre 1816. Du hattest damals Dein ganzes Vermögen darangesetzt, um ein redlicher Mann zu bleiben. Du nahmst mich im Panofka'schen Hause in die kleine Eckstube an's Fenster und sagtest mir, Du seiest nun arm, das sei aber gleichgültig, die Hauptsache sei, daß man ein braver rechtschaffener Mann sei, und das solle ich auch werden. Mein Vater, nie sind mir diese einfachen Worte und Deine damals bewiesene Charakterkraft aus dem Gedächtnisse geschwunden, und oft, wenn Versuchungen des bewegten Lebens an mich herantraten, mischte sich in halb unbewußter Weise Dein Bild und das Bild der Mutter in meine Gedanken. Glücklich der, der solche Eltern hat oder gehabt, wie wir sie haben und gehabt. So oft ich an Dich denke, ist es an den Mann, der das Herz auf der rechten Stelle jederzeit hatte, in Theilnahme für Fremde, für Gemeinnütziges und in Zorn über Schlechtes und Gemeines. Daß Du nicht reich geworden, wollen wir Dir danken, denn es lag begründet in diesem Deinem edlen Wesen.

„Mit mein erstes Erinnern ist es, daß ich vielleicht als drei- oder vierjähriges Kind an Deiner Hand auf einer großen Brandstätte, wahrscheinlich in Neudorf bin; da saß ein Mann an einem Tische, sammelnd in einem Becken für die im Elend dumpf Herumstarrenden. Da schüttetest Du eine ganze große Tasche voll Geld, Alles was Du hattest, mehr als Alle zusammen bisher gegeben, in jenes Becken. Das ist Dein Wesen, mein lieber, lieber Vater! und das werden wir Dir in unserem Sein fort und fort danken.

„Ich habe Vieles in meinem Leben gethan, was Dir und der Mutter Kummer gemacht; vergieb mir Alles um Deiner Liebe willen und gieb mir Deinen Segen. Es ist der Segen des Gerech-

ten! In tausend Thränen beuge ich mich über Dein Haupt und küsse Dich in Deinen Leiden mit Inbrunst.

Heinrich."

Mariafeld, 28. Oktober 1850.

„Wie geht es Dir, mein armer geliebter Vater! Ich sehne mich unaussprechlich, an Deinem Bett zu sitzen und Deine liebe Hand zu haben.

„Heute werde ich Eure Briefe über den Begräbnißtag erhalten, und ich bejammere Euch vorzugsweise wegen dieses Tages, der den Verlust erst zur vollen Besinnung kommen läßt, die Trennung von der geliebten Hülle, an die alle Erinnerung und Liebe anknüpft. Aber in meinem innern Leben steht mir die Mutter unzerstörbar da, in all ihrer sanften Güte und Liebe, ihrer Wahrheit, ihrem Ernste, ihrer Charakterkraft, so sehr, daß ich es nicht bedarf, mir ihr Bild anzusehen. Mir ist durchaus, als lebte die Mutter, und sie lebt mir auch, aber sie ist Euch gestorben. Ihr verliert das tägliche liebe Zusammensein mit all seinem Glück und Sorgen, die unausgesetzte Ausstrahlung ihrer Liebe, — aber Ihr habt auch ihr Leiden gesehen und ihr das Scheiden endlich wünschen müssen. Das, was die Mutter war, bleibt sie uns, eine der schönsten menschlichen Erscheinungen, die wir nach wie vor lieben, die uns gelehrt hat zu lieben, die immer unser Mittelpunkt bleiben wird, unsere Mutter.

„Sie hat ein schönes Leben gehabt, wenn es die Aufgabe des Menschen ist, der Idee der Menschheit in sich Ausdruck zu geben, dadurch auf Mit- und Nachwelt zu wirken. Unzählige haben sich an ihrem schönen Sein erquickt und gehoben, und wie jede einzelne Welle fort und fort leisere Wellen schlägt bis an das ferne Ufer, so wirkt in der moralischen Welt jede einzelne Menschenwelle bis an das Ende der Menschheit — gut und böse, je nachdem sie schön gestaltet war oder nicht. Ein großes Gesetz geht durch die Geschichte: die Entwickelung des Menschengeistes. Der hat reich gelebt, der durch sein Sein hierzu in edler Weise mitgewirkt hat; unsere geliebte Mutter hat ein reiches Leben gehabt.

„Ich habe ihre Hand in meiner Hand und küsse und küsse sie.

Heinrich."

Mariafeld, 8. Mai 1851.

„Meine geliebten theuren Geschwister!

„Der Name bindet uns nunmehr anders als bisher. Wir sind uns noch näher, nachdem Mutter und Vater von uns. Daß diese Leiden von dem geliebtesten Vater genommen, endlich, endlich, dafür bin ich mit Euch innig dankbar. Mein geliebter, guter Vater! Mir ist, als wären mir Wurzeln umgehauen. Ein edler, hochgesinnter und guter Mann hat uns mit der Vorzeit verbunden; wir haben in Mutter und Vater Vorbilder gehabt, wie nicht Viele, und ich bin mir dessen mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit für die Eltern, seit ich denke, bewußt gewesen. Mit unendlicher Sehnsucht habe ich seit einem halben Jahre dieses Ende Seiner und Eurer Qualen herbeigewünscht; jetzt wo das jammervolle Ziel erreicht, kommt es dennoch unerwartet. Wenig Männer mögen kindlicheren Herzens durchs Leben gegangen und in's Greisenalter getreten sein, als unser Vater. Er sei gesegnet und die Mutter von uns, so lange wir denken und fühlen; sie werden ihren späteren Nachkommen noch Vorbilder sein.

„Euch, meine geliebten Schwestern, die Ihr in mir eine Stütze zu verlangen habt, Euch brauche ich es nicht zu sagen, daß ich es sein werde, so weit meine Kräfte es erlauben. Ich möchte mit einem Jeden von Euch einzeln sprechen, vor Allem die treuen Hände drücken. Ich küsse Euch, Jeden von Euch zärtlichst mit der Liebe, die ein Abglanz von der Mutter- und Vaterliebe und umarme Dich, mein theurer Bruder, noch mit einem besonderen, mit dem tiefsten Brudergefühl.

„Es ist viel Jammer und Elend auf Erden; für Alles nur Ein Ersatz, die Liebe. Laßt uns treu lieben!

„Am Dienstag, wo Ihr mir den Vater begraben habt, arbeitete ich harmlos im Garten.

Euer Heinrich.“

Mariafeld, 16. März 1851.

„Ja wohl, mein lieber . . . . . : Sei treu und ich will Dir die Krone des Lebens geben. Dein Brief ist mir eine Wonne — so weit er das Wort Deiner unveränderten Gesinnung gegen mich enthält. Ich glaube es Dir voll. Dennoch bedurfte ich Deiner Zusicherung, da Du mir in diesen schweren Jahren nie mit einem

Freundes-Worte zur Seite gestanden — es ist dies einer meiner größten Schmerzen gewesen.

„Ich reiche Dir über Gräber jeder Art, Gräber vieler Hoffnungen und vieler Liebe die treue Hand ......

„Das Leben hat in diesen Jahren — seit dem Beginn der Bewegung im Jahre 1847 — oft schwer auf mir gelastet; ich habe viel Gemeinheit und Niederträchtigkeit gesehen, viel niedrige, unmännliche Gesinnung in großen Momenten; ich habe persönliches Unglück in mannigfacher Richtung erfahren — das schwerste, was mich im Elternhause getroffen und trifft, kennst Du: aber ich habe auch Männer kennen lernen, antike, sich aufopfernde Tugend — die treueste Liebe der Meinigen hat bei mir ausgehalten — und vor Allem der eigene ungeschwächte Muth, die innerliche Einheit, gestützt auf eigene Treue, und der zuversichtliche Blick in die Zukunft — wenn auch nicht meines Glücks.

„Unsere Anschauungen auch der letzten Jahre sind, wie sich nicht anders erwarten läßt, sehr divergirende. Das Jahr 1848 ist mir ein innerlich mit Nothwendigkeit gegebenes Resultat der durch ein Jahrhundert herangebildeten Ansichten Europa's über politische und sociale Verhältnisse. Ich betrachte den Menschen und die Geschichte seines Geschlechts als ein Naturprodukt wie jedes andere.

„Es giebt keinen Stillstand der Geschichte des Menschen, wie in der Natur überhaupt nicht. Ich sehe diese fortschreitende Entwickelung, so lange wir Geschichte kennen. In dem gebildeten Theile Europa's wird sich, nachdem diese Jahre ein Bewußtsein für und gegen hervorgerufen, im Laufe der nächsten Generation entscheiden, ob die Kräfte vorhanden sind zu einer vernünftigen staatlichen Entwickelung, oder ob wir uns überlebt haben und vor gänzlichem Untergange (etwa durch östliche Völkerschaften) vorher jenem Zustande der Fäulniß überwiesen werden, den uns die Geschichte bei so vielen Völkern zeigt, deren Lebenskraft erschöpft war.

„Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wie Europa einst an die Stelle des alternden Asiens trat, jetzt Amerika mit seiner wundergleichen Entwickelung an die Stelle des alternden Europa's tritt. Was bei uns in der Jugend durch die Glanzgeschichte der Griechen nnd Römer zuerst an uns herantritt, und bei männlicher Gereiftheit mindestens der Idee nach als das Alleinvernünftige von uns erkannt wird, die Republik, ist dort die in Gesittung und Be-

wußtsein bereits durch Menschenalter übergegangene Grundlage, auf der sich ein vernunftgemäßes Zusammenleben unseres Geschlechtes hoffentlich immer mehr und mehr entwickeln wird.

„Noch hoffe ich mit jugendlicher Zuversicht, daß Deutschlands Greisenalter nicht gekommen ist; ob diese Hoffnung begründet, wird sich bei der nächsten Aktion zeigen, die naturgemäß früher oder später der heutigen Gegenrevolution folgen wird. Es ist möglich, daß ich mich täusche, daß Deutschland bereits seine Rolle in der Geschichte des menschlichen Geistes ausgespielt; es spricht dafür die Erkenntniß ohne das Können, indem seine Kraft aus den Armen ausschließlich in den Kopf gestiegen ist: dann möge uns der Gedanke trösten, daß die einzelnen Völker eben nur die einzelnen Gedanken in der menschlichen Entwickelung darstellen, und daß für letztere von Deutschland unendlich viel geschehen ist. Ein Nord-Amerikaner nannte mir Deutschland „das Herz der Welt".

„Was Preußen speziell betrifft, welches seine Stellung zu Deutschland so gänzlich verloren hat, so ist ihm dies jetzige Fegefeuer, wenn immerhin ungleich schmerzlicher als die Niederlage von 1806 bis 1813, — zu seiner deutschen Entwickelung vielleicht nothwendig. Ich gestehe offen, ich könnte jetzt in Preußen nicht leben. Was mich vor 1848 empörte, und mit innerlicher Nothwendigkeit durch meine Beamtenstellung in die entschiedenste Opposition trieb, die Lüge in öffentlichen Verhältnissen. — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

„Ueber meine persönlichen Verhältnisse lasse Dir von ...... erzählen; möglich, daß ich aus der Schweiz vertrieben werde; ich werde das in Ruhe hinnehmen, wie mein ganzes Schicksal, — als eine Konsequenz meiner Ansichten und meiner Handlungen, von welchen letzteren ich nicht Eine zurücknehmen möchte, da sie aus vollster tiefster Ueberzeugung entsprungen......

„Treulich Dein Freund

Heinrich Simon."

XVI.

Uebersiedlung nach Zürich. Industrielle Unternehmungen.

1852 bis 1857.

Simon sollte nicht lange in dem ungetrübten Besitz des ihm so werth gewordenen Gütchens bleiben. Der diplomatische Druck, den die Großmächte im Jahre 1851 besonders stark auf die Schweiz ausübten, blieb nicht ohne Wirkung. Schaarenweis mußten die Flüchtlinge das Land verlassen, und auch Simon fing an, sich mit dem Gedanken einer Auswanderung nach Amerika vertraut zu machen. Um jedenfalls die Möglichkeit freier und rascher Bewegung zu erhalten, entschloß er sich — wiewohl mit schwerem Herzen — sein Gut wieder zu verkaufen. Im Herbste des Jahres 1851 siedelte er mit den Seinen nach Zürich über, wo er in dem herrlich gelegenen, von Goethe in seiner Schweizerreise viel besprochenen Bodmer'schen Hause sich niederließ.

Wie früher sein Haus in Mariafeld, so ward nun die „Bodmerlinde," die der Dichter selbst gepflanzt hatte, der Mittelpunkt für Simons zahlreiche Freunde und der Ort, wo seine in Deutschland zurückgebliebenen Verwandten ihn in größeren und kleineren Zwischenräumen aufzusuchen kamen. Seine älteste Schwester Julie hatte sich inzwischen mit dem hochbetagten Oheim, Geh. Justizrath Simon in Berlin, vermählt; sein Bruder Gustav, einer der ersten Beamten der oberschlesischen Eisenbahn*), nahm den Abschied und zog mit seiner ganzen Familie nach Zürich, um in Heinrich Simons Nähe zu leben; unter den vielen stets willkommenen Gästen brachte der Sommer des Jahres 1856 auch den treuen, wackeren Reinstein und Dr. Borchardt aus Manchester, der Simon einst in Breslau ein thätiger Parteigenosse gewesen war; dann kam Adolf Stahr mit seiner Gattin Fanny Lewald, und mit Letzteren fast zugleich Johann Jacoby.

Die Schweiz, für deren Natur und Volk Simon von jeher

---

*) Siehe oben S. 187.

eine Vorliebe gehegt hatte, war ihm — trotz seines Festhaltens an dem Vaterlande — mit jedem Tage lieber geworden. Er verkehrte gern mit Schweizern. Als er seine Cousine, Frau Gärtner, auf Schweizerboden empfing, sagte er: „Von vorn herein mache ich Dich darauf aufmerksam, daß der Schweizer viel mehr ist als er scheint. Unsere Nachbarn in Mariafeld, Männer in Amt und Würden, bestellen eigenhändig ihre Weinberge und Felder, thun die niedrigst scheinende Arbeit, Du findest aber bei denselben Leuten oft überraschend ausgebreitetes Wissen. Das ist durchgängig so in der Schweiz; die anerzogene Einfachheit des Schweizers, seine persönliche Anspruchslosigkeit und weise Sparsamkeit sind wahrhaft unschätzbar." — Ward ihm bei ähnlichen Lobeserhebungen der Einwand gemacht, daß die Schweizer „trocken" und „berechnend" seien, so erwiderte er wohl: „Ich wollte, wir hätten Etwas von dieser trocknen Berechnetheit; ich wollte, wir Deutsche lernten von den Schweizern, dann wären wir das erste Volk der Erde!" — Daß bei dieser Ansicht die Verlobung seiner Pflegetochter, Johanna Gärtner, mit dem tüchtigen jungen Advokaten Karl Hilty aus Chur ihm sehr erwünscht kam, versteht sich von selbst.

Trotz der großen Sympathie für die Schweizerverhältnisse hielt Simon sich grundsätzlich fern von jeder Betheiligung an den politischen Vorgängen innerhalb derselben. Es dünkte ihm dies in seiner Lage als Flüchtling geboten, aber es isolirte ihn mehr, als es ihm lieb war.

Natürlich wurde auch seine Thätigkeit dadurch beschränkt, und doch bedurfte dieselbe eines realen Bodens. Einen Augenblick schien es, als böte sich ihm ein entsprechendes Feld. Die Universität Zürich ernannte Simon im Jahre 1852 zum Doctor juris, eine Anerkennung, die ihm außerordentliche Freude machte. Die Idee lag nahe, sich in Folge dessen bei der Universität zu habilitiren, aber weder der Schreibtisch, an den er dann ausschließlich gefesselt gewesen wäre, noch die sitzende Lebensweise wollte dem Geist und Körper mehr zusagen. Aus gleichen Gründen unterblieb die Ausführung seines Planes, ein schweizerisches Staatsrecht zu schreiben, wozu er viel Material gesammelt und eingehende Studien über die allgemeine schweizerische und Kantons-Gesetzgebung gemacht hatte. Unter diesen Umständen wendeten sich nun Simons Gedanken allmälig industriellen Unternehmungen zu. Im Herbst 1853 hörte er bei einer Fahrt über den Wallensee viel Günstiges über reichliche Vorkommen von Kupfer auf der Mürtschenalp.

Das machte ihn aufmerksam, um so mehr, als er kürzlich in Büchern über die Schweiz ebenfalls darauf hingewiesen worden war. Er ließ die Lager durch verschiedene tüchtige deutsche Techniker untersuchen, und kaufte, gestützt auf die ihm vorgelegten Resultate, im Verein mit mehreren Familiengliedern und anderen Personen das Bergwerk. Der Wallensee war damals noch ziemlich aller Industrie baar, — sie nach Kräften zu heben, war neben den materiellen Hoffnungen, die er an das Unternehmen für sich und die übrigen Besitzer knüpfte, sein Lieblingsplan. Die in Aussicht stehende Eisenbahn verhieß günstige Chancen. Zweimal schienen die Hoffnungen sich erfüllen zu wollen. Im Sommer 1856 wurden ihm auf Grund des Gutachtens eines ausgezeichneten französischen Technikers, der im Auftrage französischer Geschäftsmänner das Bergwerk besichtigt hatte, höchst vortheilhafte Kaufbedingungen angetragen. Die Sache zerschlug sich aber der Geldkrisis wegen, die im Frühherbst des nämlichen Jahres eintrat. An der bei weitem größeren europäischen Handelskrisis im Herbst 1858 scheiterte auch die von Simon versuchte Bildung einer größern Aktiengesellschaft zur Ausbeute des Bergwerks. Die Gesellschaft konstituirte sich zwar und setzte das Unternehmen fort, aber die Aktienbetheiligung fand weder damals noch in den folgenden Jahren in hinlänglichem Maßstabe statt, um dem Betrieb die entsprechende Ausdehnung zu geben. — Das Unternehmen, dem er einen großen Theil seiner besten Kräfte gewidmet, an das er für sich und Andere manche Hoffnung geknüpft, wurde trotz der erfreulichen Resultate des Erzgewinnes, zu einer Quelle mannigfacher Sorge für ihn. Zwei Jahre nach seinem Tode löste sich die Gesellschaft mit größerem oder geringerem Verluste der einzelnen Theilnehmer auf.

Ein zweites von Simon gegründetes industrielles Unternehmen, ein Schiefergeschäft, ist dagegen nach manchen Fährlichkeiten zu umfassender Blüthe gekommen. Die Schieferbaugesellschaft zu Pfäffers und Engi erkennt nur noch die großartigen Schieferbrüche in England und Frankreich als ebenbürtige Koncurrenten; sie versieht, abgesehen von dem Vertrieb in der Schweiz, einen großen Theil Süddeutschlands und liefert ihre Waaren bis hinter Wien, neuerdings auch nach Ober-Italien. —

Nachstehende Briefe mögen eine Ergänzung der Zeit von 1852—58 bilden.

An die hochverehrliche juristische Fakultät der Universität zu Zürich.

Zürich, 9. Juli 1852.

Hochverehrteste Herren Professoren!

Sie haben mich durch die honoris causa erfolgte Verleihung der Würde eines Doktors beider Rechte in einer Weise beehrt, die mich ebenso überrascht, als zu großem Danke verpflichtet.

Ich danke Ihnen diese Anerkennung meiner literärischen Arbeiten für ein partikulares deutsches Privat- und Staatsrecht, aber ich lege einen noch höheren Werth auf Ihre Anerkennung, daß es mir während meines richterlichen und schriftstellerischen Wirkens ein geheiligtes Streben war, den Kultus des Rechts, als dessen erste Priester wir den Richter und den Lehrer des Rechts betrachten dürfen, auch im praktischen Staatsleben in seiner Reinheit bewahren zu helfen.

Erlauben Sie mir diesen Worten des Dankes ein Wort des Strebens beizufügen.

Meine Studien dürften diesen Winter eine Richtung fortsetzen, welche mich hoffen läßt, später vielleicht mit der hochgeehrten Fakultät, welche meine Leistungen so gütig beurtheilt, den Umständen nach durch Vorlesungen an der Universität in eine nähere Verbindung zu treten. Es würde mir dies eben so zur Ehre als Freude gereichen.

In vorzüglicher Hochachtung verharre ich, hochgeehrte Herren, Ihr ganz ergebenster

Dr. Heinrich Simon.

Aus dem Tagebuche.

21. Juli 1852.

Ich habe in der That lange nicht eine solche Freude gehabt, als heute auf der Staatskanzlei. Es war dort der Glanzpunkt eines zweijährigen Bestrebens, als man mir ein prachtvolles Dokument, ein Schweizer Paßformular vorlegte, um meine Unterschrift darunter zu setzen*). Und als nun gar mein Signalement aufgenom-

*) Seit Jahren hatte sich Simon, weil er eines Passes entbehrte, in der freien Schweiz wie in einem Gefängniß gefühlt; konnte er doch die Schweizergrenze nicht auf eine Viertelmeile überschreiten!

men wurde, o welche Wonne, welche Lust! Als ich mich unter das Maß stellte und erfuhr, daß ich sechs Fuß einen Zoll groß sei, wunderte ich mich gar nicht darüber, daß mich die Freude um fast drei Zoll größer*) hier in der Schweiz gemacht, und als dann Herr Staatsschreiber Hagenbuch zu mir sagte: „In künftigen Fällen brauchen Sie Sich nicht mehr an die Polizei zu wenden, das ist für Sie nicht mehr nöthig" — ich hatte bei dem Direktor der Polizei meinen Paß beantragt — ach, wie bebte die Brust, — und als mich der Schreiber fragte, ob er mir den Paß vom sardinischen und französischen Gesandten visiren lassen sollte — alle Engel im Himmel musiciren nicht so melodisch!

So begab sich's Nachmittag drei Uhr am 21. Juli 1852.

Zürich, 5. September 1854, Morgens 8 Uhr.

„Mein lieber guter Onkel, ich habe eben zum Fenster hinaus auf die im hellsten Sonnenglanze daliegende Stadt, den See, das Hochgebirge gesehen und dabei Deiner in Herzlichkeit gedacht, und das will ich Dir nun sagen und alles Gute für den kommenden Festtag wünschen. Heut ist der Geburtstag des Vaters meines Freundes Nauwerk; er wird 83 Jahr und ist körperlich und geistig noch von hoher Jugendfrische, daß Du Dir heute in neun Jahren an ihm ein Vorbild nehmen kannst; — er war im vorigen Jahre hier den Sohn besuchen, und Du — kommst nicht einmal bis zum Bodensee, uns zu sehen.

„Ich wurde hier durch die kommende Morgenpost unterbrochen, die mir in meiner einstigen Studentenmappe des Morgens 8 Uhr die deutschen Zeitungen, die schweizerischen und die Briefe bringt. Da war denn zunächst wieder einer jener Briefe, durch den ein angesehener, beamteter Mann aus Deutschland meinen Rath wünscht betreffs der zweckmäßigsten Uebersiedelung nach der Schweiz. Solcher Briefe habe ich seit Jahr und Tag mindestens ein Dutzend erhalten, und sie zeigen mir am traurigsten die deutschen Zustände; denn es gehört Viel dazu, ehe man sich freiwillig vom Vaterlande trennt.

„Dann habe ich Rundschau gehalten, erst durch das Züricher

---

*) Das schweizer Maß ist kleiner als das preußische.

Tagblatt in Zürich, dann durch den „Bund“ in der Schweiz und der Welt, dann durch die Oderzeitung speciell in Schlesien und Deutschland. Unser armes liebes Schlesien! Welch' entsetzliche Ueberschwemmung in welch' ungeheurem Umfange! Und mit doppelter Trauer, weil es Schlesien ist, lese ich und sehe ich, daß man es zunächst der Privatwohlthätigkeit überläßt zu helfen, die denn auch bei einem Unglücke, welches allein an Vermögen Massen von Millionen verschlungen hat, glücklich in Breslau etwa zehntausend Thaler zusammengebracht. Der Staat werde sich beschränken, die unzureichenden Dämme, welche Unglücksfälle ähnlicher Art periodisch wiederkehren lassen, wieder herzustellen. Daß in den fünfhundert Jahren angeblicher Gesittung der Staat noch nicht einmal dafür gesorgt hat, das Land gegen das Wasser zu schützen, spricht ausnehmend gegen diese Art des Staates. Wenn das Geld, das Schlesien bei dieser einen Ueberschwemmung verliert, dazu verwendet worden wäre, Wässerbauten aufzuführen, so wäre Schlesien seit Jahrhunderten vor diesen wiederkehrenden Vernichtungen des Glücks von Hunderttausenden von Menschen geschützt. In einem kleinen Städtchen von Kalifornien — an der letzten Gränze der Gesittung — Sacramento mit 10,000 Einwohnern, hat man seit seiner Gründung, die im Jahre 1846 erfolgte, also seit 8 Jahren, fünf Millionen Dollars zu Wasserbauten gegen das Meer verwendet. Da weiß man, wozu das Gemeinwesen, wozu der Staat da ist, nämlich zuerst als Verbindung zum Schutz. Und wenn mein liebes Schlesien eine für sich bestehende Republik wäre, so würde man auch nicht vierzehn Tage nach einem solchen Unglück in den Zeitungen lesen, daß der Staat zur Besichtigung einen Kommissär geschickt, sondern die Republik würde zwanzig Millionen Thaler aufnehmen, die Oder kanalisiren und ein für alle Mal Derartigem einen Riegel vorschieben.

„Die großen Staaten sind das große Unglück der Menschheit — und zwar deshalb, weil sie meistens, zusammengewürfelt aus sich widersprechendsten Elementen, nur durch Druck herrschen können, um ihr Auseinanderfallen zu verhüten. Da können die Individualitäten und also auch die Kräfte nicht zur Entwickelung kommen. Man vergleiche Athen, Korinth, oder die Kantone Zürich, Genf mit China, Rußland, Oesterreich oder — leider müssen wir sagen: Preußen, das Preußen, welches heut regiert. In diesen letzteren vier Staaten sind große Abstufungen, aber meiner innigsten Ueberzeugung gemäß — auf Geschichte, Natur der Dinge und Erfahrung

gegründet, — nicht größer sind diese Abstufungen, als zwischen der Monarchie Preußen einerseits und den Republiken Schlesien, Westphalen ꝛc., die zur deutschen Republik conföderirt, andererseits. Und das wird kommen, falls Preußen fortfährt in sein eigenes Leben zu wühlen, dieser Staat, der glücklich organisirt wie wenige und — beispielsweise im Gegensatze zu Oesterreich — gerade in Stärkung seiner Einzelglieder seine Gesammtmacht stärkt.

„Für Deutschland giebt es zwei Wege zu nationaler Macht und Blüthe: den oben angedeuteten einer Föderativ-Republik oder den andern, wenn Preußen endlich seine welthistorische Aufgabe begreift und sich an die Spitze des deutschen Volksgeistes stellt. Naturgemäß können und werden dann die deutschen Volkskräfte zur rechten Entwickelung kommen.

„Der Menschenfreund hat Einen großen Trost: im Allgemeinen geht das Geschlecht mächtig vorwärts, und dankbar muß man das Geschick verehren, wie es aus den schlechtesten Motiven Honig für das Geschlecht zu bereiten versteht. Wer hätte vor zwei Jahren daran gedacht, daß dieser Alp des Menschengeschlechts, dieses odium generis humani — daß dieses widerwärtige Rußland so rasch die Früchte langjähriger Vergewaltigung verlieren, moralisch und materiell so schnell heruntergebracht werden würde! Und wer thut es? Die See-Herrschsucht Englands, welche die russische Flotte vernichten will, und Napoleon, der, um sich zu halten, seinen Franzosen etwas gloire geben muß.

„So könnte ich eine Rundschau über die Erde halten, von China und Japan an bis Spanien und näher liegenden Ortschaften, und überall geht's vorwärts auf dem ewigen Webstuhle der Zeit. Doch genug, übergenug der Politik.

„Dein Brief, lieber Onkel, athmet Heiterkeit und Frische, und Euch Allen, insbesondere auch Dir, mein geliebtes Julchen, geht es den Umständen nach gut und das ist schon Viel. Zum künftigen Jahre aber will ich mich selbst davon überzeugen, und dann wird es Dir, lieber Onkel, dadurch erleichtert, daß alsdann die Eisenbahn vom Bodensee bis Zürich vollendet ist; ferner findest Du alsdann hier die männliche Secundogenitur unseres Geschlechts vereinigt durch die Uebersiedelung des geliebten Bruder Gustav.....

Heinrich Simon."

An die Geschwister und die Freundin Frau Marie Pinder*).

Wädenswyl im Engel, den 30. Januar 1855, Dienstag.

„Der alte Herrgott scheint mir doch noch gut zu sein, denn drei schönere Wintertage, wie dieser Sonnabend, Sonntag und Montag, hat er in seinen sämmtlichen Albums nicht, weder in denen in Quart, noch in Querfolio. Und damit ist's noch nicht aus. Am Mittwoch, Donnerstag, Freitag war ein ziemlich abscheuliches Wetter in Zürich, so was man sagt, gemeines Wetter; es stöberte wie verrückt, blos Roland**) fand die Straße zum Wälzen angenehm; dabei ein Himmel, daß man aus jedem Stück desselben hätte Blei gießen können, und ich sollte Freitag weg, auf die Mürtschenalp, und ich war die ganze Woche erkältet — ich konnte darin keinen Accord, keine Harmonie erkennen. Aber ein Simon ist ein Rackerchen. Ich hatte mein Versprechen gegeben, Sonnabend auf der Mürtschenalp zu sein, also — mit Gott Kinder auf's Eis! Der Anfang miserabel und unheilkündend. Um acht Uhr geht das Dampfschiff; zwanzig Minuten vor acht kommt Marie herein zu mir, der ich arglosen Gemüths mit ungepacktem Nachtsack Allotria treibe, der Ansicht, es sei erst sieben — „ob ich denn nicht frühstücken wolle, ich müsse ja weg." Wenn ein Simon sich verspätet, so muß Großes in der Natur vorgehen, das war mein erster Gedanke — vielleicht eine Störung im magnetischen Erdenleben, oder wohl gar die Wegnahme von Sebastopol. Ich warf den Nachtsack voll, schickte ihn fort und war zehn Minuten drauf mit Ernst, der meine Handtasche trug, auf dem Wege. Es stöberte, glatteiste und ich in spiegelglatten Gummi-Ueberschuhen sollte laufen. Ernst stützte mich zum ersten Male in seinem Leben mehrere Male recht kräftig. In gutem Dauerlaufe kamen wir rechtzeitig am „Buschänzli" auf dem Dampfschiffe an; meine Sachen waren da, die Zeitungen vom Mädchen von der Post geholt, und ich las meine Oder-Zeitung, lang hingestreckt auf der Sophabank und drei Stühlen, im Rücken an der Wand auf meinen Pelz gelagert, der seit Jahr und Tag zum ersten Male wieder Dienste leistete und sich auf der Reise sehr brav und als wirklich warmer Freund genommen hat. So wie ich in

*) Eine von Simon hochverehrte, ihm innig befreundete Frau.
**) Simons Bernhardiner Hund.

Rapperswyl im Schneegestöber das Dampfschiff verließ, ging ich, ehe ich mich in den Postschlitten setzte, auf das Telegraphen-Büreau und meldete nach Hause, daß Mittwoch und Donnerstag (wie ich gehört) am Wallensee Prachtwetter gewesen. Und wahrhaftig, als wir in Wesen ankamen, schneite es mindestens nicht mehr, wenngleich mir der langbärtige Wallensee-Schiffskapitän, der in den englischen Reisebüchern als der schönste Mann Europa's figurirt — die Phantasie eines Kürassier-Wachtmeisters muß es erfunden haben — für morgen Sturm und zwar Schneesturm prophezeite. Ich sagte ihm: „Sie kennen mich zu wenig.“ Gut. In Murg heißt's noch Abends: „Morgen wird's schlimm sein.“ Mit imponirender, Ruhe in den Gemüthern verbreitender Weise: „Wir wollen es abwarten.“

„Und Sonnabend, Sonntag, Montag bis 9 Uhr Abends, wo ich hier anlangte, himmlisches Wetter. Heut die ganze Nacht und jetzt — wüthendes Schneegestöber. Mein Gott! wozu wäre noch gutes Wetter nöthig? Ich setze mich ja um eilf Uhr gut geborgen auf's Dampfschiff. O der alte Herrgott lebt noch und Ihr seht, die ganze Portion meines Uebermuthes ist vom Leben noch nicht aufgegessen — und so wird wohl ein Restchen sich bis schließlich erhalten. Auf dem Schlitten nach Wesen ein englischer Ingenieur der Südostbahn, mit dem ich hübsche Gespräche — er kannte Europa — und ich gab ihm Grüße an den Ober-Ingenieur in Chur mit, mit dem ich im Herbst einen Tag zusammen gereist. In Wesen und auf dem Schiff mit Ständerath Blumer, der in Eisenbahn-Sachen als Mitglied der Direktion nach Chur ging. In Murg, wo gewissermaßen der Ausgangspunkt unseres Unternehmens ist, kehrte ich im weißen Kreuz beim Gemeinde-Präsidenten Gmür ein. Der Präsident ein älterer, großer, schlanker, ruhiger Mann, die Frau finster aussehend und doch die beste Frau, eilf Kinder, Karle vier Jahr, mit dicken Zinnober-Backen, der mich sehr liebt, und von der ältesten Tochter ältere Enkel; eine Menge Buben wie die Orgelpfeifen, deren ältester mir Tags darauf mein Gepäck hinauftrug, uub die sehr hübsche älteste unverheirathete Tochter Josephe. Und ich zeitweise mitten darunter. — Ich war um halb drei Nachmittags in Murg angekommen und saß Abends noch in der Wirthsstube mit einigen Gästen, dem regelmäßigen Doktor der Gegend, der wie eine Uhr so genau den Tag zwei Mal am See auf und nieder geht von Mühlhorn bis Quanten und zur Minute in den Wirthshäusern einkehrt. Während ich mit Gmür in der Nebenstube ernst

sprach, lag im Bettchen daneben der achtjährige Junge, wimmernd vor Zahn- und Halsschmerzen und allmälig laut phantasirend — es klang eigenthümlich schauerlich, denn mein fremdes Hochdeutsch tönte in seinem heißen Gehirn wieder und bildete den Hintergrund seiner Phantasieen. . . . . .

„Am andern Morgen blitzte die helle Sonne durch die angefrorenen Scheiben und machte mich fröhlich. Kurz vor neun ging ich fort, die wollenen Schneestrümpfe, gleichzeitige Kamaschen, über den Knieen geschnallt, unter den Füßen die Steigeisen, den Alpenstock mit gutem Stachel. Jede Beschreibung versagt, um diesen unendlich frisch kräftigen Eindruck zu schildern, den in solch erhabener Gegend ein krystallheller Wintermorgen macht. Kaum zehn Minuten gestiegen, lag unter mir das Dörfchen mit der kleinen Kirche, mitten in Bäumen, der herrliche See und drüben die wilden sieben Kurfürsten, an denen der Schnee, bei ihrer Schroffheit, höchstens einige Abhänge bekleiden konnte. Zwei Stunden ging es nun auf dem Gemeindewege steil hinauf, der so glatt war und spiegelmäßig von den Holzschlitten, daß ich ohne meine Steigeisen schwerlich hinauf gekommen wäre. Es war ein frisches Leben. Wohl hundert Männer auf Schlitten mit Holz kamen mir entgegen, oder arbeiteten am Wege, die Baumstämme aufzuladen, oder sausten, auf den Stämmen sitzend, an mir vorüber, oder stürzten von den Seitenwänden, den bewaldeten des Murgthales, die geschlagenen Hölzer herunter, die wasserfallartig und mit fortdauerndem Donner sich in wilden Sätzen überbietend, wohl tausend Fuß herunterstürzten. Aber nun beim Merlen, wo unser Weg beginnt, da fing es an schwieriger zu gehen. Der Schnee liegt, wo nicht Wehen ihn erhöht, zur Zeit fünf bis sechs Fuß hoch und ist trotz der Kälte puderartig. Jeder der Tausende und Tausende Felsblöcke, von zehn bis hundert Fuß Höhe, die wild im Thale liegen, hatte seine Schneeperrücke von dieser Dicke auf, um sich keinen Schnupfen zu holen. Nun vom Merlen an war durch die von der Mürtschenalp Kommenden eine Heerstraße durch den Schnee gebahnt, die netto einen Fuß breit und etwa ein bis zwei Fuß tief in den Schnee eingriff. In dieser Heerstraße tritt Jeder in die Fußstapfe des Früheren und sinkt dann wenig ein; tritt man einige Zoll rechts oder links, so sinkt man bis an's Knie, auch bis an den Leib, auch bis an die Brust in den Schnee, und meine zwei Träger hatten daher eine Schaufel mitzunehmen nicht verabsäumt. Jeder Sturm verweht diese mühsam gebildete Landstraße und dann wird von Frischem an-

gefangen. So trafen wir zwei Mal zu halben Stunden die jungfräulichste Schneefläche, unberührt; und den ersten Abhang gleich hinauf, den unser Weg in Serpentinen hinaufführt, stürzte der junge Gmür, als Erster, Schritt vor Schritt bis an den Leib in den Schnee, so Bahn brechend, worauf der alte Mayer bis an die Knie in diese wüste Masse brach, und ich halbweg festen Schnee fand, aber oft genug tief hineinplumpte. Von oben war zeitig am Morgen ein Knappe mit der Schaufel ausgegangen, und als wir noch weit unten waren, sah er uns an der Serpentine krebsend und jodelte uns seine Hülfe entgegen, die bestens rufend erwidert wurde. Etwa ein Drittel dieses bösen Weges wurde uns so etwas erleichtert. Und wir kamen um 1 Uhr hinauf — ich nicht im geringsten ermüdet, obgleich es wohl ein Marsch war, der nach seiner Anstrengung einem zweifach weiteren Wege gleich stand. Im nächsten Winter, wo wir Erze zu Schlitten hinunterbringen, wird unser Weg eben so schön sein, wie der Gemeindeweg, und der geht sich unendlich besser als zur Sommerzeit, wo der steinige Boden belästigt. Es wird prächtig sein! Denkt, daß ich gestern diesen ganzen Weg in 1½ Stunden hinunter gekommen, meist rutschend auf den Füßen. Das wird nächsten Winter eine Schlittenpartie für meine Freunde, der sich an Erhabenheit und wilder Pracht wenige in der ganzen Welt zur Seite stellen lassen. — — Das Dampfschiff kommt, ich muß leider im besten Zuge aufhören."

Zürich, 31. Januar, Abends.

„Jetzt habe ich nun freilich keine Zeit mehr. Die beiden Tage oben waren herrlich. Ich stellte die Knappschaft — es arbeiten jetzt fünfzehn Mann — dem neuen Dirigenten vor, entließ den bisherigen, führte jenen ein, leitete die Uebergabe u. s. w. Dann ging ich bei barbarischer Kälte, wohl zehn Grad (Tages zuvor war der kälteste Tag — 12 Grad), zur Grube hinauf, noch etwa 600 Fuß an steiler Lehne. Die Gemsspur über unsern Weg, — sie hatte an einer alten Tanne geknabbert — war so frisch, daß sie eben weg sein mußte. Tags vorher hatte der Fuchs in der Grube gebellt, er wohnt jetzt in der Hütte, die bei der Grube ist, zu der die Knappen aber nicht mehr können, weil sie vor Schnee unsichtbar. Zurück rutschten wir in zwei Minuten hinunter, und so machen es die Knappen alle Tage. Himmlisch ist Kinderei dagegen; denn durch die Wiederholung ist eine zwei Fuß tiefe Rinne gebildet, in der man

fliegt. Von der Schönheit dieser Gegend bei dieser Sonne hat man keinen Begriff, wenn man es nicht sah. Der Mürtschen in klarer Majestät. Das Weiß des Schnees, das Schwarzgrün der Tannen, das Kalkweiß des Mürtschen und das tiefe Roth der Felsen, in denen das Kupfer, sind die einzigen Farben. Zwei kleine Meisen zwitscherten in Höhe von 5,500 Fuß in einer uralten Tanne. Ich hatte brav Wein, ein Filet, einen großen ächten Striezel, den unsere Köchin vortrefflich macht — in meinem Ofen — mitgenommen, und dem neuen Betriebsdirektor, einem Sachsen, machte der sächsische Stollen auf der Mürtschenalp ein nicht endendes Vergnügen, da er sehr groß war.

„Am schönsten war der Montag, wo ich den Weg hinunter machte; in Murg eine Stunde arrangirte, dann einen wahrhaft göttlich schönen Weg zu Fuß auf einem Fußweg längs des See's durch Waldung und Hügel machte, in Mühlhorn den Schlitten traf, nach Obstalden fuhr, Geschäfte und Besuche bei den Präsidenten, Tagwenvogt, Rathsherrn rc. machte, sehr nett. Im Schlitten durch den tiefen Wald auf spiegelglatter Straße nach Mollis, von wo mich der Gemeindepräsident zu Schlitten über Lachen nach Wädenswyl brachte. Gestern um 2 Uhr hier..... Das nennt man einen Cykelbrief, nicht mit einem Z zu schreiben. Auch verbleibe ich stets

Heinrich."

An Onkel Heinrich.

Zürich, 14. August 1855.

„Das war einmal wieder fast ein altes Zusammenleben; um den Exilirten schaarte sich ein guter Theil der Familie, jüngerer und älterer Linie! Wer nennt sie Alle, die Simoniden? Das Dutzend war übervoll, und dazu kam ein anderer lieber Simon, Ludwig*), der einen Theil jenes Zusammenseins durch seine geistvolle und liebenswürdige Persönlichkeit verschönte — eine einheitliche, noble Natur. Bruder Gustavs und meine Räume waren überfüllt..... Wir haben Alle überaus glückliche Tage in innigem Verständniß

*) Ludwig Simon aus Trier, 1848 und 1849 Parlamentsmitglied, zur Zeit in Paris.

verlebt. . . . . . Nun ist es an Euch, uns zu besuchen, und zum nächsten Jahr sei hiermit eine förmliche Einladung feierlich niedergelegt.

„Dir, mein lieber Onkel, danke ich sehr die Zusendung des jüngsten Kindes Deiner Laune, Deiner Biographie der Immediat-Examinationskommission*), die von dem Bestehenden aus sehr interessante Ueberblicke gewährt, wenn gleich ich sehr ketzerische Ideen gegen die gesammte Büreaukratie habe, der alle diese Examina ihr Dasein und ihre Nothwendigkeit verdanken. Nachdem ich hier im Laufe von sechs Jahren gesehen, daß ohne alles Dieses eine Justiz administrirt wird, die sich unbedenklich mit der deutschen messen darf — in jeder Beziehung, — muß ich sehr bedenklich halten, junge Leute bis in ihr sechsundzwanzigstes, siebenundzwanzigstes Lebensjahr und länger, zu demselben Zwecke blos vorzubereiten, während der Mann hier in diesen schönsten, kräftigsten, that- und drangvollsten Lebensjahren bereits zum eigenen und allgemeinen Besten in voller Lebensthätigkeit steht. Das hängt nun aber tiefer zusammen. Die Monarchie bedarf eines abgerichteten Heeres Beamter, welches der Republik überflüssig — einer der vielen Vorzüge der letzteren. Und so ständen wir ja bei einem der Gegensätze, die Du bei Deiner Widmung der Schrift mir gegenüber hervorhebst.

„Auch die übrigen von Dir hervorgehobenen Gegensätze erkenne ich an, lege aber keinen großen Werth auf dieselben und ich nehme fest an, in Uebereinstimmung mit Dir; denn wenn Du meine guten sittlichen Eigenschaften — in viel zu lobender Weise — ausdrücklich anerkennst, so scheint es mir Nebensache, ob mir diese oder jene religiöse Ansicht innewohnt: die Hauptsache ist und bleibt, welche Wirkung hat die betreffende religiöse Anschauung hervorgebracht. Und ich muß gestehen, daß ich nicht finde und durch alle Zeiten hindurch nicht finde, daß irgend eins der vielen, im Laufe der Menschengeschichte auftretenden Religionsbekenntnisse betreffs der Wirkung auf die Versittlichung mit Hochmuth auf das andere hinuntersehen darf und am wenigsten auf die reine Vernunftreligion eines Sokrates, eines Kant. In Deutschland insbesondere bekennen sich im letzten durchgeistigten

---

*) „Geschichtliches über die Immediat-Justiz-Examinationskommission“ vom Geh. Justizrath Simon in Berlin.

sprach, lag im Bettchen daneben der achtjährige Junge, wimmernd vor Zahn- und Halsschmerzen und allmälig laut phantasirend — es klang eigenthümlich schauerlich, denn mein fremdes Hochdeutsch tönte in seinem heißen Gehirn wieder und bildete den Hintergrund seiner Phantasieen. . . . . .

„Am andern Morgen blitzte die helle Sonne durch die angefrorenen Scheiben und machte mich fröhlich. Kurz vor neun ging ich fort, die wollenen Schneestrümpfe, gleichzeitige Kamaschen, über den Knieen geschnallt, unter den Füßen die Steigeisen, den Alpenstock mit gutem Stachel. Jede Beschreibung versagt, um diesen unendlich frisch kräftigen Eindruck zu schildern, den in solch erhabener Gegend ein krystallheller Wintermorgen macht. Kaum zehn Minuten gestiegen, lag unter mir das Dörfchen mit der kleinen Kirche, mitten in Bäumen, der herrliche See und drüben die wilden sieben Kurfürsten, an denen der Schnee, bei ihrer Schroffheit, höchstens einige Abhänge bekleiden konnte. Zwei Stunden ging es nun auf dem Gemeindewege steil hinauf, der so glatt war und spiegelmäßig von den Holzschlitten, daß ich ohne meine Steigeisen schwerlich hinauf gekommen wäre. Es war ein frisches Leben. Wohl hundert Männer auf Schlitten mit Holz kamen mir entgegen, oder arbeiteten am Wege, die Baumstämme aufzuladen, oder sausten, auf den Stämmen sitzend, an mir vorüber, oder stürzten von den Seitenwänden, den bewaldeten des Murgthales, die geschlagenen Hölzer herunter, die wasserfallartig und mit fortdauerndem Donner sich in wilden Sätzen überbietend, wohl tausend Fuß herunterstürzten. Aber nun beim Merlen, wo unser Weg beginnt, da fing es an schwieriger zu gehen. Der Schnee liegt, wo nicht Wehen ihn erhöht, zur Zeit fünf bis sechs Fuß hoch und ist trotz der Kälte puderartig. Jeder der Tausende und Tausende Felsblöcke, von zehn bis hundert Fuß Höhe, die wild im Thale liegen, hatte seine Schneeperrücke von dieser Dicke auf, um sich keinen Schnupfen zu holen. Nun vom Merlen an war durch die von der Mürtschenalp Kommenden eine Heerstraße durch den Schnee gebahnt, die netto einen Fuß breit und etwa ein bis zwei Fuß tief in den Schnee eingriff. In dieser Heerstraße tritt Jeder in die Fußstapfe des Früheren und sinkt dann wenig ein; tritt man einige Zoll rechts oder links, so sinkt man bis an's Knie, auch bis an den Leib, auch bis an die Brust in den Schnee, und meine zwei Träger hatten daher eine Schaufel mitzunehmen nicht verabsäumt. Jeder Sturm verweht diese mühsam gebildete Landstraße und dann wird von Frischem an-

gefangen. So trafen wir zwei Mal zu halben Stunden die jungfräulichste Schneefläche, unberührt; und den ersten Abhang gleich hinauf, den unser Weg in Serpentinen hinaufführt, stürzte der junge Gmür, als Erster, Schritt vor Schritt bis an den Leib in den Schnee, so Bahn brechend, worauf der alte Mayer bis an die Knie in diese wüste Masse brach, und ich halbweg festen Schnee fand, aber oft genug tief hineinplumpte. Von oben war zeitig am Morgen ein Knappe mit der Schaufel ausgegangen, und als wir noch weit unten waren, sah er uns an der Serpentine krebsend und jodelte uns seine Hülfe entgegen, die bestens rufend erwidert wurde. Etwa ein Drittel dieses bösen Weges wurde uns so etwas erleichtert. Und wir kamen um 1 Uhr hinauf — ich nicht im geringsten ermüdet, obgleich es wohl ein Marsch war, der nach seiner Anstrengung einem zweifach weiteren Wege gleich stand. Im nächsten Winter, wo wir Erze zu Schlitten hinunterbringen, wird unser Weg eben so schön sein, wie der Gemeindeweg, und der geht sich unendlich besser als zur Sommerzeit, wo der steinige Boden belästigt. Es wird prächtig sein! Denkt, daß ich gestern diesen ganzen Weg in $1^1/_2$ Stunden hinunter gekommen, meist rutschend auf den Füßen. Das wird nächsten Winter eine Schlittenpartie für meine Freunde, der sich an Erhabenheit und wilder Pracht wenige in der ganzen Welt zur Seite stellen lassen. — — Das Dampfschiff kommt, ich muß leider im besten Zuge aufhören.“

Zürich, 31. Januar, Abends.

„Jetzt habe ich nun freilich keine Zeit mehr. Die beiden Tage oben waren herrlich. Ich stellte die Knappschaft — es arbeiten jetzt fünfzehn Mann — dem neuen Dirigenten vor, entließ den bisherigen, führte jenen ein, leitete die Uebergabe u. s. w. Dann ging ich bei barbarischer Kälte, wohl zehn Grad (Tages zuvor war der kälteste Tag — 12 Grad), zur Grube hinauf, noch etwa 600 Fuß an steiler Lehne. Die Gemsspur über unsern Weg, — sie hatte an einer alten Tanne geknabbert — war so frisch, daß sie eben weg sein mußte. Tags vorher hatte der Fuchs in der Grube gebellt, er wohnt jetzt in der Hütte, die bei der Grube ist, zu der die Knappen aber nicht mehr können, weil sie vor Schnee unsichtbar. Zurück rutschten wir in zwei Minuten hinunter, und so machen es die Knappen alle Tage. Himmlisch ist Kinderei dagegen; denn durch die Wiederholung ist eine zwei Fuß tiefe Rinne gebildet, in der man

fliegt. Von der Schönheit dieser Gegend bei dieser Sonne hat man keinen Begriff, wenn man es nicht sah. Der Mürtschen in klarer Majestät. Das Weiß des Schnees, das Schwarzgrün der Tannen, das Kalkweiß des Mürtschen und das tiefe Roth der Felsen, in denen das Kupfer, sind die einzigen Farben. Zwei kleine Meisen zwitscherten in Höhe von 5,500 Fuß in einer uralten Tanne. Ich hatte brav Wein, ein Filet, einen großen ächten Strietzel, den unsere Köchin vortrefflich macht — in meinem Ofen — mitgenommen, und dem neuen Betriebsdirektor, einem Sachsen, machte der sächsische Stollen auf der Mürtschenalp ein nicht endendes Vergnügen, da er sehr groß war.

„Am schönsten war der Montag, wo ich den Weg hinunter machte; in Murg eine Stunde arrangirte, dann einen wahrhaft göttlich schönen Weg zu Fuß auf einem Fußweg längs des See's durch Waldung und Hügel machte, in Mühlhorn den Schlitten traf, nach Obstalden fuhr, Geschäfte und Besuche bei den Präsidenten, Tagwenvogt, Rathsherrn 2c. machte, sehr nett. Zu Schlitten durch den tiefen Wald auf spiegelglatter Straße nach Mollis, von wo mich der Gemeindepräsident zu Schlitten über Lachen nach Wädenswyl brachte. Gestern um 2 Uhr hier..... Das nennt man einen Cykelbrief, nicht mit einem Z zu schreiben. Auch verbleibe ich stets

Heinrich."

An Onkel Heinrich.

Zürich, 14. August 1855.

„Das war einmal wieder fast ein altes Zusammenleben; um den Exilirten schaarte sich ein guter Theil der Familie, jüngerer und älterer Linie! Wer nennt sie Alle, die Simoniden? Das Dutzend war übervoll, und dazu kam ein anderer lieber Simon, Ludwig*), der einen Theil jenes Zusammenseins durch seine geistvolle und liebenswürdige Persönlichkeit verschönte — eine einheitliche, noble Natur. Bruder Gustavs und meine Räume waren überfüllt...... Wir haben Alle überaus glückliche Tage in innigem Verständniß

---

*) Ludwig Simon aus Trier, 1848 und 1849 Parlamentsmitglied, zur Zeit in Paris.

verlebt. . . . . . Nun ist es an Euch, uns zu besuchen, und zum nächsten Jahr sei hiermit eine förmliche Einladung feierlich niedergelegt.

„Dir, mein lieber Onkel, danke ich sehr die Zusendung des jüngsten Kindes Deiner Laune, Deiner Biographie der Immediat-Examinationskommission*), die von dem Bestehenden aus sehr interessante Ueberblicke gewährt, wenn gleich ich sehr ketzerische Ideen gegen die gesammte Büreaukratie habe, der alle diese Examina ihr Dasein und ihre Nothwendigkeit verdanken. Nachdem ich hier im Laufe von sechs Jahren gesehen, daß ohne alles Dieses eine Justiz administrirt wird, die sich unbedenklich mit der deutschen messen darf — in jeder Beziehung, — muß ich sehr bedenklich halten, junge Leute bis in ihr sechsundzwanzigstes, siebenundzwanzigstes Lebensjahr und länger, zu demselben Zwecke blos vorzubereiten, während der Mann hier in diesen schönsten, kräftigsten, that- und drangvollsten Lebensjahren bereits zum eigenen und allgemeinen Besten in voller Lebensthätigkeit steht. Das hängt nun aber tiefer zusammen. Die Monarchie bedarf eines abgerichteten Heeres Beamter, welches der Republik überflüssig — einer der vielen Vorzüge der letzteren. Und so ständen wir ja bei einem der Gegensätze, die Du bei Deiner Widmung der Schrift mir gegenüber hervorhebst.

„Auch die übrigen von Dir hervorgehobenen Gegensätze erkenne ich an, lege aber keinen großen Werth auf dieselben und ich nehme fest an, in Uebereinstimmung mit Dir; denn wenn Du meine guten sittlichen Eigenschaften — in viel zu lobender Weise — ausdrücklich anerkennst, so scheint es mir Nebensache, ob mir diese oder jene religiöse Ansicht innewohnt: die Hauptsache ist und bleibt, welche Wirkung hat die betreffende religiöse Anschauung hervorgebracht. Und ich muß gestehen, daß ich nicht finde und durch alle Zeiten hindurch nicht finde, daß irgend eins der vielen, im Laufe der Menschengeschichte auftretenden Religionsbekenntnisse betreffs der Wirkung auf die Versittlichung mit Hochmuth auf das andere hinuntersehen darf und am wenigsten auf die reine Vernunftreligion eines Sokrates, eines Kant. In Deutschland insbesondere bekennen sich im letzten durchgeistigten

*) „Geschichtliches über die Immediat-Justiz-Examinationskommission" vom Geh. Justizrath Simon in Berlin.

Jahrhunderte die höchsten Spitzen, welche die Nation hervorgebracht, nicht zu einer spezifisch christlichen Religion. Und während diese wie aller positive, geoffenbarte Glaube jederzeit zu seinem Bestehen die Staatsmacht in Anspruch genommen hat und nach Kräften Propaganda macht, wodurch das meiste Elend über das Geschlecht gekommen, fällt weder das Eine, noch das Andere einer nicht geoffenbarten Religion ein, — und dies halte ich für das Wohl und Weh des Menschengeschlechts von außerordentlichem Werthe. Doch, wie gehören diese Themata, die die Weltgeschichte von Anfang bewegt, in einen Brief; es sollte nur eben die Andeutung sein, daß die Deinige nicht an mir vorübergegangen. . . . . .

Simon."

Zürich, 29. August 1855.

„Du klagst, mein lieber Freund, in Deinem Briefe über die sittlichen Zustände Deutschlands, die schlimmer als seine politischen. Aber, Lieber, wer in den letzten sechstausend Jahren hat nicht über die sittlichen Zustände der Gegenwart geklagt? Ich sage Dir, Freund, betrachte unbefangen die Völker ringsum: Frankreich, England, Nordamerika, und Du wirst Deutschlands heutigen sittlichen Zustand als ungemessen fortgeschrittenen und keinen Vergleich scheuenden anerkennen müssen. Ich stelle also die Thatsache selbst, die Du behauptet, in Abrede, aber ich protestire auch gegen das vorgeschlagene Heilmittel. Du findest jenen tiefen Stand der sittlichen Zustände darin begründet, daß der Geist der Bosheit, der Satan, der früher das Werk der Unterdrückung durch die Kirche versucht, dann das Denken selbst zum Mittel der Täuschung gemacht, zuerst durch den aufgeklärten Despotismus, dann durch jene neu-scholastische Philosophie, jetzt den modernen Naturalismus ersonnen habe, welcher Begeisterung und Sehnsucht nach idealer Schönheit vernichte, Wahrheit und Güte zu ideologischen Gütern mache und Sinnengenuß an deren Stelle setze.

„Mir scheint, lieber Freund, daß dieser Geist der Bosheit, dieser Satan, von dem Du sprichst, Gott ist, nämlich sein Ausfluß, der Menschengeist, dessen böse wie gute Seiten sich — wechselnd — aber zum Höheren — entfalten, und im Laufe der Jahrhunderte tritt bei jedem Umschwung desselben, mit den neuen Facetten naturgemäß neues Gute und neues Böse auf, sofern

wir nun einmal bei diesen Bezeichnungen verharren wollen. Dein Unrecht besteht nach meinem Dafürhalten darin, daß Du in der jetzt eben fortschreitenden Menschengeistgeschichte nur das sich neu entwickelnde Böse auffaßt; das führt aber immer bei Beurtheilung jedes Zustandes zu falschen Resultaten. Ich fasse auch jetzt, so gut wie für die Vergangenheit das Gute auf, das in dem von Dir angegebenen Gange der menschlichen Gesellschaft liegt. Wenn der Menschengeist sich von der Kirche, durch den aufgeklärten Despotismus und die neu-scholastische Philosophie endlich zur Natur gewendet, so ist er endlich, nachdem er lange aus abgeleiteten und mehr oder weniger verunreinigten Gewässern seinen heißen Durst zu löschen vergeblich versucht, — zur Quelle selbst gegangen.

„Hierin erkenne ich ein Glück, gegen welches ich daher kein Heilmittel angewendet sehen möchte, am wenigsten das von Dir angegebene. Du verordnest förmlich medicinisch: „rückhaltlose religiöse Lehre und Begeisterung" im Gegensatze des Naturalismus und denkst an Christus. Ich kann keine Hoffnung auf ein derartiges Zurückschrauben des Menschengeistes setzen, hielte ich es selbst für möglich, was es nicht ist. Was wir von Christus wissen, ist — von der Fabel entblößt — herrlich, groß und schön, und ich liebe ihn. Aber wir wissen wenig, und die Poesie und die Fabel hat an die große Gestalt hinantreten müssen, um sie für die Massen der Vorzeit zu bearbeiten, und wir sehen, was ihr gelungen.

„Nein, Freund, heut braucht das Volk was Anderes, als einen Mann, der vor Jahrhunderten gelebt, — wir brauchen, nach unendlichen, jahrhundertlangen Kämpfen, das Leben in der Gegenwart; wir brauchen vor Allem ein freies Vaterland, und wenn „Verordnen" gälte, so verordnete ich als Feldgeschrei: Freiheit, Republik! Aber so geht die Geschichte nicht vorwärts. Die Menschheit verordnet sich selbst, und sie verordnet sich heute Naturalismus. Wohin wir mit der rückhaltlosen christlichen und sonstigen Begeisterung gekommen, das wissen wir sehr genau; wohin wir mit dem Naturalismus kommen werden, wissen wir noch nicht, und können wir nicht wissen, weil erst durch die Entdeckungen, die der Menschengeist in den letzten siebenzig Jahren gemacht, einige wenige Blicke in die Natur gethan wurden, die aber bereits für das Glück des Menschengeschlechts Unendliches gewirkt.

„Ich halte dafür, daß der Aufschwung, den der Menschengeist vor drei Jahrhunderten genommen, nicht die hohe Bedeutung hat

wie der jetzige, der endlich und endlich dahin strebt, sich mit offenen Augen die Dinge anzusehen, wie sie wirklich sind, und ich erschrecke, wenn ich so manche beste, herzliebe und geistvolle Menschen bei dieser Morgenröthe der Neuzeit verschließen sehe. Hierbei stoße ich — nämlich bei diesen Guten, die nicht ganz andere Absichten im Hintergrunde haben — meist auf einen großen Irrthum, ich nenne ihn so nach meinen Lebenserfahrungen. Die Opponirenden und unter diesen vorzugsweise die, welche sich viel mit Metaphysik beschäftiget, legen einen viel zu hohen Werth auf die so oder so beschaffene Anschauung übersinnlicher Dinge betreffs deren praktischen Einflusses auf den Menschen und sein sittliches oder unsittliches Handeln. Ich für meine Person habe nie mit Rücksicht auf Gott und Unsterblichkeit gehandelt, sondern einfach aus meiner Eigenthümlichkeit heraus, und ich habe gefunden, daß nur bei den Rohesten, Ungebildetsten es hie und da vorkommt, daß Himmel und Hölle betreffs der Frage: Fastenbrechen oder nicht und dergleichen praktisch entscheidet. Ich finde daher, daß die Konsequenzen, welche man aus dem Naturalismus mit Schaudern für die Völker zieht, der praktischen Basis entbehren.

„In der That, die Preisaufgabe wäre von Interesse: „Welches würden die Folgen sein, wenn die Mehrzahl der Menschen nicht mehr an Unsterblichkeit glaubte. Der Pfaffe verlöre seinen Einfluß, mit ihm und aus andern Gründen der Despot, — das ist gewiß; die üblen Folgen dagegen scheinen mir keinesweges so gewiß, sicher aber fielen sie bei dem Gebildeten gänzlich hinweg.

„Schließlich gebe ich Dir betreffs Deiner Philippika gegen den Naturalismus zur Erwägung, daß auf Deiner Seite alle von Dir bezeichneten Feinde der Freiheit stehen, die Pfaffen, die aufgeklärten Despoten, die neu-scholastischen Philosophen. Auch das ist ein praktischer Wink.

„Herzlichst Dein Freund

Heinrich Simon."

An Onkel Heinrich.

Zürich, 12. Dezember 1855.

„Deine Zuschrift, mein lieber Onkel, thut mir weh, und ich glaube nicht, sie um Dich verdient zu haben. Ich habe Dich von je herzlich lieb gehabt, und diese Zuschrift ist Eis. Da Du mir noch vor Jahr und Tag fast zärtliche Briefe geschrieben, so muß ich Dich

seitdem in irgend welcher besonderen Weise verletzt haben, ohne es zu ahnen; nur so erklären sich Deine Worte. Wenn Letzteres geschehen, so bitte ich Dich, es vergessen zu wollen, weil es nicht mein Wille je gewesen, Dich zu verletzen oder Dir wehe zu thun. Jedenfalls aber meine ich, beurtheilst Du meinen Standpunkt unrichtig. Dein geliebtes Preußenthum, meinst Du, sei mir ein „Aergerniß oder Spott."

„Beides ist thatsächlich unrichtig; überdies treibe ich mit Nichts Spott, was einem Andern lieb ist.

„Ich bin Preuße wie Du. Du hast kein größeres Recht darauf es zu sein wie ich. Du hast mit Liebe gewirkt in Deinem Kreise, ich mit Liebe in meinem, jeder nach besten Kräften. Was mich betrifft, so habe ich so ziemlich Alles für mein Vaterland eingesetzt, was ein Mensch einzusetzen hat, meine äußere Existenz, meine Freiheit, mein Leben und glaube dadurch nicht zu Viel oder etwas Besonderes gethan zu haben; aber ich bin keineswegs gesonnen, dem, der eine andere Meinung hat von dem, was Preußen ist, d. h. was in Preußen das Wesentliche und Gute, und was das Unwesentliche, Vorübergehende und zu Verbessernde, weil Schlechte und Verwerfliche ist, — ich sage, ich bin nicht gesonnen, Dem und irgend Wem ein mich verwerfendes Urtheil einzuräumen. Ich bin innerlich nicht gesonnen, es zu thun, d. h., derartige Urtheile gehen an mir spurlos vorüber, und nur, wenn ich bei mir lieben Personen einen Mangel an Liebe darin erblicke, wie diesen Deine Zuschrift enthält, kränken sie mich um ihrer- und meinetwillen.

„Aeußerlich hat ja die siegreiche Partei das Mögliche versucht, mich als schlechten Preußen zu erklären; man hat mich als Hochverräther an Preußen — ich weiß nicht, ob zu lebenslänglichem Zuchthaus oder zum Tode — verdammt. Ich weiß es nicht, weil ich die vielen Versuche, mir dieserhalb Vorladungen und Erkenntnisse eines preußischen Gerichtshofes über meine Handlungsweise als Deputirten des deutschen Reiches und demnächst als Mitglied der deutschen Reichsregentschaft zu insinuiren, mit dem wiederholten Bemerken zurückgewiesen, daß ein chinesischer Gerichtshof dieselbe Berechtigung hierzu haben würde, wie ein preußischer. Die rechtmäßige deutsche Reichsgewalt ist im offenen Kampfe gegen die revolutionäre Gewalt einiger deutschen Partikularstaaten, Oesterreichs und Preußens nämlich, unterlegen; sie wurde besiegt, und ihre Träger verfolgt und zu Hochverräthern erklärt und nach besten Kräften vernichtet, eingekerkert und getödtet. Nicht ich bin von

Gott und Rechts wegen Revolutionär, sondern die jetzt in Preußen herrschende Regierung ist eine revolutionäre Gewalt gegen Deutschland.

„Das ist der **rechtliche** Sachverhalt. Wer es anders auffaßt, neigt sich eben der Gewalt zu, oder kann aus den alten mit ihm verwachsenen Verhältnissen innerlich nicht heraus, oder stellt Preußen über sein deutsches Vater- und Mutterland.

„Ich erachte mich für besiegt, nicht für verurtheilt.

„Daß ich die preußischen Zustände, gegen die ich seit einer Reihe von Jahren mit offenem Visir gekämpft, zuerst ziemlich isolirt gegen die gesammte Staatsmacht, später siegreich im Vereine mit dem gesammten deutschen Volke, — daß ich diese preußischen Zustände nicht für das ächte Preußenthum erachtet und erachte, sondern für mangelhaft, zum Theil für schlechte Ausgeburten des Preußenthums; daß ich eine Entwickelung des Preußenthums — seiner inneren Natur nach — für nothwendig angenommen habe und annehme, versteht sich von selbst; denn ich würde sonst zur Beseitigung jener Zustände nicht meine Existenz eingesetzt haben; und daß ich heute in meiner Entwickelung weiter bin als im Jahre 1848, versteht sich auch von selbst, und ich theile diesen innerlichen Zustand nun mit der Mehrzahl der Deutschen, an denen jene große herrliche Zeit und das seitdem eingetretene Verfahren der Aristokratie und Büreaukratie gleichfalls nicht vergebens vorübergegangen sind, sondern sie entweder innerlich zum Guten, wie ich es verstehe, vorwärts geführt, oder zum Gegensatze desto schroffer zurück. Letzteres zeigt sich bei der jetzt herrschenden Partei in Preußen, die zu meiner Freude sich, verblendet vom Geschick, immer mehr überstürzt, uns das in diesem ganzen Jahrhunderte durch große Geschicke Gewonnene nehmen und uns, bewußt oder unbewußt, den Russen überliefern will. Diese Partei insbesondere giebt mir die sicherste Zuversicht, daß ich in wenigen Jahren, wenn mir das Leben bleibt, wiederum in meinem Vaterlande leben werde. Diese Herren Gerlach und Konsorten, denen selbst jene einstigen Anfänge eines Besserwerdens, die Stein'sche Revolution, ein Greuel sind, und die unter Preußen ausschließlich die Gerechtsame märkischer und pommerscher Landjunker verstehen, erkennen Dich ebensowenig als guten Preußen an, wie Du es mit mir thust.

„Der Unterschied zwischen Dir und mir besteht also darin, daß ich eine fortgesetzte historische Entwickelung anerkenne, und Du nicht, d. h. daß Du Preußen, wie es zur Zeit ist, als Kanon betrachtest,

ich nicht; oder richtiger, daß Du eine historische Entwickelung zugestehst, aber eine sehr langsame, während ich jede für berechtigt erachte, die das betreffende Volk für sich angemessen erklärt, sei sie langsam, rasch, fortschreitend oder rückschreitend, — denn selbst der brutalste Gewaltzustand hat, bei aller Verwerflichkeit der agirenden Personen, eine gewisse innerliche Berechtigung, in so weit das Volk die Herabgekommenheit und marklose Schwäche dokumentirt, sie nicht beseitigen zu wollen oder zu können.

„Hiermit, mein lieber Onkel, schließe ich ab. Ich kann nicht daran denken, Dich zu mir herüber zu ziehen, aber ich hatte einen entschiedenen Protest einzulegen gegen Deine Voraussetzungen unrichtiger Art. Ich betrachte dies hiermit als geschehen und werde nie mehr ein Wort politischer Richtung gegen Dich äußern.

„Ich im höhern Mannesalter, Du im Greisenalter, durch tausend Bande verbunden, wollen uns die wenige Zeit, welche die unsere ist, nicht auf die Punkte stützen, die uns trennen, sondern auf die, welche uns einen.

„Herzlichst der Deine.

Simon."

An Dr. Detroit*).

Zürich, 4. Januar 1856.

„Liebe Freunde!

„Denn auch Sie, mein lieber Detroit, sind bei Ankunft dieser Zeilen den Ihrigen wiedergegeben und sitzen nur noch hübsch warm am Kamine im anschmiegenden Hausrocke, — liebe Freunde, liebe Frau Detroit, Sie haben mir da eben einen schönen Schreck bereitet. Es ist Morgens acht Uhr, vor einer Viertelstunde wurden mir die Postsachen gebracht, eine Fülle von Zeitungen und vier Briefe. Die liegen bis auf den Ihrigen noch unerbrochen, dessen Inhalt mich erschrecken machte. Aber ich las ihn nochmals durch, und der Gesammteindruck, den ich mir zu bilden suchte, aus Zustand und Berichterstatterin, fiel weit günstiger aus. Freilich sind solche Briefe dadurch immer peinigend, weil Tausenderlei zur Beurtheilung

---

*) Früher Prediger in Königsberg (s. oben Kap. XI. S. 189), zur Zeit Pfarrer der holländisch-deutschen reformirten Gemeinde zu Livorno.

nicht gegeben, weil, je inniger die Theilnahme, man je mehr mit eigenen Augen sehen möchte, um das gute Wort sprechen zu können. Aber mir ist's, als könne ich mit Zuversicht voraussagen, daß Euer schöner und liebenswürdiger Kreis noch lange fortblühen wird. Muth, Tapferkeit und klare Ruhe in Mann und Frau sind Ein Moment für diese Zuversicht, da sie so mächtig über Fährlichkeiten hinweghelfen. Sie werden mir, liebe Frau, nach Empfang dieser Zeilen hoffentlich mittheilen, daß Sie glücklich sind.

„Nach dem ersten Schrecken kommen Vorwürfe gegen mich, daß ich Ihnen auf die innige Freude, die Sie, Detroit und die kleine liebe Ruth mir gemacht, noch nicht Dankesworte gesendet. Es ist sonst meine Art, unmittelbar zu antworten, theils weil man dann vollerfüllt ist, theils weil ich ohne ersten Impuls ein träger Briefschreiber. Daß ich aber damals von meiner Art abging, war zu vergeben; denn ich erhielt meine Geburtstagsbriefe, eine Liebesfluth aus allen Himmelsgegenden, in der ich im Wortsinne einen ganzen Vormittag selig schwamm, berauscht und doch lieblich, gehoben und doch gemüthlich, — ich erhielt sie in Paris, wo ich mit meinem Bruder vierzehn Tage war, theils in Geschäften, theils der Ausstellung wegen. Und da ich dort von je vierundzwanzig Stunden etwa sechzehn bis achtzehn mit allen Fibern lebte, so stahl ich mir höchstens des Morgens eine halbe Stunde ab, um nach Haus zu schreiben.

„Es waren prachtvolle Tage, die mich gefaßt, gepackt haben. Ich war und bin entzückt von der Großartigkeit der Idee, von der diese Ausstellung ausging, und von der Großartigkeit ihrer Ausführung. Zum ersten Male hat sich — in London und Paris — das Geschlecht der Menschen die Hand gereicht, sich als ein Ganzes gegenseitig begrüßt. Es ist eine Bruderidee, die mich ergriff. Und diese Ausführung! Alles, was das Menschengeschlecht geschaffen hat, ich sage Alles, so weit es darstellbar ist, und Alles in herrlichster Auswahl war in diesen unermeßlichen Räumen vereiniget und die Kunst und ihr heutiger Standpunkt auf Erden dabei voll repräsentirt. Ich war sehr glücklich. Dabei wollte es mein Glücksstern, daß ich unvermuthet die endlich verbundenen Stahrs dort fand, die ich seit 1849 nicht gesehen, und daß wir uns so sehr wiederfanden, daß er das Wort wagte, das Zusammensein mit mir sei ihm das Liebste in Paris. Sie sehen, es giebt auch freche Liebesworte. Indeß habe ich Fanny dafür einen Theil meiner Geburts-

tagsbriefe gegeben, auch den von einer Frau Detroit, und Fanny entwickelte alsdann sehr viel Provinzialstolz auf ihre Ostpreußen.

„Stahr studirte seit sechs Wochen die Kunstausstellung und wollte ein Buch über dieselbe schreiben; so hatte ich denn in ihm den trefflichsten Führer, und das war nöthig, denn man ertrank sonst in den sechstausend Kunstwerken. In der Industrieausstellung habe ich in den sieben oder acht Besuchen, jeder von vier bis sechs Stunden, bei der Masse des Vorhandenen eben nur hier und da Etwas gesehen, was mich aber doch vor diesem Geschlecht, man nennt es Menschen, in der That mit Hochachtung erfüllt hat; ich glaube, es ist Anlage da, und die Leutchen bringen's noch zu was. Ich möchte wohl wissen, was ein Merkur- oder Venus-Bewohner zu seinem Nachbarn sagen würde, wenn er diese Ausstellung gesehen, und wer weiter ist? Na, und dieser Geschmack in der Aufstellung! — Den lieben Ludwig Simon habe ich auch wieder in Paris genossen; das ist einer der liebenswürdigsten und geistreichsten Sterblichen.

„Sie mögen sich denken, was ich nach all dem Erlebten hier zu erzählen hatte, und was ich erzählt. — Vor Allem aber habe ich die süße Ueberzeugung aus Paris mitgebracht, daß das dortige Despotenthum rechtzeitig zusammenstürzen wird. Die europäische Geschichte hat sich mit Napoleon liirt, pour fumer la liberté. Nur durch einheitliche Despotenkraft war heute Rußland zu brechen, und die Gefahr war über dem Haupte Europas, von diesem Ogre verzehrt zu werden. — — Aber der Mohr thut seine Schuldigkeit.

„Bei uns geht Alles gut, doch war meine Schwägerin krank, so daß wir, nachdem dem Loose gemäß der Weihnachtsabend beim Bruder gefeiert, den Sylvester noch nicht bei uns bescheeren konnten; der schöne von Ernst wacker ausgesuchte Tannenbaum soll Sonnabend angezündet werden; ich schreibe es, damit Sie unserer denken.

„Kurz vor Weihnachten machte ich mein dem Freunde gegebenes Versprechen gut, ihn noch in diesem Jahre zu besuchen, und reiste den 17ten zu Rappard nach Wabern bei Bern. Da verlebte ich drei schöne Tage in der Familie. Am 20sten und 21sten fuhr ich mit ihm auf offenem Schlitten in's Gebirge, nach Thun, Interlaken, in das Lauterbrunner Thal. Natürlich hielten uns sämmtliche ehrbare Menschen für übergeschnappt; die waren sehr gütig, die lächelten u. s. w. Wir waren sehr glücklich, hatten die

besten Gespräche und dazu ein Wetterchen!! Einen größeren Gegensatz als Ihre italienische Südpracht mit dieser nordisch glänzenden Eddapracht ist schwer denkbar. Wollte ich diese Tour in einem englischen Blatte beschreiben — Hunderte dieser langen Insulaner lockte ich nächsten Winter genau, aber sehr genau denselben Weg; aber ich werde mich wohl hüten, die arme Natur auch Winterszeit maltraitiren zu lassen; einige Monate muß sie doch haben, in denen sie sich wieder auf sich selbst besinnen kann. Ich empfinde mit ihr auf's tiefste, wie sie an sich herumgreifen und zerren lassen muß.

„Sie kennen das Lauterbrunner Thal, dieses Prototyp eines schönen Hochalpenthals — unten die wilde Lütschine durch die Fläche über Felsgeröll tobend, rechts und links an den Thalwänden mehrere tausend Fuß hinauf die üppigsten Matten, die idyllischen Häuschen drüber hingestreut; drüber mehrere tausend Fuß herrlicher Wald — Buchen, Lärchen, Edeltannen; — drüber mehrere tausend Fuß der wilde, nackte Fels, und da drüber ragen sie nun erst, die ewigen Schneehäupter, meine liebe Jungfrau, die herrliche, ernste, ja kalte, bis sie Abends erglüht und bezaubert; — ihr Busen in schneeiger Pracht gebildet von den untadeligen Formen der Silberhörner, — in ihrem Gefolge ihre Ehrenwächter, der Mönch und der Eiger. Das war ein Anblick! Die Luft so rein und durchsichtig, daß von beginnender Schneeregion, d. h. vom Aufhören der Wälder bis zur nahe dreizehntausend Fuß hohen Spitze der Jungfrau — daß man diese mehr als sechstausend Fuß, über welche man einen vollen halben Sommertag zu klettern hat, in einem halben Stündchen glaubte hinaufspringen zu können. Die unzähligen Quellen und Fälle, die rings heruntergießen in's Lauterbrunner Thal — verwandelt in Eis-Stalaktiten von einer Höhe von hunderten Fußen, und ungeheure Felsen in Nordpol-Eisberge verzaubert; und der Staubbach, aus Eis schoß er heraus, zerstäubte, glücklich der gewonnenen Freiheit, in seinem achthundertfüßigen Falle und erstarb in Eis. Als wir zu ihm gelangt, zuerst durch schönen Wald mit Schneelaub, dichterisch, duftig traumartig bekleidet, mußten wir zu Fuß vorwärts; da donnerte uns der Gebirgsgeist seinen Gruß zu. Eine immense Lawine löste sich von dem Schmadrigletscher. Das war Glück. Alles athmete einsame, sich selbst genügende Majestät. — Und dann den folgenden Nachmittag die Fahrt über den Thuner See; ein Alpenglühen der ganzen Bergkette, anfangend beim Niesen, das Doldenhorn, die Blümlisalp, Wetterhorn, Jungfrau u. s. w. — schöner sah ich's nie, und danach ein

Rosenduft über Himmel und Erde, daß ich mir verzaubert vorkam.

„So! nun hab' ich dem lieben Rekonvalescenten etwas Ordentliches vorgeplaudert, nun schreiben Sie sofort: „**es geht gut!**“.....
Der Ihrige

Heinrich Simon.“

An Fanny Lewald-Stahr und Adolf Stahr.

Zürich, 12. Januar 1856.

„Guten Tag, Ihr Lieben, im neuen Jahre; seid mir herzlich gegrüßt! Jetzt kommt der Torso dran, denn vor acht Tagen habe ich „die Wandlungen“ beendet; viel unterbrochen, da das Buch hier viel von dem Museums-Publikum gelesen wird. Die Abendstunden von eilf, zwei Mal bis zwei Uhr Morgens, waren der geistvollen Bekanntschaft gewidmet. Sie macht auf mich durchweg den Eindruck einer sehr bedeutenden, und sie gewinnt bei längerem Zusammensein. Das innerlichst Erlebte ist — für Dich nur zu deutlich — aufgeprägt, das innerlichst Erlebte eines reichen Menschen; daher ist aber auch in dem Buche sehr viel wirkliches Leben, und dies mit ernstem Studium dargestellt, also innerliche und äußerliche Arbeit. Vieles erachte ich meisterhaft, so daß ich rechte Freude dran hatte.

„Ihr mögt auf das Urtheil um deswillen etwas größeren Werth legen, weil ich, — mit einem alten Wiener unvollständigen Nachdruck des Goethe aufgewachsen, immer, trotz meines Hängens an der Schmutzausgabe, mit der Sehnsucht im Herzen nach einer besseren, — mir endlich die Prachtausgabe selbst zu Weihnachten geschenkt und nun seit vier Wochen — nach etwa achtjähriger Pause — zwischen den Wandlungen Goethe gelesen, die Champagne u. s. w. Ich denke, das ist ein anständiger Prüfstein für Dein Buch.

„Mit der Idee des **Werkes** bin ich einverstanden. Ich bestreite, daß der Mensch sich selbst bildet; die Verhältnisse bilden ihn; auf letztere hat der Mensch einen mikroskopischen Einfluß. Die „Wandlungen“ hängen mit der Frage vom freien Willen genau zusammen. Diesen stelle ich heut als gereifter Mann entschieden in Abrede. Von vorn herein ist es unwahrscheinlich genug, daß derjenige, dessen Existenz selbst ohne seinen Willen ist,

innerhalb dieser Existenz freien Willen haben soll. Ich nenne dies unwahrscheinlich, weil ich nirgend sehe, daß die Natur sich Inkonsequenzen dieser Art zu Schulden kommen läßt. Abgesehen hiervon schien mir Spinoza's Ansicht jederzeit schlagend, daß die menschliche Freiheit, deren Alle sich rühmen, allein darin bestehe, daß die Menschen sich ihres Willens bewußt und der Ursachen, von denen sie bestimmt werden, unbewußt sind. Ich denke mir, daß eine Kugel, auf eine unmerklich abschüssige Fläche gesetzt, sofern sie Bewußtsein hätte, annehmen würde, sie laufe aus freiem Willen.

„Und welch aufklärendes Licht werfen diese durch großentheils außer uns liegende Verhältnisse herbeigeführten „Wandlungen" auf die Unsterblichkeitsfrage! In der That hat der Drang nach Unsterblichkeit bei einem Menschen, der Beobachtungsgabe und Einsicht in sich hat, etwas Auffallendes. Denn augenscheinlich hat die Unsterblichkeit für Niemanden auch nur den mindesten Werth, wenn nicht Identität der Persönlichkeit vorausgesetzt wird. Denn bin ich künftig nicht mehr Ich, so kann es mir völlig gleichgültig sein, ob die Kräfte, aus denen mein Sein zusammengesetzt, demnächst als Sonnenatom fortleben oder als Nelkenduft oder als sonst was. Wie ist aber eine Identität denkbar, da ich an mir schon während dieser fünfzig Jahre sehe, daß ich heut eine ganz verschiedene Persönlichkeit von der vor dreißig Jahren bin, völlig verschieden in den wesentlichsten geistigen Funktionen, ich — eine ziemlich kräftig konstruirte Persönlichkeit, bei der Charakterzüge mindestens ziemlich durchlaufend erscheinen! Wie nun bei solchen Personen, die heut anders sind, wie gestern? Wo ist da die Identität? Vom Körper will ich sogar schweigen. Und welcher Zeitpunkt soll nun für die Identität gewählt werden? Das Kind? Der poetische Jüngling? Der reale Mann? Der kindisch gewordene Greis?

„Wie kann ein Zustand für den durchgebildeten Menschen etwas Tröstliches haben, der vollständig im Unklaren und Dunklen liegt, von dem ich rein Nichts weiß, ja den ich mit vernunftmäßiger Phantasie nicht einmal zu gestalten vermag! Es hat was Gespensterhaftes.

„Und gehen wir billig zurück zu diesem Leben, so wäre es allerdings ganz unbegreiflich, warum der einzelne Mensch, dies abgelöste Stückchen Natur, nicht seine Wandlungen, d. h. keine Geschichte haben sollte, da die gesammte Natur sie im größten Maß-

stabe hat. Durch die Forschungen der letzten dreißig Jahre haben wir das Resultat, daß unsere heutige Pflanzen- und Thierwelt in keiner Art abgeschlossen, sondern nur die vorläufig letzte „Wandlung“ einer langen Reihe von Wandlungen ist; daß ihr heutiger Zustand nur ein momentaner — Momente von der Dauer von Millionen Jahren gedacht —, und sich dergestalt geändert hat, daß von der ersten Flora und Fauna, die wir umfänglicher kennen, der der Steinkohlenperiode, auch nicht ein Individuum, ja nicht ein Geschlecht mehr vorhanden. Fast neun Zehntheile aller Geschlechter sind bei jeder neuen „Wandlung“ beseitigt, und bei jeder Etage nähern sich die Gestaltungen den heutigen höheren Bildungsmomenten: während die innere Organisation, die Athmungswerkzeuge u. s. w. jederzeit dieselben geblieben, werden nur die Formen immer fremdartiger, je entfernter die Etage von der Gegenwart.

„Alles in der Natur hat seine Geschichte, seine Wandlung. Von der Erde wissen wir es; von ihren Produkten wissen wir es im erhabensten Maßstabe, von einem einzelnen seiner Produkte, dem Menschengeschlechte, wissen wir es; wie in aller Welt käme nun das einzelne Menschlein dazu, eine Ausnahme machen zu wollen?!

„Ueberhaupt der Hochmuth dieses Geschlechts ist mir das Widerwärtigste an demselben. Das Menschengeschlecht ist ein Berliner durch und durch: süffisant und auf Alles vornehm hinuntergucken, und den Berliner kann ich gar nicht leiden, vollends draußen. Hätte das Geschlecht nicht einige andere angenehme Eigenschaften — wahrhaftig .... Sehr komisch wird Folgendes sein. Bei der nächsten Erdformation geht ein großer Theil dieses Geschlechts unter — die Erfahrung lehrt's —, und aus der Idee der neuen Formation bilden sich wiederum höhere Gestaltungen; — nun denkt Euch den hochmüthigen Bengel neben höher organisirten Wesen; es wird Auftritte hochkomischer Art geben! Uebrigens fällt mir eben ein, daß in Gullivers Reisen mindestens ein Anklang an diese Idee durchgeführt ist, dort aber war es verworrene Phantasie; mein Gedanke hat Anspruch auf reale Gestaltung.

„Ich hätte die größte Lust mit Euch jetzt eben über freien Willen zu sprechen, Euch zu erzählen, was ich in den zehn Minuten Stube-auf- und abgehen gedacht, aber es ist zu langweilig, dies zu schreiben. Nämlich.

1. ist im Kleinen ein freier Wille vorhanden?

2. giebt nicht der Wahn des freien Willens freien Willen? wie ja überhaupt die menschlichen Schwächen seine Stärke sind und dergl. Und machte sich nicht jener schwer erkrankte Bauer sein Schicksal, zu dessen Todtenbette der salbungsreiche Pfarrer gerufen wurde und ihn dringend ermahnte, er möge sich in den Willen Gottes ergeben und sich auf das bevorstehende Ende gefaßt machen, wenn mein Bauer dem Pastor ununterbrochen versicherte: „Nee, Herr Pastor, ick doo't nich, ick doo't nich; ick gäw mi nich, ick gäw mi nich!“ und natürlich gesund wurde.

„Es ist nur leider ein Zirkelschuß. — Genug, genug! Das Beste ist die Erfahrung, daß alle metaphysischen Fragen auf das Verhalten der Menschen so gut wie keinen Einfluß haben.

„Damit Du, liebe Fanny, aber mindestens in Etwas eine Erinnerung an meine Lektüre der „Wandlungen“ hast, sende ich Dir anbei einen lieblichen Zeugen der Wandlungen en gros, in einem versteinerten Ahornblatt und einer versteinerten Muschel — das weniger Belebte hat sich besser in den Millionen Jahren konservirt. — Sie sind aus den in der Nähe von Schaffhausen liegenden Steinbrüchen von Oeningen, für die Tertiärzeit die reichsten der Welt. Professor Heer, von dessen flora tertiaria so eben der zweite Prachtband erscheint — Ihr müßt ihn einsehen — hat mir einige schöne Versteinerungen ausgesucht und sie bestimmt. Ich denke mir das Blatt als Deinen künftigen Briefbeschwerer. Zu diesem Zwecke sank es vor jenen Aeonen — ich denke mir, da es so frisch und lebenskräftig, nicht aus Schwäche, sondern vom Orkan gefaßt — auf den Boden des Oeninger See's und versank in den kalkigen Niederschlägen; im Laufe von Jahrtausenden verhärteten sich diese; der Seeboden wurde, gelegentlich einiger Krämpfe der Mutter Erde, gehoben und dient heute den Kalköfen der Gegend als Material. Da hast Du den Pendant Deiner Wandlungen.

„Goethe! Ihr glaubt nicht, welchen eigenthümlichen Eindruck er auf mich macht. Ich habe ihn abgöttisch verehrt — seiner Zeit. Heut trägt auch er dazu bei, mich in meiner Auffassung Deutschlands zu bestärken: Deutschland ist ein reicher liebenswerther Mensch, der Unglück im Leben hat. Giebt es für ein Volk ein größeres Unglück, als daß sein größter Dichter in seiner Entwickelung Zopf wird. Und diese abscheuliche Prachtausgabe unseres ersten Dichters, ich habe diesen Cotta bereits mehrfach beim Lesen verwünscht. Keine Spur einer Redaktion und eine Quantität Druckfehler.

„Stahr, wollen wir folgende Idee realisiren? Unsere Geschichtsschreibung ist erbärmlich, weil es an Biographien fehlt; diese selbst komponirt, statt objektiv. Wenn mir **Ein Menschenleben** von Tag zu Tag vorliegt in seinem Handeln und Denken, soweit das an äußerlichen Momenten darstellbar ist, so giebt mir dies eine bessere Einsicht in die Geschichte der Zeit, als die beste allgemeine Darstellung derselben. Ist dieser Mensch verwebt mit allem Bedeutenden seiner Zeit, so gilt dies hundertfach. Goethe z. B. giebt ein Bild des betreffenden halben Jahrhunderts in vollendet plastischer Weise. Alles Material ist in Fülle für: „Goethe" oder „Deutschland zur Zeit Goethe's" vorhanden. Es dürften diesem vielleicht dreißig Bände füllenden Material, nämlich seinen Briefen und den Antworten u. s. w. nur aus seinen Tagebüchern und sonstigen Werken Notizen und Hinweisungen auf seine Werke eingeschaltet werden. — Diese Arbeit und die Goethe'schen Werke sind das völlig objektiv geschilderte Zeitalter Deutschlands. Was Deutschland damals gedacht und gewollt ist drin. — Vorarbeiten sind bekanntlich da, umfängliche. Buchhändlerisch und rechtlich steht Nichts im Wege. In tiefer Stille vorbereitet, demnächst ein zweckmäßiger Verlagsvertrag ...... Deutschland und umliegende Dorfschaften, wie wir, hätten Freude und Vortheil davon. Natürlich arbeiten wir das hier zusammen. Wann kommt Ihr?

„Am 21sten und 22sten Dezember war ich mit Rappard im Lauterbrunner Thal, und wenn die Schweiz sonst schön ist, war sie diesmal erhaben. Eis-Stalaktiten von hunderten Fußen, Eisfelsen ringsum, donnernde Lawinen, Staubbach aus und in Eis und diese Jungfrau!

„Die Leute hielten uns — in dem leichten offenen Schlitten, dann zu Fuß — natürlich für etwas übergeschnappt. Es war himmlisch! Ade! Der Eure.

Simon."

Zürich, 2. April 1856.

„Mein geliebter Onkel!

„Dein Brief erinnerte mich an eine Anekdote, die der liebe Vater mit großer Lust uns manchmal erzählt — vom alten Reiter-General Favrat, dem Riesenstarken. Der lag doch auch einmal,

alt, im Bette und hatte den Arzt holen lassen müssen. Als Der nun neben ihm am Bett saß, fing der Alte zu klagen an: „Ach, Herr Doktor, Sie glauben gar nicht, wie schwach ich bin, alle meine Kräfte sind hin; sehen Sie, lieber Herr Doktor, Das" — dabei faßte er mit der Rechten das Bein des Stuhles, auf welchem der Arzt saß, und hob Stuhl mit Arzt langsam in die Höhe, — „Das wird mir förmlich sauer."

„Dein Brief, mein geliebter Onkel, und sein Inhalt zeigen, daß Du Stuhl sammt Arzt für einen Sechsundsiebenziger recht passabel noch in die Höhe hebst. Das Examiniren junger Männer in bester geistiger Blüthe äquivalirt mindestens einen Arzt von $1^1/_2$ Centner Schwere; — die schöne Einsicht in Dein ganzes geistiges, sittliches, körperliches Sein, Deine Klarheit, körperlich Deine Spaziergänge — mein lieber Onkel, der Arzt ist mindestens ein Geheimerath Wendt*), der neben Dir saß. Welche feste Handschrift schreibst Du — dem Jüngsten gleich — aber der Arzt würde zu dick werden, wollte ich Alles verführen.

„Mein geliebter Onkel, unter den sterblichen Menschen sind nur Seltene gleich Dir hochbeglückt, mit dieser geistigen Frische und körperlichen Kraft im hohen Alter zu stehen. Ich sehe Deinen Brief mehr als das Ergebniß momentaner Beschwerden und Unannehmlichkeiten an, und habe die Ueberzeugung, daß Du aus den oben gedachten Gründen noch Jahre guter innerer Heiterkeit und Friedens vor Dir hast. Aber darin stimme ich Dir voll bei, daß Du jetzt beabsichtigest, Deine Stellung bei der Justiz-Examinations-Kommission aufzugeben. Ich habe allen Gründen, welche Du dafür angiebst, reiflich nachgedacht und finde, daß es eine Pflicht gegen Dich ist, so wie Du vor hast, zu handeln, nach allen Richtungen hin. Du hast so reich im Staatsleben überhaupt und insbesondere auch in dieser Stellung gewirkt, daß ich die Krönung wünsche durch einen schönen Schluß, durch ein rechtzeitiges Abtreten vom öffentlichen Schauplatz. Wäre ich bei Dir, so würde ich Dich zu einem raschen Entschluß drängen, bei einem Vorgehen, das Du Dir seit so lange überlegt hast, und bei welchem daher von einer Uebereilung nicht die Rede sein kann.

„Und wie Viel hast Du dann, bei eintretender Ruhe von äußeren staatlichen Verpflichtungen, noch vor Dir. Das ist die Zeit, wo

*) Geheimer Medizinalrath Wendt in Breslau war sehr corpulent.

der Staatsmann seine Mémoires schreibt, seine Mittheilungen über Menschen und Begebenheiten, die ihn näher, entfernter berührt haben; objectiver als früher steht er ihnen gegenüber, und die eigene Abklärung führt ihn zur schmucklos wahren Darstellung, ohne die vielen Leidenschaften, die den mitten im Leben Stehenden schön und unschön bewegen. Die reichen Briefsammlungen, welche Dir zu Gebote stehen, geben Dir treffliche Anhaltspunkte, und ich bedaure nur wiederholt hierbei, daß Deine früheren Papiere jenem Dämon geopfert wurden.

„Außer diesem Schaffen, das ich für höchst werthvoll als Abschluß für Dich, als Geschenk für die größere Umgebung und vor Allem auch für uns, Deine Nächsten, betrachten würde, — außer diesem Schaffen bietet Dir die unermeßliche deutsche und französische Literatur und das Rückgehen auf einige Deiner Lieblinge des klassischen Alterthums eine so reiche Ernte für Dein Empfangen, daß man sie eine nicht zu erschöpfende nennen darf.

„Meiner herzlieben Schwester sage ich für heute nur den innigsten Gruß; Dir, die Du der gute Genius unseres Hauses warst, der gute Engel für Mutter, Vater und uns Alle, die ewig thätige Liebe, die volle Selbstlosigkeit und die Du nun von Neuem eine innigste Verbindung hergestellt hast zwischen den beiden Bruderhäusern. Mein Julchen, wenn Schönleben Lieben heißt, so hast Du ein reiches, ein schönes Leben!

„Ich grüße Euch Beide auf das Herzlichste und mit Euch die lieben Mädchen.

„Von hier wird meine kleine Hannah berichten. Der Eure.

Heinrich.“

An Professor Hottinger.

Zürich, 22. April 1856.

Verehrter Herr!

„Erlauben Sie dem Ihnen Unbekannten eine Anfrage an den Geschichtsschreiber, den Schweizer.

„Tschudi's schweizerische Chronik, eins der herrlichen Schriftdenkmale des Mittelalters, ist mehr im Munde als in den Händen der Mitlebenden, und schon Füßli klagte darüber in seiner Beschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die äußerlichen Gründe liegen nahe; die Chronik ist theuer, schwer zu finden, ihres Formates wegen unbequem zu lesen.

„Nach meinem Erachten würde es ein gutes, segenbringendes Werk sein, das kernhafte Buch näher zu bringen. Dies ließe sich, wie mir scheint, bewerkstelligen. Vergebung, wenn ich mir in dieser Richtung verstatte, an Ihre Persönlichkeit zu denken. Wollten Sie Ihren Namen etwa dem Fleiße eines Ihrer vielen Schüler einen, so könnte die Schweiz und Deutschland sich in nicht gar langer Zeit des trefflichen Tschudi in einer verbesserten Ausgabe freuen, die gleichzeitig nicht zu theuer und doch anständig ausgestattet sein könnte, wie es einem solchen Nationalwerke ziemt. Ihr Aufruf zur Subskription auf eine solche Verjüngung des Alten würde in der Schweiz allein, so weit ich die hiesigen Verhältnisse kennen gelernt, eine fast genügende Zahl Unterzeichner finden, und wenn schon kein Buchhändler Anstand nähme, bei etwa fünfhundert Subskribenten das Werk mit angemessenem Honorar für den Herausgeber zu drucken; so würde es doch bei solcher Subskriptions-Zahl nach meiner Annahme vorzuziehen sein, wenn einer der vielen patriotischen Schweizer-Vereine, vor Allem ein historischer, den Verlag übernähme, so daß der wegfallende buchhändlerische Gewinn einem billigeren Verkaufspreise zu Gute käme. So könnte der schweizerische Herodot Tschudi auch den mittleren und durch die Schulbibliotheken allen Schichten des Volkes zugänglich werden, namentlich wenn etwa ein Erscheinen in Monatsheften die Geldausgabe vertheilte, überdies dem geistigen Aufnehmen des weitläufigen Werkes zu Hülfe käme.

„Diese Wiedereinführung wäre ein National-Gewinn; meinte doch Goethe, daß man einen trefflichen Menschen heranbilden könnte, ohne dabei ein ander Buch zu gebrauchen als Tschudi's oder Arentins Chronik. Persönlich danke ich diesem Buche, das mir in früher Jugend in die Hände kam, meine Liebe für die Schweiz.

„Nochmals, vergeben Sie, hochgeehrter Herr, diese Zeilen dem Wunsche, möglicherweise ein Schönes und Gutes anzuregen, was billigerweise nur durch einen Schweizer zur Ausführung zu bringen; ja, der Schreiber bedarf dieser Vergebung um so mehr, als ihm das Wissen nicht mangelt, daß eine derartige Anregung sehr leicht, die Ausführung schwieriger ist.

„Ich schließe mit der Bitte, meinen Namen gegen Dritte in dieser Angelegenheit nicht zu erwähnen. Hochachtungsvoll

H. Simon."

Zürich, 6. Mai 1836.

Lieb Julchen, lieber Onkel!

„Seid herzlich gegrüßt in Eurer neuen Wohnung, in der es Euch recht behaglich und wohnlich sein möge! Was Du, mein Julchen, über sie schreibst, klingt sehr lieblich: Garten, zwei Balkons ist wohltönend und die Lage gut, da der in Berlin unschätzbare Thiergarten nicht weit. Greift nur gleich noch ohne Weiteres in den Beutel, um Euer Plätzchen im Garten so comfortable als möglich einzurichten, auf daß Ihr und das Völkchen, das liebe, mit rechtem Genuß, mit rechter Sehnsucht dahin eilt und hin verlockt werdet.

„Und Dich, lieber Onkel, denke ich mir, sobald die amtlichen Arbeiten beseitiget, an diesem prächtigen Sommer- und Herbstplätzchen — es ist, so viel ich vorläufig annehme, ein höchst bequemer großer Tisch mit Schublade, eine lange und breite Bank mit bequemer, gut ausgeschweifter Rücklehne, zwei amerikanische Stühle, die vermittelst einiger Oreillers zu einem Paradiese umgeschaffen werden können, einige Fußbänke — Alles in einem Rund, etwas erhöht, von wegen der Trockenheit, wozu einiger vaterländischer Sand gute Dienste leistet; zu zwei Drittel umgeben von dickem Gesträuch, welches der Gärtner noch heute — es ist noch nicht zu spät im Jahre — zu setzen hat in Exemplaren bis zehn Fuß Höhe; von der offenen Seite ein größerer Rasenplatz und die Sicht auf ferne Stadtthürme, was den Eindruck süßer Stille und Zurückgezogenheit im Gegensatz zum fernen Stadtgewühl und Lärm macht, den die Phantasie vorführt. So ungefähr, mit der Grazie der Mädchen variirt.

„Also was macht mein Onkelchen auf diesem Platze? O, das seh ich ganz deutlich. Er sitzt auf einem dieser mehrerwähnten amerikanischen Stühle; der langen Pfeife entsteigen blaue Wölkchen reinen amerikanischen Kanasters; ein Portefeuille mit Briefschaften und Schriften liegt vor ihm; das kleine Trudli sitzt am Tisch, die eingetauchte Feder in der Hand, vor sich ein Heft, das schon ziemlich gefüllt mit ihrer zierlichen Schrift, und der Onkel diktirt ihr seine Zeitgeschichte. Onkel, wirklich, Deine Memoiren mußt Du schreiben. Du hast Viel gesehen, Viel erlebt, Viel gedacht, ein starkes Gedächtniß steht Dir zur Seite; ein unmittelbares Parteinehmen ist zurückgetreten, soweit es durch Interessen veranlaßt, auch dem unparteiischen Manne wider seinen Willen entsteht; nur die Parteinahme bleibt und soll bleiben als Zeugniß der Zeit, die eben

Du ist. Alle fesselnden Rücksichten fallen bei einer Schrift, die Du eine längere Reihe von Jahren vor jeder Veröffentlichung schützest, oder auch letztere gänzlich beseitigest. So kann es ein Beitrag zur Zeitgeschichte von großer Bedeutung werden, als Zierde unserer Familie aber, als Eröffnung des von mir bezweckten Familienarchivs jedenfalls, und von dieser allgemeinen Bedeutung abgesehen, von unschätzbarem Werthe.

„Meine ganze geistige Richtung ist eine entschieden historische, und ich habe mich daher Viel mit Geschichte beschäftigt und thue es noch; als Resultat habe ich gefunden, daß nur die Spezialgeschichte, vor Allem ehrliche Memoiren, den Namen der Geschichte verdienen, sofern in ihnen eben am Meisten noch relative Wahrheit, am Meisten noch die fables convenues ausgeschlossen sind. Und während nur das Genie, das mit instinktivem, rückwärtsblickendem Prophetenthume sich in entlegenere Zeiten mit etwelcher, höchst zweifelhafter Wahrheit zurückversetzen kann und nur bei dem Vorhandensein sehr mannigfaltiger Kenntnisse, vor Allem nach praktischem unmittelbarstem Eingriffe in das Staatsleben, Staatsgeschichten schreiben kann, und während nach meinem Dafürhalten mit wenigen raren Ausnahmen alle Geschichtswerke der letzten 3000 Jahre zu der wirklichen Geschichte noch nicht einmal in dem Verhältnisse stehen, wie ein von Motten und Staub zerfressenes Herbarium zu den ehemals blühenden, von Bäumen und Gethier und Menschen umgebenen Pflanzen; — während solche Ketzereien in mir stecken, nehme ich doch an, daß jeder gut angelegte, einfache, ehrliche Mann höchst werthvolle Beiträge zur Geschichte seiner Zeit schreiben kann, wenn er das Motto drüber schreibt: Ehrlich und wahr, was ich gesehen und was ich gedacht.

„Dieser Mann kann falsch gesehen, er kann falsch gedacht haben; ist es aber eine nur gut angelegte Natur, und er berichtet ehrlich: so schildert er in diesem falschen Sehen und Denken so gut eine Partikel seiner Zeit, als in der thatsächlichsten Begebenheit.

„So stimme ich z. B. mit Dir nicht überein über den Werth einer gut organisirten Büreaukratie, und Deine Memoiren in spe werden sich mit mancherlei Ereignissen beschäftigen, die sie indirekt in ihr volles, vortheilhaftes und weniger vortheilhaftes Licht setzen; sie werden sich dadurch weit mehr verdient machen um wahre Darstellung der Zeit und der Frage, als es ein philosophisches Raisonniren über dieselbe thun könnte. Bitte, mein lieber Onkel, nimm

Dir die Sache zu Herzen! und wenn Du mir erlauben wolltest, ein Wort über die Art der Ausführung zu sagen, so würde ich im Interesse der Annehmlichkeit des Unternehmens für Dich und der Lebendigkeit der Darstellung den Wunsch aussprechen, nicht von vorn anzufangen, sondern einzelne Zeitabschnitte, ja einzelne Momente darzustellen, wie sie Dir grade vor die Seele treten. Aus solchen Materialien ergäbe sich im Laufe von ein, zwei Jahren ein belebtes, schönes Gesammtgemälde von selbst.

„Wie ich mich freue, daß Du Deinen Abschied genommen, muß Dir aus meinem letzten Briefe hervorgehen, der Dir zu diesem Schritte zuredete. Mit der Kabinets-Ordre, welche Deinem Wunsche entspricht, bin ich nicht entfernt einverstanden. Ich gehe hierauf nicht weiter ein und bin der Ansicht, daß einem Manne, dem während einer bedeutenden Wirksamkeit durch fast zwei Menschenalter die Pflicht und nur sie als unwandelbare Richtschnur vorleuchtete, hierin auch die vollste Belohnung gegeben ist, die einem Menschen überhaupt werden kann.

„Uns Allen geht es gut, und wir haben unter der Bodmer-Linde ein solches liebes Plätzchen, wie ich es Euch oben schilderte; wir leben hübsch zusammen, und an Johannchen habe ich meine besondere Freude; wir haben so eben an einem Geßner'schen Bilde, das sie kopirt, eine kleine Idylle, gemeinschaftliche Studien gemacht, und in wenigen Minuten wird die Suschen eintreten, um sich von hier aus zu ihrem morgenden Geburtstage eine Partie entferntere Freundinnen zu bitten. Ich schenke ihr — für Euch Frauen — einen vollständigen hiesigen Herd, mit allem Zubehör, um eine glänzende Mahlzeit auf Spiritus zu kochen, gestern höchsteigenhändig in vielen Kupferschmiedladen ausgesucht.

„Lebt wohl, Ihr Lieben Alle! Der Eure.

Heinrich."

Zürich, 2. Oktober 1856, Morgens halb acht.

Liebe Ludovike*)!

„Ich habe eben Auge und Herz am offenen Fenster erquickt; es ist ein milder, weicher Morgen; Stadt und Landschaft lächeln, nach-

*) Simons jüngste Schwester.

dem es gestern abwechselnd gegossen; es ist so der Zustand, wenn sich das Kind ausgeweint, es lächelt, während es hie und da noch einmal schluckst, — halb getrocknete Wäsche, auf die der Sonnenstrahl fällt — a kli menschliches Leben. . . . .

„Gestern hatte ich über Euch vielfältige ältere und neuere Nachrichten. Trudchens Glück ist eine Herzensfreude! Wie solch eine Familie sich ausbreitet! Die Unsrige, die ihre Herz- und Pfahlwurzel in fernem Welttheil, fernen Jahrtausenden und fernen Verhältnissen hat und einen Zweig und Ableger mit dem Christenthum begoß und befruchtete — wie sieht sie ihn wachsen, sich verbreiten und mit dem Laube schon beschatten, mit den Früchten wirken und aussäen. Ein Kind der Zeit, theilnehmend an den Lüften der Gegenwart, mit seinen Ideen, seinen Freuden und Leiden, seinen Vorurtheilen, Neigungen und Abneigungen. Der Herzenszusammenhang jeder Familie, ja jedes Individuums mit der gesammten Geschichte des Menschengeschlechts ist etwas mich immerfort Ergreifendes! . . . . Dem Menschen ist unendlich viel Schönes gegeben — er soll sich begnügen. — — — —

„Ludovike, Du wirst Dich gar gut auf Dein herrliches Exemplar der Mimosa pudica erinnern, das Du zum Blühen brachtest; ich habe bei Dir diese gelbe Doldenblüthe zum ersten Male gesehen. Vor zwei Jahren hat mir Frau Schw... ein solches Bäumchen von etwa ein und einem halben Fuß Höhe geschenkt, das jetzt wohl vier Fuß hoch ist, und eilf angehende Blüthen hat, die wohl aber noch Monate bis zur Entwickelung haben. Daneben steht eine Dachwurzel, die ich, wie ein Pfennigstück groß, auf schönem Punkte des Wallensees vom Fels kratzte; jetzt überwuchert sie einen großen Topf. Daneben auf der anderen Seite ein großer Busch Lawendel, den ich sehr kultivire, aus Ablegern, weil er hier selten und es so eine eigenthümliche Heimathserinnerung. Wenn die Büsche groß, setze ich sie in den Garten.

„Es ist mir ziemlich gleich, was ich in den Blumentöpfen habe; das Zusehen der Entwickelung und die sachgemäße Pflege bilden auch bei dem unscheinbarsten Pflänzchen bald zwischen ihm und mir ein freundschaftliches Verhältniß aus, was, wenn liebenswürdige Eigenschaften bei ihm dazutreten, zum Liebesverhältniß wird. Die Mimosa pudica liebe ich, vernachlässige aber die Dachwurzel nicht im Mindesten; sie kann wahrhaftig nicht klagen. Am anderen Fenster stehen zwei große apart dazu gemachte Thonkästen, ganz gefüllt mit Alpenveilich, Cyclamen, deren Zwiebeln ich vom Grütli vor Jahren

mitgebracht; sie haben fast drei Monate geblüht und lange Zeit in jedem der Kästen gleichzeitig wohl fünfzig Blüthen; es war ein himmlischer Duft.......

„Ich plage mich noch immer mit meinem Fuße, gehe seit drei Tagen wieder ein wenig aus, auf das Unentbehrlichste mich beschränkend.

„Möge Dir Liebes und Gutes werden! Haltet Euch brav, gesundet Alle sehr! Der Eure

Heinrich."

XVII.

Wiedereintritt in die Politik.

1858. 1859.

Am 26. Oktober 1858 hatte der Prinz von Preußen die Regentschaft übernommen. Die demokratische Partei, die seit dem Jahre 1849 von jeder staatlichen Wirksamkeit sich fern gehalten, betrat aufs Neue den politischen Kampfplatz. Alle Blicke richteten sich wiederum auf Preußen, und allgemein wurde die Ertheilung einer Amnestie erwartet.

Simon spricht sich hierüber in einem Briefe also aus:

Zürich, 18. November 1858.

„Liebe Freundin!

„Der Gedanke, daß, wie ich aus Ihrem Briefe an Marie ersehe, Jemand für mich bitten könnte, und vollends ein Mensch, der mir so nahe steht wie Sie, ist mir entsetzlich. Ich würde nie die Rückkehr ins Vaterland als Gnade annehmen, vielmehr lediglich als eine Thatsache erachten, zu der ich berechtigt bin. Eine Amnestie muß als eine politisch versöhnende Maßregel ausgesprochen werden.......

„Mein Standpunkt ist der folgende, und ich würde einem mir lieben Menschen nie gestatten, für mich von anderem Standpunkt aus zu handeln.

„Ich bin mit dem deutschen Parlamente gefallen in Vertheidigung dessen, was dieses anstrebte. Gegen die Beschlüsse und Maßregeln des deutschen Parlaments, welche auf gesetzlicher und rechtlicher, von sämmtlichen deutschen Staaten, insbesondere auch von Preußen, anerkannter Grundlage standen, empörten sich die Großstaaten Deutschlands, und in dem ausgebrochenen Kampfe unterlag das deutsche Parlament. Wir waren Besiegte. Und wir gingen als solche ins Exil.

„Hätte ich je eine Spur von Recht in dem Verfahren Preußens anzuerkennen vermocht, hätte es in diesem Kampfe einen andern Richter für mich geben können, als den faktischen Kampfesausgang, so würde ich mich meinem Richter in Preußen gestellt haben. Sie trauen mir so viel Herzensstärke zu.

„Eine heutige Begnadigung unter solchen Umständen wäre ein Hohn, der mir jeden Blutstropfen in Wallung brächte, und ich werde lieber fern vom Vaterlande sterben, als durch mein Verhalten eine Verhöhnung des Heiligsten und Höchsten gutheißen, was das deutsche Volk — nach tiefem, jahrhundertelangem Falle — begeistert anstrebte. Das ganze deutsche Vaterland, und Preußen insbesondere, genießt die Erfolge dieses Aufschwunges. Preußen hat in Folge Dessen mit der Verfassung eine staatsrechtliche Grundlage gewonnen statt bisheriger Rechtslosigkeit, und es kann nun das Volk auf ersterer das aufbauen, was in ihm lebt; es hat die formelle Freiheit der Presse erobert; es hat das Geschwornengericht; es hat vor Allem neue staatliche Ideen.

„Es ist eines Staatsmannes von freiem Blicke und eines ächten Menschen würdig, in dem Momente, wo Preußen aufathmet und zum ersten Male in Ruhe die segensreichen Früchte jenes Sturmes von 1848 genießen wird, betreffs der Ehrenmänner, welche hierzu mitverhalfen, im Konflikte aber unterlagen und seitdem eine furchtbare zehnjährige Strafe erlitten, — vor Allem die Fortdauer dieses Zustandes zu hindern, jene Männer nicht ferner leiden zu lassen, während Ihr Euch freut, und wir uns aus der Ferne mit Euch freuen. Denn Sie können denken, liebe Freundin, daß ich — weit entfernt, dies mit meiner Person in Verbindung zu bringen, — entzückt bin über mein geliebtes Preußen und die noble Weise, in der sich Alles bewegt von oben bis unten.

„Im Uebrigen bin ich nicht vertrauensselig; auch glaube ich insbesondere nicht an eine Amnestie. Die Männer sind mir nicht danach, welche Herrn v. Manteuffel und Konsorten mit

Orden ausscheiden und die Herren Simons und Heydt zu ihren Kompagnons machen lassen. Immerhin ist es ein neues Athmen in erfrischter Luft, und weitaus die Hauptsache ist mir, daß das Volk von Neuem politisch lebt.

„Immer der Alte.

H. Simon.“

Bei Gelegenheit der durch den italienischen Krieg von 1859 hervorgerufenen Debatten trat Simon zuerst wieder in die politische Diskussion ein. Während man damals in Süddeutschland fast allgemein verlangte, daß Preußen für Oesterreich Partei ergreifen sollte, schrieb Simon im entgegengesetzten Sinne einige Leitartikel für die schweizerische Zeitung: „Der Bund“, die er später gesammelt als besondere Flugschrift unter dem Titel: „Don Quixote der Legitimität oder Deutschlands Befreier?“*) herausgab. Wir theilen hier den dritten Abschnitt der Schrift mit, welcher die Ueberschrift hat:

„Preußische Wege“.

„Das angstvolle Kriegsgeschrei der Süddeutschen erinnert sehr lebendig an jenen Menschen, der aus Angst vor dem Tode sich das Leben nahm. Aus Angst vor einem möglichen Kriege mit Frankreich wollen sie sich in den gewissen Krieg stürzen. Die Leute wissen nicht mehr, was ein Krieg ist; sie würden sonst nicht als einen der Hauptgründe für denselben aufführen, daß zur Zeit Handel und Gewerbe stockt, und das Gespenst der Noth durch Deutschland zu ziehen beginnt. Sie begreifen nicht, daß dies, wenn ein deutscher Krieg wirklich ausbricht, kaum der Anfang des Anfanges ist. Wer verbürgt es diesen Leuten, daß sich nicht aus dem muthwillig entsponnenen Kampf ein zehnjähriger Krieg entwickelt, wie ihn der Anfang des Jahrhunderts gesehen? Mit wahrhaft kindlicher Leichtfertigkeit hört man sagen: wir gehen mit fünf-, mit sechshunderttausend Mann nach Paris und nehmen das Nest aus. Daß in einem solchen Falle die Franzosen eine Million Nationalgarden entgegenstellen würden, wenn sie nicht die verlumpteste Nation der Welt,

---

*) Zürich, Druck und Verlag von C. Kiesling, 1859.

das wird ignorirt; — daß es keinem Zweifel unterworfen ist, wie in solchem Fall auch Rußland sein Wort mitsprechen würde, das wird ignorirt. Daß wir, wenn der Fall ihrer Todesangst sich verwirklicht, und Napoleon nach wirklich besiegtem Oesterreich Deutschland angreift, — daß wir alsdann noch eben so stark sind wie heute, das wird ignorirt. Oder wären wir nach der Ansicht der heutigen Schreier alsdann etwa weniger stark? Würde vielleicht dann Süddeutschland, worauf mehrfach bereits mit Schamlosigkeit hingedeutet worden, sich vom Kriege zurückziehen? den Rheinbund in erneuter Auflage geben?

„Das ganze wüste Geschrei zeugt, was die große Masse anlangt, von Gedankenlosigkeit. Anders steht es mit den Leitern der Bewegung. Sie wissen genau, was sie wollen: ein wohlkonservirtes reaktionäres Konkordat-Oesterreich; ein geschwächtes Preußen; die deutsche Jammerwirthschaft in alter Blüthe.

„Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Preußen bei diesen Verhältnissen in einer unendlich schwierigen Lage ist. Einen blutigen Krieg ohne Veranlassung beginnen, — das Tollhäuslerische eines solchen Unternehmens steht ihm klar vor Augen; denn Alles steht dabei auf dem Spiele, während auch im besten Falle weder für Preußen noch für Deutschland von irgend einem vernünftigen Gewinne die Rede sein kann. Folgt Preußen aber nicht dem Andrange, so riskirt es gegenüber den perfiden österreichischen Intriguen, die von den Regierungen aller deutschen kleinen Großstaaten kraft ihres Hasses und ihrer Furcht vor Preußen unterstützt werden, sich gänzlich in Deutschland zu isoliren.

„Durch bloße Klugheit kommt Preußen aus diesem Dilemma nicht heraus. Zum Beherrschen so zerfahrener Verhältnisse gehört neben der Klugheit vor Allem — ein stählerner Charakter.

„Preußen hat anscheinend nur zwei Wege, wenn es sich nicht für immer von Deutschland als Vasall Oesterreichs, ja als Schleppträger einiger reaktionären kleinen deutschen Staaten betrachtet wissen, wenn es nicht, mit einem Worte, bloß eine Fortsetzung von Bronzell und Ollmütz liefern will. Für beide Wege ist Energie erforderlich.

„Entweder Preußen erkläre mit runden und netten Worten, daß es vor Allem Front machen werde gegen den deutschen Staat oder die deutschen Staaten, welche es versuchen sollten, in

irgend welcher Weise den deutschen Bund in einen Krieg zu verwickeln, der ihn nichts angeht; mit bestimmter, unzweideutiger Erklärung, daß es sofort gegen diese deutschen Staaten losschlagen werde. Wir sind versichert, dieses Verfahren würde die Herren süddeutschen Ultramontanen und Reaktionäre ein wenig zur Besinnung bringen, da es ihnen viel bequemer vorkommt, fünfhunderttausend Preußen den Strauß gegen Frankreich ausfechten zu lassen, als sich selbst dabei in Ungelegenheiten zu setzen. Mit diesem Verfahren wäre die Gefahr eines Bürgerkrieges verbunden. Preußen wäre innerlichst berechtigt, es hierauf ankommen zu lassen, da kein vernünftiger Mensch ihm zumuthen kann, sich und ganz Deutschland wider seinen Willen und wider besseres Wissen in einen unabsehbaren Krieg stürzen zu lassen. Die Schmach des Bürgerkrieges fiel auf jene Unken, die aus dunkelm Hinterhalte Preußen in diese Lage versetzt.

„Der zweite mögliche Weg für Preußen ist in seiner Ausführung für alle Theile weniger gefahrvoll, in seinem Erfolge sicherer; er bände für ewige Zeiten mit unzerreißbaren Ketten Preußen und alle jetzt vereinzelten deutschen Lande an Deutschland:

„Preußen stütze sich auf das deutsche Volk!

„Wie der jetzige preußische Regent dem preußischen Volke Recht und Gerechtigkeit wiedergegeben hat, so verkünde er Recht und Gerechtigkeit dem deutschen Volke. Die deutsche Reichsverfassung vom Jahre 1849 ist zu vollem Recht beständig. Erkenne der Prinz-Regent von Preußen die Thatsache ihrer Rechtsbeständigkeit an, und wie heute das preußische Volk mit ihm Hand in Hand geht, ein Schauspiel unerhört in allen Ländern Europa's, — in gleicher Weise geht dann von jenem Moment an Hand in Hand mit ihm das deutsche Volk. Aller Unkenruf ist in demselben Momente verschollen; das deutsche Volk fühlt sich mit demselben Momente als große Nation und hat den Begriff verloren für schmachvolle Angst vor einem ehrgeizigen Abenteurer. Ewiger, gerechter Nachruhm einem solchen Regenerator Deutschlands!“

Der Schluß der Simon'schen Schrift lautet:

„Deutschland hat menschlichem Ermessen nach zwei Wege, groß zu werden: durch die Föderativ-Republik oder durch Preußen. Mit Preußen und Oesterreich wird und muß

Deutschland siechen, werden und müssen die heutigen unseligen Verhältnisse fortdauern. Darum soll der denkende, vom Gefühl für das Vaterland beseelte Staatsmann in dem vom Geschicke gewährten Momente zur rettenden That greifen, und diese kann ihre Richtung nur nach folgender höchst hausbackener Regel nehmen:

Erst im Hause Ordnung, dann draußen!

„Umgekehrt machen es die Wirthshaus-Politiker.

„Preußen hat heute die Aufgabe, Deutschland zu einer vernünftigen Staatsverfassung zu helfen, in der es endlich sein langes staatliches Dahinsiechen abschütteln kann. Es muß dies thun, wenn es Deutschland vor den es bedrohenden Gefahren schützen will.

„Der von der Reaktion hochgefeierte Radowitz sagt in seiner Denkschrift vom 20. November 1849: „„Gegen den Widerstand Oesterreichs in Betreff der Bundesreform anzukämpfen, giebt es für Preußen nur ein Mittel, aber dieses ist vollkommen genügend: die Verbindung mit dem besseren Geiste der Nation.““

„Und wir wollen heut die Antwort nicht vorenthalten, die hierauf Graf Fiquelmont in der offiziellen österreichischen Staatsschrift „Deutschland, Oesterreich und Preußen“ gab: „„Der unpraktische Gedanke einer deutschen Einheit ist die erste Ursache der irrigen Politik Preußens gewesen. Der Grundsatz der Nationalität ist in Deutschland wie in Italien eine lediglich revolutionäre Idee, sobald sich daran irgend ein Gedanke von politischer Existenz knüpft. Es ist ein Hauptirrthum der preußischen Politik, daß sie den Grundsatz der deutschen Einheit für lebensfähig gehalten hat. Das Leben des modernen Europa's hat sich so gestaltet, daß Deutschland nothwendig unter der Macht der verschiedenen Interessen getrennt sein muß. Man muß daher von allen diesen Einheitsträumen zurückkommen zu der Bundesakte von 1815 und sich genau an deren Bestimmungen halten.““ — Jeder Kommentar würde schwächen.

„Im Mai dieses Jahres sprach sich nach Ergebniß des betreffenden Blaubuches in gleich offener Weise Graf Buol gegen Lord Cowley aus. Oesterreich vertritt eben mit energischer Konsequenz das Prinzip des Absolutismus und der Vernichtung deutscher Nationalität.

„Will Preußen sicher gehen, so wird es sich an die deutsche Verfassung halten, die aus deutschem Geiste im Jahre 1849 geboren

und durch die Fürsten jener Zeit erstickt worden. Preußen ist berechtigt hiezu, weil diese Verfassung Preußen an die Spitze von Deutschland stellt. Jeder andere Versuch, Deutschland im Großen zu helfen, würde von Neuem scheitern an Tausenden von Hindernissen. Gegen die Reichsverfassung von 1849 können sich die kleinen deutschen Fürsten nicht erheben, weil erstere dem deutschen Volke entstammt, und das deutsche Volk sie unter Preußens Aegide aufrecht zu erhalten wissen wird.

„Eins vor Allem steht fest, und wir wiederholen es: Preußen hat gegen Deutschland die Verpflichtung, es nicht auf Grund der reaktionären Gelüste der kleinen Staaten und zum Zweck der Aufrechthaltung österreichischer Despotie in Italien — ohne jeden vernünftigen Grund in einen auswärtigen Krieg stürzen zu lassen und am wenigsten, bevor es seine staatlichen Verhältnisse geordnet hat; Preußen hat die Verpflichtung, weil es der einzige Staat ist, welcher Deutschland heut vertreten kann.

„Soll durchaus Konjektural-Politik getrieben werden, so darf man behaupten:

„Daß nach einem solchen undeutschen Kriege laut alter bewährter Erfahrung die schlechte alte deutsche Wirthschaft erneut aufblühen und ein zweiter Uhland einige Jahre nach dem Frieden sein: „Wenn heut ein Geist herniederstiege!“ singen würde; daß insbesondere Oesterreich mit seiner historischen Undankbarkeit antworten würde, über die dann die Welt billig nicht mehr erstaunen sollte.

„Daß es vielleicht der einzige Weg ist, Napoleon auf lange Dauer zu halten, wenn seitens Deutschlands ein gänzlich unmotivirter Einfall in Frankreich beliebt würde. Frankreich müßte sich alsdann, — und es wäre das erbärmlichste Volk unter Gottes Sonne, wenn anders, — mit der letzten Kraft Napoleon anschließen.

„Daß durch einen solchen frevelhaften Krieg der alte Nationalhaß zwischen Deutschland und Frankreich von der Reaktion glücklich aus der Asche zur hellsten Flamme angeblasen wäre, an der sie von Neuem ein Menschenalter hindurch recht behaglich in ihren Hexenkesseln die zerstückten Glieder Deutschlands brodeln lassen könnte.

„Wir fassen unsere Ansicht zusammen:

„Was Deutschland heute nicht thun soll, liegt klar vor.

„Was es thun solle in dem möglichen Falle

deutsches Gebiet bedrohte, oder sich in Italien erobernd niederlassen wollte, versteht sich von selbst.

„Sofort aber soll Deutschland den günstigsten, nicht wiederkehrenden Moment mit Kraft erfassen, sein eigenes Haus zu bestellen.

„Dafür wirke Jeder nach seinen Kräften, der es gut meint mit dem Vaterlande!

„Das wird uns auch das alleinige Bollwerk geben gegen ängstlich befürchtete fremde Angriffe:

Den Geist und die Form einer Nation.“

XVIII.

Die letzten Monate.

1860.

Es war gegen Abend in der Mitte des Januar 1860, als Simon vom Museum (dem Züricher Lesekabinet) nach Hause kommend, ziemlich erregt sagte: „Ich habe vor einigen Stunden die Rede des Prinz-Regenten bei Eröffnung der Kammern gelesen. Er kündet die Heeresorganisation an, ganz in der Art, wie ich's vorausgesehen. Während meines späteren Spaziergangs habe ich mich mit einer Entgegnung beschäftigt, die dazu dienen dürfte, dem Volke über das ihm zugedachte Geschenk die Augen zu öffnen. Ich trage die Sache fertig im Kopfe und würde sie am liebsten sofort diktiren.“ Das geschah denn auch, und nach einigen Stunden war die Flugschrift fertig. Durch zufällige Umstände wurde der Druck verzögert, und so schrieb Simon Mitte Februar an einen Parteigenossen in Leipzig: „Vor mehr als einem Monat wurde in Preußen eine Aenderung der Militärverfassung angekündigt, des einzigen preußischen volksthümlichen Instituts, das andern Staaten zum Vorbild dienen konnte. Es soll bei Seite geschoben werden, um in die Richtung des stehenden Heeres einzulenken; einem auf kurze Zeit aus dem Volke genommenen und daher mit diesem gleichfühlenden Kriegsmanne zieht man begreiflich einen möglichst lange dressirten Soldaten vor. Die Sache ist für Preußen

und ganz Deutschland von erster Bedeutung. Keine Stimme erhob sich bis jetzt in dem ganzen großen Preußen, die Zeitungen brachten nicht Eine Besprechung. Nichts beweist deutlicher, in welche Apathie man versunken ist; Nichts zeigt wieder einmal in klarerem Lichte die Gothaer. Das sogenannte liberale Ministerium wagt nicht zu athmen gegen die Reaktion, giebt sich selbst zu diesem Gesetze her; und die liberalen Zeitungen wagen nicht gegen das Gesetz zu sprechen, um nicht die Minister zu geniren."

Inzwischen war die motivirte Regierungs-Vorlage für die preußischen Kammern erschienen. Simon arbeitete seine Schrift mit Rücksichtnahme auf diese Vorlage nochmals durch und sendete sie nach Leipzig an den oben erwähnten politischen Freund.

Acht Tage darauf wurde die Broschüre: „Soll die Militärlast in Preußen erhöht werden*)?" in Berlin ausgegeben und machte — trotz der Anonymität des Verfassers — als das erste entschiedene Wort über die beabsichtigte Armee-Reorganisation — Aufsehn.

Die Schrift beleuchtet gleich im Eingang den praktischen Kern der Frage.

„Wäre wirklich" — heißt es darin — „einem Preußen die außerordentliche Bedeutung der von der Regierung vorgeschlagenen neuen Militärverfassung nicht deutlich, so würde ihm das Gewicht dieser Angelegenheit aus der Art und Weise klar werden, wie die Thronrede sie hervorhebt. Diese besagt, daß eine ähnlich wichtige Frage der preußischen Volksvertretung noch nicht zur Entscheidung vorgelegt worden.

„Der Gesetzentwurf betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienste und seine Motive sind jetzt veröffentlicht.

„Nachdem das preußische Budget sich seit 1849 während der Manteuffel'schen Regierung in einer außerordentlichen Weise vergrößert, und die Kräfte des Volkes dadurch dauernd bereits stramm angespannt sind, — nachdem die preußische Staatsschuld sich in einer bis dahin ganz unerhörten und dem Geiste der preußischen Finanzgeschichte widersprechenden Weise im Laufe jener zehn unglücklichen Jahre vermehrt hat: um fünfzig Millionen im Jahre 1848, um achtzehn Millionen für die bei Bronzell endende

*) Haude- & Spenersche Buchhandlung (F. Weidling), 1860.

Union, um dreißig Millionen für die Neutralität in der orientalischen Krise und um dreißig Millionen für den italienischen Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich, — nach diesen wohl zu berücksichtigenden Vorgängen fordert heute das Projekt einer neuen Kriegsverfassung außer dem so hohen bisherigen Militär-Budget jährlich die weitere Summe von neun und einer halben Million Thaler für das Militär, abgesehen von weiteren bereits angekündigten, aber noch nicht bekannt gemachten außerordentlichen Millionen.

„Es wird dies verlangt, während der Finanzminister erklärt, für diese neuen ungeheuren Summen keine Fonds zu haben, sie vielmehr durch neue Steuern aufbringen zu müssen; und man verlangt diese Summen zu dem Zwecke, um die herrlichste Institution Preußens, sein einziges, wirklich volksthümliches Institut, seine Militärverfassung, zu Gunsten eines vergrößerten stehenden Heeres umzugestalten.

„Die Gründe, welche in den Motiven der Gesetzesvorlage für die Nothwendigkeit dieser Umgestaltung angeführt werden, erledigen sich vollständigst, wenn man bei der bisherigen Heeresverfassung stehen bleibt und lediglich die Dienstzeit von drei auf zwei Jahre wieder herabsetzt, wenn man, statt die Verbesserung in der Vergrößerung des stehenden Heeres zu suchen, die Verbesserung der Heeresverfassung in einer angemessenen Verkürzung der Dienstzeit und dadurch herbeigeführten Verallgemeinerung der Dienstpflicht findet. Wird der Kriegsdienst von drei Jahren auf zwei Jahre wieder herabgesetzt, wie dieser Zustand so lange Jahre bestanden, so ist Alles erreicht, was die Motive des Gesetzentwurfes als wünschbar, als nothwendig darstellen.

„Das preußische Volk fordert hier nichts Neues. In Folge der Kabinetsordre vom 24. September 1833 dauerte die militärische Dienstzeit des Preußen von da ab bis 1852, also volle zwanzig Jahre, nur zwei Jahre. Erst unter dem unglückseligen Manteuffel'schen Ministerium erhöhte man die Dienstzeit wieder auf $2^1/_2$ Jahre und 1856 sogar wieder auf drei Jahre. Heute will man nicht etwa hierbei stehen bleiben, sondern die Dienstzeit im stehenden Heere auf acht Jahre erhöhen, wovon drei und bezüglich vier Jahre ununterbrochener Dienstzeit bei der Fahne.

„Die Frage, ob der Gesetzentwurf anzunehmen oder zu ver-

werfen, hängt, um in die Mitte der Sache zu kommen, ausschließlich von der Beantwortung der Vorfrage ab:

Verliert der preußische Staat an seiner Militärkraft, wenn die Dienstzeit der Soldaten von drei Jahren wiederum auf zwei Jahre herabgesetzt wird?

„Was spricht gegen die zwei Jahre?

„Die Motive zu dem neuen Gesetzentwurf halten sich dieserhalb sehr allgemein. Sie beziehen sich ohne näheren Nachweis auf die Erfahrung.

„Wir setzen dem die Erfahrung entgegen und weisen diese in unumstößlicher Weise nach.“ —

Die betreffende Ausführung Simons, auf die Geschichte und auf Aussprüche Napoleons gestützt, übergehen wir, da die Sache seither durch Presse und Kammerverhandlungen hinlänglich dargelegt worden. Wir erwähnen nur noch, daß er im Laufe seiner Abhandlung sich den Motiven der Regierungs-Vorlage — betreffs der Ungleichheit und somit Ungerechtigkeit bei Ableistung der Militärpflicht — vollständig anschließt; aber er weist zugleich nach, daß dieselbe in gleicher Ausdehnung, wie die Regierung es wünscht, ausgeglichen und das Ziel der Regierung, Vergrößerung des stehenden Heeres, durch Festsetzung der zweijährigen Dienstzeit vollständig erreicht wird, — und zwar dann ohne Erhöhung des Militär-Etats.

Am Schluß der Schrift weist Simon auf die militärische Ausbildung der Jugend und auf die betreffenden schweizerischen Verhältnisse hin. „Für diesen Zweck“ — auf den er, wie auf die zu verkürzende Dienstzeit, schon im Jahre 1841 — in seiner Denkschrift an den damaligen Kultusminister Eichhorn*) — die Aufmerksamkeit lenkte — „würde er mit Freuden eine Million Thaler auf dem preußischen Budget begrüßen.“ —

Simons Schrift sagt nichts Neues; es sei ihr überhaupt nur das Verdienst zugetheilt, daß sie in allgemein verständlicher Form die von Allen gefühlte Wahrheit — das rechte Wort zu rechter Zeit aussprach.

---

*) S. das „Eichhornsche Kommissorium,“ Kap. VIII. S. 116 flg

„Pfingstgruß an Deutschland."

Die Erregung, welche im Frühjahr 1860 durch die landesverrätherische Drohung des Ministers von Borries (in der hannövrischen Ständekammer) hervorgerufen wurde, veranlaßte verschiedene Kundgebungen der freisinnigen Partei. Simon wurde aufgefordert, sich der sog. Heidelberger Erklärung gegen Borries anzuschließen. Er lehnte es ab. Auch ein Theil der deutschen Auswanderung in der Schweiz erließ zwei von Zürich ausgehende Proteste, von denen er sich ebenfalls fern hielt. Sie alle legten nur Verwahrung ein gegen den Ausspruch des Herrn v. Borries; er aber wünschte ein nicht blos abwehrendes, sondern ein positives Wort.

„Es kommt darauf an," — so schrieb er bei dieser Gelegenheit einem Freunde, — „allen diesen Willeleien, Triassen, Duassen und Judassen entgegen zu treten. Es liegt auf der Hand, daß eine Einigung Deutschlands überhaupt nur möglich in sehr bewegter Zeit. Kommt aber ein solcher Enthusiasmus, wie damals, wiederum über das deutsche kühle Volk, so soll der kostbare Moment nicht mit Diskussionen über die Form verpufft werden, sondern es sollen die theuer erkauften Ergebnisse der konstituirenden National-Versammlung als Fundament benutzt werden, um ad rem zu kommen."

In diesem Sinne ging im Frühling 1860 durch die deutschen Tagesblätter die nachstehende Simonsche Erklärung, die er „seinen Pfingstgruß" nannte:

„Gelegentlich des Ministers v. Borries.

„Es ist selbstverständlich, daß alle deutsche Ehrenmänner den gedrohten Verrath verabscheuen.

„In bedeutender Zeit wird es aber neben der Zurückweisung eines frechen Angriffs und anderer verwerflicher oder auch nur auseinandergehender Bestrebungen zur Pflicht, die Fahne hoch zu halten, um die sich alle Vaterlandsfreunde einigen sollen. Sie wurde uns durch die Jahre 1848 und 1849 theuer errungen:

Die deutsche Reichsverfassung!
Beschlossen von dem gesammten deutschen Volke!

„Seine erste Willenserklärung seit dem Beginn seiner Geschichte und bis heute seine letzte Willenserklärung.

„Sie ist die legitime Fahne Deutschlands, und es giebt keine andere, bis das deutsche Volk in seinem zweiten Parlamente gesprochen hat; jede andere wirbt unwissentlich oder wissentlich der Sonderbündelei, nicht der Einigung Deutschlands.

„Hinweg also mit allem leichtsinnigen Aufgeben schwer erworbener Rechte; hinweg mit allem Sonderwillen gegenüber einer großen geschichtlichen Errungenschaft!

„Preußen hat die Berechtigung und die Verpflichtung, diese legitime Fahne dem deutschen Volke vorzutragen. Eine nicht lang ausbleibende schwere Zeit wird Preußen an seine Pflicht und an sein Recht mit der Wucht der Thatsachen mahnen. Alle Vaterlandsfreunde aber sollen das Hereinbrechen derselben nicht abwarten, sondern gegenüber den ernsten Verhältnissen heute die Einberufung des deutschen Parlaments mit der Allgemeinheit und Beharrlichkeit fordern, die des Erfolges sicher ist.

„Zürich, am Pfingstsonnabend 1860.

Heinrich Simon."

In der letzten Hälfte des Juni 1860 verbreitete sich die Nachricht: Friedrich Wilhelm IV. sei todkrank, er werde in den nächsten Tagen sterben. Sowohl die Briefe aus Preußen, als die Stimmung unter den im Auslande lebenden Deutschen, namentlich den Verbannten in der Schweiz, zeugten von unverkennbarer Spannung und Aufregung. Die Amnestiefrage trat wieder in den Vordergrund und ward auch von Simon und den ihm Nahestehenden vielfach besprochen.

Simon war all die Zeit ausnehmend heiter gewesen; da — am 4ten Juli — ereignete es sich, daß ein ungewohnt trüber Gesichtszug, ein Schleier, der seine Stimmung und seine Stimme an jenem Tage bedeckte, der Familie überraschend und beunruhigend auffiel. Freilich glich sich dies bald wieder aus; und da er auf die Frage, ob er unwohl sei, es verneinte, auch Abends wieder heiter und die nächsten Tage besonders thätig war, so dachte man dem weiter nicht nach. Nur das geübte Ohr der Liebe konnte einen weicheren, innigeren Ton entdecken. Indeß eben an diesem 4ten Juli hatte Simon, — wie man nach seinem Tode sah, — in sein Tagebuch Folgendes geschrieben:

„Heut 4. Juli 1860, kurz nach dem Aufstehen, ohne jede mir erkennbare äußere Veranlassung ein so heftiger Schwindelanfall, daß ich nur mit energischem Willen die Ohnmacht verhüte.

„Ich müßte mich täuschen, oder die Anzeichen eines bevorstehenden Nervenschlages treten bei mir hervor; träfe ein solcher edle Theile des Organismus, so wäre en cas que dies einem Herzenswunsche gemäß. „„Ganz oder gar nicht"" ist mein Spruch. Ich bin sehr ruhig."

Am 6. Juli gab er den nachstehenden Brief zur Abschriftnahme, und am 8ten beförderte er ihn an seine Adresse: An den königl. preuß. Wirklichen Geheimen Staatsminister Herrn R. v. Auerswald, Ritter u. s. w. zu Berlin.

Zürich, 8. Juli 1860.

Hochgeehrter Herr!

„Vor langen Jahren wendete sich der Unterzeichnete als Mitglied des Fünfziger-Ausschusses an Ew. Excellenz*), den damaligen Minister, ohne ein anderes Mandat als sein Interesse für Preußen und Deutschland. Es geschieht dies heut zum zweiten Mal unter Verhältnissen, die nur in sofern gleichen, als das nämliche und kein persönliches Interesse die Veranlassung giebt.

„Nach den öffentlichen Nachrichten dürfte die schwere Prüfung des Königs von Preußen ihrem Ende nahen. Man bezweifelt in Deutschland nicht, daß unter die ersten Handlungen seines Nachfolgers die Amnestie für politisch Verurtheilte der Jahre 1848, 1849 zählen werde. Von der Art, in welcher diese Maßregel erfolgt, wird es abhängen, wie sie von Preußen und Deutschland aufgenommen wird. Nachdem die preußischen Trauerzustände des vergangenen Jahrzehnts beseitigt, wußte und weiß man sich nicht begreiflich zu machen, warum dennoch das schönste Vorrecht der Krone geruht, warum der Prinz von Preußen es bis jetzt unterlassen, sich auf so gegebene Weise auch in dieser Richtung mit dem Herzen des Volkes in Uebereinstimmung zu setzen. Als ausschließlichen Erklärungsgrund giebt man persönliche Rücksichten gegen den König an, während allgemein anerkannt wird, daß kein Staatsinteresse

---

*) H. Simon ist hier im Irrthum; das frühere Schreiben (s. oben S. 227) war nicht an Herrn Rudolf v. Auerswald, sondern an dessen Bruder, den März-Minister Alfred v. Auerswald gerichtet.

irgend welcher Art vorliegt, einige Personen länger im Kerker zu behalten, oder jene über Europa und Amerika zerstreute, durch das Elend des Exils gelichtete kleine Schaar von ihrem Vaterlande nach Verlauf von zwölf Jahren länger auszuschließen; während Oesterreich es wagen konnte, eine Amnestie zu erlassen und das auf reine Gewalt gegründete französische Gouvernement; während andererseits eine volle Versöhnung mit dem Volke, dessen innerstem Leben das Jahr 1848 angehört, nicht erfolgt ist, so lange man jene Verbannte, — zufällige und nur vereinzelte Träger dieses Geschichtsabschnittes, dessen wahre Träger das gesammte Volk, ganz Europa, — vom Vaterlande strafweise fern hält, Männer, die für Ideen leiden, welche heute in Preußen gesiegt und staatsrechtliche Verhältnisse herbeiführen halfen, deren sich jeder Preuße mit Stolz und Wohlgefühl bewußt ist.

„Wäre nicht wiederholt durch die Zeitungen seit zwei Jahren das Gerücht gegangen, daß nur für diejenigen aus politischen Gründen Verbannten Begnadigung eintreten werde, welche letztere, unter Reuebezeugung über ihre Vergangenheit, nachsuchen; wäre nicht unbegreiflicherweise selbst ein Begnadigungs-Gesuch noch in neuester Zeit, wie mir bekannt geworden, auf rein büreaukratischem Wege abgelehnt worden; hätte nicht der Herr Justizminister sich in einem einzelnen Falle vor etwa einem Jahre gegen einen Mann, der sich damals dem Gerichte gestellt und von letzterem freigesprochen worden, in ähnlicher Richtung ausgesprochen; so würde ich mein Schreiben für völlig unnütz halten. So aber sei mir gestattet das Wort zu sagen:

„Nur in Einer Weise kann und darf die Amnestie erfolgen. Unbedingt, ohne jeden Vorbehalt und in versöhnendster Form.

„Es wäre für das gesammte deutsche Volk schmerzlich zu bedauern, wenn ein staatsmännischer Akt, der gleichzeitig ein Akt der Liebe und Versöhnung, statt in hochherziger Weise vom Volke empfangen zu werden, in kleinlicher Art erfolgte, wie dies in Preußen auch gute Maßregeln so häufig abschwächt. Es würde eine Begnadigung statt der Amnestie, vollends eine an Bedingungen geknüpfte Begnadigung, von allen edlen Männern, die sich in so reicher Zahl unter den Verbannten befinden, mit voller Entschiedenheit verworfen werden, und es würden sicher viele derselben die Verpflichtung fühlen, ihren öffentlichen Protest gegen einen derartigen Versuch ihrer Demüthigung, ja Entwürdigung auszusprechen.

Die Nation aber würde es in zwiefacher Rücksicht beklagen, wenn unter Denjenigen, denen einst Hunderttausende ihr öffentliches Wohl und Wehe anvertraut, wirklich auch nur Einer durch langes Elend dahin gebracht wäre, einen sich selbst verleugnenden Schritt zu thun; fände sich aber ein Solcher, was gewönne die preußische Regierung durch seine Erklärung? einen entehrten Preußen. Es würde ein Versöhnungsfest, dem, wenn aus vollem Herzen gegeben, das deutsche Volk als einem neuen wesentlichen Grundsteine der Zuneigung zur jetzigen preußischen Regierung zujubelte, auf erwähnte Weise gegeben, an den kaum gelegten Grundsteinen rütteln. Und doch thut Deutschland zunächst und vor Allem Eins Noth: das gerechte, also auf feste Grundlage gestützte Zutrauen zu Preußen. Nur auf dieser Grundlage kann Deutschland ohne furchtbare, nicht abzusehende Kämpfe zu einer glücklichen Zukunft gelangen. Der Verstand des deutschen Volkes ist in dieser Beziehung mit seinem Herzen im Widerspruche. Ersterer sagt ihm, daß Deutschlands politischer Jammerzustand, der es zu einer Null unter den Völkern macht, nur durch Preußen gehoben werden könne, und die klare Einsicht hiervon wirkte so tief, daß das deutsche Volk dem Könige von Preußen die deutsche Krone gab, und neunundzwanzig deutsche Regierungen sich ausdrücklich hiermit einverstanden erklärten. Dem folgten inzwischen zehn Jahre, in denen Preußen auf das deutsche Herz trat. Der Ehrenmann, der heut an der Spitze Preußens steht, wird seine Verurtheilung dieser für immer zu beklagenden Zeit in einer nie wankenden Weise bethätigen müssen, wenn Deutschlands neue Hoffnungen kräftige, tiefe Wurzeln schlagen sollen. Es ist bei uns nicht bekannt, wie abgeneigt man Preußen, von Oesterreich absehend, namentlich in den süddeutschen Staaten ist. Was aber ist Preußen ohne Deutschland in heutiger Zeit? Was stünde wohl heute dem zweiten Rheinbunde und dessen Konsequenzen entgegen, wenn nicht der unendlich höher als die deutschen Fürsten stehende deutsche Volksgeist? —

„Unpersönlich durfte ich meine Ansicht über die Amnestiefrage nennen, da ich die Verbannung aus meinem schmerzlich geliebten Vaterlande während so langer Jahre meines bewußten Lebens niemals als eine rechtliche betrachtet habe, sondern als ein rein thatsächliches Verhältniß, das von einer Uebermacht über mich verhängt worden, ein thatsächliches Verhältniß, welches ich daher sich ändern sehn werde, ohne mich dadurch irgend wem zu Danke verpflichtet zu fühlen, und zwar um so weniger, als die Benutzung

einer Aufhebung des Exils — in Folge der Nothwendigkeit, sich im Laufe von zwölf Jahren eine neue Lebensbahn zu gründen, nur mit den schwersten Opfern für jeden in dieser Lage Befindlichen möglich ist. Betreffs der Vielen, welche mit mir in gleicher Lage, kann es von Interesse sein, Ersteres mit einigen weiteren Worten zu berühren. Es sind dies diejenigen Persönlichkeiten, welche damals die in der Luft und in allen europäischen Völkern lebenden Ideen im deutschen Reichsparlamente und in der preußischen National-Versammlung vertraten, auch dann noch vertraten, als sie hierdurch mit der siegenden entgegengesetzten Richtung in Konflikt kamen und somit ihre bürgerliche Existenz ihrer Ueberzeugung opferten. Ließe sich die Regierung von den Gerichtshöfen Bericht über die gegen diese Verbannten ergangenen Urtheile erstatten, so würde diese Zusammenstellung sehr wunderliche Resultate ergeben. Die Frage beispielsweise, ob Derjenige sich des Hochverraths oder überhaupt schuldig gemacht, der den ihm anvertrauten Posten als deutscher Reichstags-Abgeordneter auch noch in Stuttgart behauptet, ist durch preußische Richtersprüche völlig verschieden, ja gänzlich entgegengesetzt beurtheilt worden!

„Oesterreich — das vielgeschmähte Oesterreich — leitet gegen diese Personen gar keine Untersuchung ein.

„Bayern schlägt in allen betreffenden Fällen die Untersuchung nieder.

„Würtemberg leitet keine Untersuchung ein.

„Sachsen-Weimar desgleichen.

„Für das Königreich Sachsen setzt der oberste Gerichtshof, das Ober-Appellationsgericht zu Dresden, trotz bekannter damaliger äußerster Reaktion in Sachsen, in allen betreffenden Fällen die bereits zur Untersuchung Gezogenen außer Verfolgung.

„Der großherzoglich hessische Gerichtshof spricht sie frei.

„Das Ober-Appellationsgericht zu Rostock spricht sie frei.

„In dem ganzen außerpreußischen Deutschland verurtheilt in diesem Falle lediglich Kurhessen, jedoch erst unter Hassenpflug, zu zwei Jahren Festung und Schwarzburg-Rudolstadt zu Einem Jahre Festung.

„Und dagegen Preußen?

„In Preußen verurtheilen wegen derselben Thatsache zum Tode das Schwurgericht zu Berlin, das Schwurgericht Düsseldorf, das Schwurgericht Trier.

„Es verurtheilt zu lebenslänglichem Zuchthause, sage Zuchthaus, das Schwurgericht Breslau, das Schwurgericht Naumburg.

„Es verurtheilt zu fünfzehn Jahren Zuchthaus der politische Staatsgerichtshof des Kammergerichts.

„Es verurtheilt zu zwölf Jahren Zuchthaus das Gericht Spandau.

„Zu zehn Jahren Zuchthaus das Schwurgericht Breslau in einem zweiten Falle.

„Zu fünf Jahren Gefängniß das Schwurgericht Heiligenstadt.

„In Einem Falle wird gar keine Untersuchung eingeleitet.

„Das Land- und Stadt-Gericht Oppeln befindet in einem anderen Falle, daß kein Grund zur Untersuchung vorliege und setzt den Verhafteten in Freiheit.

„Es sprechen die betreffenden Angeklagten vollkommen frei:

der Schwurgerichtshof zu Köln,
der Schwurgerichtshof zu Königsberg,
der Schwurgerichtshof zu Magdeburg,
der Schwurgerichtshof zu Münster,
der Schwurgerichtshof zu Grünberg,
der Schwurgerichtshof zu Liegnitz.

„Jedes hinzugefügte Wort über dies gerichtliche Würfelspiel mit der Wohlfahrt, der Ehre, dem Leben so vieler trefflicher Männer wäre Ueberfluß. Auch nicht Einer jener Männer würde heute von irgend welchem preußischen Richterkollegium verurtheilt werden. Es ist nicht der Ort, hierauf näher einzugehen; der Hinweis genügt auf die vielen anerkanntesten Richterkollegien in Preußen und ganz Deutschland, welche damals in den Momenten blutiger Reaktion freisprechende Urtheile erlassen mußten. Die Verbannten, die ihrer Ueberzeugungstreue ihre Existenz geopfert, werden betreffs der Rechtmäßigkeit ihrer Handlungsweise zweifellos übereinstimmen mit der Ansicht weitaus der meisten und berühmtesten Gerichtshöfe des gesammten Deutschlands, daß sie völlig frei sind von jedem Vergehen gegen ihr Vaterland; daher ihr mehr als zehnjähriges „Elend“ — wie unsere deutschen Altvordern das Exil nannten, — welches sie heut noch erdulden, als das schwerste Unglück, aber als ein rein thatsächliches Verhältniß betrachten — das nicht im

Stande, ihnen ihr Bewußtsein zu rauben, als gute Patrioten gehandelt zu haben.

„Das Interesse an der durch die Folgen des Exils klein gewordenen Zahl von Unglücklichen bleibt jedoch das völlig untergeordnete gegenüber dem allgemeinen Interesse. Eine Amnestie kann und soll kein Akt des Mitleids sein. Es soll der staatsmännische Akt sein, der die Versöhnung mit der Vergangenheit, der das in einer Krankheitskrisis momentan zerrissene Band zwischen Volk und Fürst voll wieder herstellen will; ein Akt, der die Anerkennung enthält, daß eine weit über die Kraft des Einzelnen hinausreichende Macht es war, welche jene Staatskrisis herbeiführte und das Schicksal Einzelner hineinflocht; der feierlich ausgesprochene Wunsch, daß alle Schuld, die der Besiegten und der Siegenden, entsühnt, ein neuer Bund geschlossen sein solle.

„Kleinlichkeit bei einem solchen Akte verriethe nicht nur den Mangel an Hochherzigkeit, sondern vor Allem den Mangel an politischem Blicke.

„In Hochachtung, — durch das Vertrauen dieses Schreibens bezeugt, —

Ew. Excellenz ganz ergebenster

Dr. Heinrich Simon."

Sorge für die Ehre seines Vaterlandes, für das Wohl seiner Schicksals- und Gesinnungsgenossen hatte Simon den obigen Brief eingegeben. Er war eine letzte Liebesthat.

Gegen Ende Juli beschloß Simon eine Erholungsreise nach Ober-Italien zu machen, während sein Bruder Gustav ihn in seinen Geschäften vertreten sollte. In Belaggio am Comersee traf er verabredetermaßen mit Advokat Hilty*) zusammen. Beide Freunde gingen nach Mailand, Genua, Turin; sie genossen einander doppelt inmitten der schönen Natur, inmitten des Aufschwungs der wiedererstandenen Nationalität eines unterdrückten Volkes. In Genua traf Simon den als Militärschriftsteller bekannten W. Rüstow, der im Auftrage Garibaldi's für die bevor-

*) S. oben S. 314.

stehende geheime Expedition nach Sicilien und Neapel thätig war. Von ihm vernahm er Einiges über die gefaßten Pläne, — genug, um neben dem Selbstgeschauten sein Herz mit schönen Hoffnungen für Italien zu erfüllen. Ueber den gehabten Eindruck schrieb er an Max Simon in Breslau:

„Ich habe Italien zum zweiten Male in höchster Gluth nationaler Begeisterung gesehen, etwa aussehend wie das schönste Mädchen in Liebesgluth, wie ein Apollo im Kampfe, den Sieg im Herzen. Erzählen möchte ich Dir, von Schreiben ist keine Rede. Es geht dort unaufhaltsam vorwärts....... Auf dieser Reise bin ich mit sehr vielen Deutschen zusammen gewesen, und ich habe bessere Eindrücke davon als ich erwarten konnte; es regt sich überall. Lernen wir Unterordnung der Willen unter den Gesammtwillen, lernen wir uns um eine Fahne schaaren, so ist alles Uebrige da. Für den Moment kann diese Fahne schlechthin nur die von dem Volke beschlossene Reichsverfassung sein. Ich habe vielfach in jenen Gesprächen den Anklang meines betreffenden Aufrufs mit Freude gehört. ......"

Auch an die Schwestern in Schlesien schrieb er in gleichem Sinne, noch voll des Erlebten.

Am sechsten August, Montag, kehrte Simon über den Gotthardt nach Zürich zurück. Dort verlebte er mit den Seinen und mit Freund Reinstein, der aus Wabern (bei Bern) zum Besuche herüber gekommen, einige frohe Tage und trat dann Sonnabend, den 11. August, eine Inspektionsreise an nach den Schieferbrüchen von Pfäffers und Engi und nach dem Kupferbergwerk Mürtschenalp. Bruder Gustav und Hilty geleiteten ihn zum Bahnhof. „Möcht' es Dir doch recht gut gehen!" wünschte Frau Marie Gärtner beim Abschiede. „Warum sollte es nicht!" sagte er heiter und freundlich. Sie sah ihm vom Fenster nach, er grüßte mit der Hand hinauf und verschwand ihr hinter den Bäumen.

Seine Reise war günstig, die Geschäfte befriedigend. Unterwegs sprach er viele ihm näher und ferner stehende Personen. In Ragatz traf er Karl Vogt. „Wir unterhielten uns natürlich vortrefflich!" schrieb er. In ihrer Freude über die Ereignisse in Italien stimmten sie überein. In Pfäffers, wo er die Schieferbrüche besichtigte, wurde er gebeten, ein niedliches zehnjähriges Mädchen aus Stuttgart, das unwohl geworden, in seinem Wägelchen mit nach Ragatz zu nehmen. „Sie wurde ganz munter, erzählte mir tausend Dinge." Von Ragatz ging es nach Glarus, Engi. Die

Seinen erhielten fast täglich Briefe von ihm, — den letzten am Donnerstag, den 16. August — an seinem Todestage! —

Er schrieb aus Glarus, Abends 9 Uhr, nachdem ihm zum letzten Mal die Sonne untergegangen:

„..... Ich habe mich auf meine Stube so eben zurückgezogen und sitze bei offenem Fenster. Vis à vis im Casino ist der große Kinderball, der die Tanzstunden beschließt, und der Platz mit Glarnern, zu Ehren des großen Ereignisses, gefüllt. Ich fuhr gestern Abend nach Engi, war heut bei schönstem Wetter im Bruche ......, Die Fahrt gestern wunderschön, und eben so heut hieher — wunderschön! — Ich konnte mich nicht satt sehen an den in der Sonne glänzenden Smaragdwiesen, den noch tief beschneiten Bergriesen ......“

Ueber seinen — am 16. August erfolgten — Tod bleibt noch Folgendes zu berichten.

Am gedachten Tage Vormittags fuhr Simon in einem Wägelchen von Glarus über Obstalden nach Murg am Wallensee. Der Kutscher, der ihn fuhr, kannte ihn von früher her, er sollte mit dem Pferde, das Simon von Murg aus reiten wollte, mit zur Mürtschenalp hinauf. „Der Herr war so freundlich wie immer, und freute sich über den schönen Weg;“ sagte der Kutscher. Als sie auf die Höhe kamen, lag der Wallensee, lachend im Sonnenschein, vor ihnen. Simon sagte, heut sei's schön zum Baden; da aber später der See etwas unruhig schien, gab er die Idee auf. Um zwei Uhr in Murg angelangt — kehrte er, wie immer, beim Kreuzwirth ein. Da die Fahrt heiß gewesen, kleidete er sich um, bestellte sein Mittagbrod, wollte während des mit dem Wirth, Gemeinde-Präsident Gmür, plaudern. Dieser aber hatte Gemeindesitzung. Ein Buch war nicht zur Hand, das Essen noch nicht fertig. Er trat hinaus auf den Vorsprung des Hauses; der See mußte wohl in bestrickender Pracht und Stille vor ihm liegen; denn er ging ins Haus, bat das Essen noch eine halbe Stunde hinauszuschieben: „es sei gar zu schön, er wolle doch erst baden, das werde ihn erfrischen zu dem weiten Wege, den er heut noch vor sich habe.“ Das Bübchen des Kreuzwirths bestellte den Schiffsmann. Noch ehe Dieser das grüne Schifflein losgemacht, war Simon schon am Ufer. Der Schiffer, ein älterer Mann, mit gutem sanften Gesicht, sagte später: „Es war ein gar so stattlicher Herr! so freundlich und so jovialisch wie ich noch Keinen gesehen.“ Sie fuhren auf die Höhe des See's.

Simon gebrauchte alle Vorsichtsmaßregeln gegen zu schnelle Abkühlung, reckte sich noch recht in der Wonne des Wohlbefindens und sprang kopfüber in den See. Längere Zeit schwamm er um den Kahn herum, sprach und scherzte mit dem Schiffer. Zwei, drei Minuten nach seinen letzten scherzenden Worten sah ihn der Schiffer plötzlich einen Moment gleichsam aufrecht im Wasser stehen, dann neigte sich das Haupt auf die Brust und lautlos sank er in die Tiefe. Ein Nervenschlag hatte ihn getroffen, die vollste Wonne des Lebens hatte die Schranke des Lebens gesprengt.

Der Schiffer fuhr noch lange mit dem Schiffchen auf der nämlichen (360 Fuß tiefen) Stelle umher. — Er kam nicht wieder.

„Noch haben wir ihn nicht gefunden," schrieb Simons Pflegetochter einige Tage darauf an Ludwig Simon. „Er soll in Murg am See's Rand begraben werden, wenn wir ihn gefunden haben." „„Ja, da begrabt ihn, — wenn Ihr ihn gefunden habt!"" antwortet der Freund schmerzerfüllt. „„Er ist es werth, daß sein Grabhügel sich inmitten dieser großartigen Natur erhebe. Schaut auf ihn herab, ihr stolzen Schneehäupter! bespüle sein Gebein, du trotzig schöner See! Da liegt ein ganzer Mann in des Wortes vollster Bedeutung. ...... Und sollte sein Gebein aus dem majestätischen Wassergrabe nicht mehr emporsteigen, so setzt ihm am Rande ein Denkmal, damit der deutsche Wanderer, wenn er über den See ins Rheinthal oder nach Zürich fährt, wisse, wo er sein Schifflein abzulenken hat, um dem deutschen Ehrenmanne auf fremder Erde den Zoll seiner Achtung und Dankbarkeit darzubringen!""

Wir schließen die Lebensgeschichte Heinrich Simons mit dem Dichterworte, das Moritz Hartmann dem dahingeschiedenen Freunde gewidmet hat:

Der tiefe See ist sein wildes Grab,
In Freiheit liegt er begraben;
Die Kurfürsten*) blicken traurig herab
Auf ihn, den geklärt wir haben.
Den Hutten beherbergt der andere See
Mit einsamen Inselborden:
Die Brüder in Gedanken und Weh
Sind nun auch Nachbarn geworden.

---

*) Sieben Bergspitzen am Wallensee.

Nun wollen wir glauben, daß so es kommt:
Daß sich beide nächtlich besprechen,
Was Deutschland, ihrem theuern, frommt,
Und wie die Fessel zu brechen.
Ihr Wort von Wind und Wellen belauscht
Wird flüsternd weiter getragen,
Bis es empor in der Heimath rauscht
In Auferstehungstagen.

Viel Zukunft bergen die beiden See'n,
Wie jener Berg Kyffhäuser;
Die Beiden hat sich das Volk ersehn,
Des Volkes heutige Kaiser. —
Wenn einst ihr Geist aus den Wellen bricht
In seiner lautern Reinheit,
Dann fliegen auch nimmer die Raben nicht,
Und kommt die verkündete Einheit.

Nun suchen sie noch in tiefem See
— (Wie im Saleph*) einst) — nach der Leiche:
So suchen wir noch in tiefem Weh'
Nach dem heiligen deutschen Reiche.
O lasset ihn ruhn, wo er jetzund ruht,
Der Geist schwebt über den Fluthen.
Er schlummert sanft, er schlummert gut
Im Exil, der Heimath der Guten.

---

*) Saleph, der Fluß, in welchem Barbarossa ertrank.

Anhang.

I.

Ehrenschenkung.

Nachdem die Hinterlassenen des im Wallensee den 16. August 1860 verunglückten Herrn Dr. Heinrich Simon gewünscht haben, die Leiche desselben auf Gemeindeboden der Ortsgemeinde Murg beizusetzen und ihm daselbst ein Denkmal zu errichten, so hat dieselbe in ihrer ordentlichen, rechtsgültigen Versammlung vom 26. August 1860 in Erwägung:

daß sich der verstorbene Herr Dr. Simon aus Breslau, Niedergelassener in Zürich, als Gründer des Kupferbergwerks Mürtschenalp um die Gemeinde Murg wohl verdient gemacht, indem er dadurch der Gegend ein Unternehmen zugesichert, welches vielfach segensvoll in derselben gewirkt hat, und von dem wir hoffen, daß es immer kräftiger erblühe und gedeihe;

in Erwägung:

daß er durch sein freundliches, liebevolles, wohlwollendes Benehmen, durch seine wahrhaft ächte Humanität eines biedern deutschen Mannes die hohe Achtung und warme Liebe aller Bürger genossen;

in Erwägung

der Verdienste, die er sich durch seine öffentliche Wirksamkeit, in der er mit Geist und Kraft, unwandelbarem Charakter und männlicher Tugend für Fortbildung und Hebung und Entwicklung besserer gesellschaftlicher Zustände wirkte, in allen deutschen Gauen, in allen Ländern deutscher Zunge erworben,

Einstimmig beschlossen:

Art. 1.

Es cedirt und überläßt die besagte Gemeinde dem Herrn Gustav Simon von Breslau, Niedergelassenem in Zürich, und seinem Rechtsnachfolger eigenthümlich zu freier, beliebiger Benützung

für alle Zeiten ein Stück Fels und Boden in der Mitte des neuen Reutbodens ob Kaspar Eberharden Haus, beim Dorfe gelegen, von mindestens 10, höchstens 20 Quadrat-Ruthen Flächeninhalt, grenzend an allen Seiten an Gemeindeboden der Ortsgemeinde Murg, frei, ledig und los von allen Lasten und Beschwerden ohne irgend welchen Abtrag hiefür.

Art. 2.

Nach Erstellung des Denkmals, welches Herr Gustav Simon seinem verstorbenen Herrn Bruder Dr. Heinrich Simon auf diesem Boden zu errichten gedenkt, und des Grabes, welches allfällig die Leiche desselben aufnehmen soll, kann Herr Gustav Simon nach Art. 1 die Marchen und Ziele des Bodens innerhalb der bestimmten Maße festsetzen.

Art. 3.

Von allen Vorfallenheiten, durch welche dieses Grab und Denkmal in irgend einer Weise berührt werden möchte, werden die jeweiligen Gemeindebehörden jederzeit der Familie oder deren Vertretern Kenntniß geben, sowie darauf bedacht sein, daß zu allen Zeiten dies Grab und Denkmal, so wie allfällige Bäume und Gewächse, Anpflanzungen vor allen Nachtheilen, Beschädigungen bewahrt bleiben und nöthigenfalls den polizeilichen Schutz finden.

Art. 4.

Die zum Bau des Grabes, Denkmals oder zu einer Umfassungsmauer nöthigen Steine, so wie alle hiezu benöthigten Erde, Sand und Kalksteine dürfen auf Gemeindeboden unentgeltlich bezogen werden; für allfällige Verheerung und Beschädigung des Gemeindebodens, sei sie welcher Art sie wolle, beim Denkmal-Bau, Bau des Grabes und Weges hiezu, wird keine Entschädigung verlangt.

Art. 5.

Herr Gustav Simon und seine Rechtsnachfolge ist berechtigt, allenthalben über Gemeindeboden einen Weg von beliebiger Richtung 3 bis 5 Fuß Breite anzulegen und genießt zu diesem Zwecke die gleichen in Art. 4 benannten Rechte, wie zur Errichtung des Grabes und Denkmales selbst, ohne besondere Entschädigung dafür zahlen zu müssen. Im Fernern ist er berechtigt, die zu der Anlage des Weges nach dem Denkmale hindernden Gebüsche, Sträucher und Bäume jetzt und zu allen Zeiten ohne Weiteres wegzunehmen.

Art. 6.

Die Gemeinde übernimmt die Verpflichtung, daß in der Richtung, welche in grader Linie auf die Eisenbahn von dem Denkmal und Grab führt, keinerlei Bäume gepflanzt werden, und in Hinsicht dessen wird zugestanden, daß das Nußbäumchen, welches jetzt gerade unterhalb des Denkmalplatzes steht, sofort weggenommen werden kann.

Art. 7.

So lange Herr Gustav Simon lebt, ist derselbe Eigenthümer des gedachten Bodenstückes mit allem Zubehör, wie Wegen rc.

Es steht ihm natürlich frei, über dasselbe sowohl bei Lebzeiten als letztwillig zu verfügen.

Nach seinem Tode wird das Eigenthum bei Abgang anderer Verfügungen auf seine natürlichen Erben überzugehen haben.

Art. 8.

Es ist Herrn G. Simon gestattet, ohne weitere Vollmacht sich durch Herrn Dr. Karl Hilty von Chur in allen Angelegenheiten, dieses Grundstück und Grab betreffend, rechtskräftig vertreten zu lassen.

Art. 9.

Für diese Schenkungsurkunde wird die Genehmigung des Kleinen Rathes des Kantons St. Gallen und die Ratifikation des Gemeinderathes Quarten anmit vorbehalten.

Murg, den 26. August 1860.

Namens der Genossen-Versammlung:
Der Präsident: sig. Gmür.
Der Verwaltungsrathsschreiber:
sig. Klein.

Kraft Beschlusses des Gemeinderathes Quarten vom 22. September 1860 ist der obbenannten Ehrenschenkung, nachdem dieselbe vom Kleinen Rath des Kantons St. Gallen sanktionirt, die gemeinderäthliche Ratifikation ertheilt worden.

Quarten, den 22. September 1860.

Namens des Gemeinderathes:
Der Gemeindeammann:
J. Eberhard.
Der Gemeinderathsschreiber:
Zeller J. M.

II.

Einweihung des Simon-Denkmals am Wallensee*).

(Das Grütli der Deutschen.)

Mitten in die Verfassungskämpfe der Vertreter des preußischen Volkes um dessen gutes Recht fällt die Erinnerungsfeier an einen der verdienstvollen Vorkämpfer desselben. Sie gilt den Manen Heinrich Simons von Breslau, der eben so entschieden, wie die Verfassung seines engeren Heimathlandes, die Rechte des großen deutschen Volkes im Parlament zu Frankfurt vertrat. Flüchtig betrat er, einer der Letzten des kleinen in Stuttgart ausharrenden Häufleins, den Asyl gewährenden Boden der Schweiz, in der er sich eine neue Thätigkeit zu gründen wußte, bis ihn die Wellen des trügerischen Wallensee's am 16. August 1860 beim Baden dahinrafften. Sein mit ihm um die Palme muthiger Vertheidigung der Volksrechte ringender Freund Johann Jacoby zu Königsberg ergriff die Initiative, um dem Dahingeschiedenen ein Denkmal an der Unglücksstätte beim Dorfe Murg zu errichten. Dem Aufrufe wurde von den Freunden bereitwillig entsprochen, und so konnte schon jetzt das Denkmal, für dessen Ausführung in dem jungen Architekten Luigi Chialiva, Sempers Schüler und Freunde, ein talentvoller Künstler gefunden wurde, eingeweiht werden. Dem Charakter der großartigen Umgebung entsprechend, bildet es in zwei breiten Veranden mit steinernen Bänken einen Ruhepunkt zum Ueberschauen des prächtigen Wallensee's mit den gegenüberliegenden majestätischen Kurfürsten. Das eigentliche Monument besteht in einem schlanken Tempelportikus, im Hintergrunde mit einer schwarzen Marmortafel und dem Hautrelief-Brustbild des Verstorbenen, vom Prof. Keyser in Zürich modellirt. Im Giebelfelde liest man in goldenen Lettern: Virtuti! Die schwarze Marmortafel trägt die Legende: Heinrich Simon, geb. den 29. Oktober 1805, gest. den 16. August 1860. Davor steht in der von

*) Neue Frankfurter Zeitung vom 12. Oktober 1862. — „Festfahrt zu Heinrich Simons Denkmal" von K. Mayer aus Eßlingen (Deutsche Jahrbücher, Februarheft 1863).

zwei schlanken Säulen gebildeten Blende ein lorbeergeschmückter Altar, mit der Inschrift: „Den Manen Heinrich Simons gewidmet von seinen Freunden und Gesinnungsgenossen.“ Zu beiden Seiten des Altars sind in die mittlere Höhe der veranda-artigen Steinwand zwei Inschriften eingelassen, links: „Er kämpfte für das Recht des deutschen Volkes und starb im Exil“ — und rechts: „Der Leib ruht in der Tiefe des Wallensees, sein Andenken lebt im Herzen des Volkes.“ Die Matte, auf welcher das Monument sich befindet, kann vom See und von der Eisenbahn aus gesehen werden. Ihre Lage hat Aehnlichkeit mit der des Rütli *) am Vierwaldstätter-See.

Zu diesem „Rütli der Deutschen in der Schweiz“, wie es von einem schweizerischen Redner treffend bezeichnet wurde, brachten am prachtvollen Herbsttage des 5. Oktober 1862 die Eisenbahnzüge von Zürich, Chur und St. Gallen Schaaren von Festtheilnehmern. Zum Theil aus weiter Ferne herbeigeeilt, z. B. Johann Jacoby von Königsberg, Dr. Borchardt von Manchester, Ludwig Simon und Bamberger von Paris, Heinrich Simon jun. von Warschau ꝛc., begrüßten sich die Veteranen der Freiheitsmänner, die das dreizehnjährige Exil oft weit auseinander geschleudert. Von ehemaligen Parlaments-Mitgliedern waren da: Peter von Konstanz, Nauwerk von Berlin, Gottfried Keller aus Zürich, Moritz Hartmann von Genf, Prof. Temme, Ph. Schwarzenberg aus Florenz, Mayer von Eßlingen, Roediger von Hanau, Würth von Sigmaringen, jetzt in Chur, Wislicenus u. A. Das Wiedersehen war bei Vielen ein wahrhaft rührendes. Ebenso erhebend war die Theilnahme der deutschen Jugend. Die Polytechniker-Verbindung „Teutonia“ und der deutsche Arbeiterbildungs-Verein von Zürich hatten Deputationen mit ihren prachtvollen Fahnen geschickt, die Arbeiter-Vereine von Glarus, Schwanden und Mollis waren, über 70 Mann stark, ebenfalls mit zwei deutschen Fahnen erschienen. Zur wesentlichen Verschönerung der Feier trug der Züricher Gesangverein „Harmonie“, etwa vierzig Mann stark, bei. Um eilf Uhr ordnete sich der Festzug, gegen dreihundert Männer zählend, darunter viele angesehene Schweizer. Beim Austritt aus dem Dorfe, am Fuße des Hügels, führte der Weg durch einen grünen Ehrenbogen, den die

*) Die Schweizer nennen es Grütli.

Gemeinde Murg errichtet und mit dem biblischen Spruche ausgestattet hatte: „Die zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten wie die Sterne immer und ewiglich."

Oben auf der Bergwiese angelangt, reihten sich die Festtheilnehmer inmitten der herbeigeströmten Bevölkerung in feierlicher Stille um das Denkmal. Der Sängerverein des Dorfes Murg begann mit einem choralartigen Liede den Akt der Weihe; ihm folgte mit einem meisterhaft gesungenen Liede „Des Pilgers Trost" die Harmonie. Dann trat Jacoby in die Mitte der Halle und sprach:

„Deutsche Brüder und Männer des Schweizerlandes! Vollendet ist das Denkmal, zu dessen Weihefeier wir heute versammelt sind. Dem Andenken Heinrich Simons gewidmet — soll es zugleich den kommenden Geschlechtern Zeugniß geben von den Kämpfen unserer Zeit, deren Frucht sie einst genießen werden. Welchen Antheil Heinrich Simon an diesen Kämpfen genommen, wie er — im Vordertreffen stets — als Mann des Volks, als unerschütterlicher Hort des Rechts und der Freiheit sich bewährt hat, — ein beredterer Mund wird es Ihnen heute zu schildern versuchen; meinem Herzen stand der Dahingeschiedene zu nah, als daß es mir ziemte, als daß ich das Recht hätte, sein Lobredner zu sein.

„Wohl aber liegt eine andere Pflicht mir ob, und ich erfülle sie mit Wehmuth zugleich und mit Freude. An Euch, Ihr Männer der Schweiz! richtet sich mein Wort. Im Namen des geliebten, nun auf ewig verstummten Freundes sage ich Euch Dank, aus Herzensgrunde Dank für die vielen Beweise liebevoller Theilnahme und ehrender Anerkennung, für alles Gute und Liebe, das Ihr dem Freunde im Leben wie im Tode erwiesen habt! — Als im Jahre 1849 die Freiheitsbestrebungen des deutschen Volkes an den Ränken treuloser Fürsten scheiterten, da suchte, da fand bei Euch der edle Verbannte eine schützende Zufluchtsstätte. Eine großartige Natur gab hier seinem für das Schöne und Erhabene empfänglichen Gemüthe reiche Befriedigung; in vollen Zügen athmete seine Brust die reine Luft der Freiheit, die er so lange schmerzlich entbehrt, so lange vergeblich ersehnt hatte. Doch nicht selbstische Rücksicht, nicht das persönliche Wohlbehagen, — vor Allem war es vielmehr seine hingebende Liebe für das deutsche Vaterland, was die neue Heimath ihm werth und theuer machte. In ihr, in dem Lande der Tell und Winkelriede, erkannte, ja erlebte er bereits im

voranschauenden Geiste die staatliche Zukunft, den anbrechenden Freiheitstag Deutschlands. Und so auch endete Heinrich Simon! Angesichts dieser mächtigen Alpenriesen, die frei und stolz ihr weißes Haupt in den Himmel erheben, starb er voll Jugendmuth, voll Jugendhoffnung, wie er selber wenige Tage vor dem Tode es ausdrückte, den Sieg im Herzen!

„Das Herz aber täuscht den Menschen nimmer. Mag auch der Absolutismus jetzt wieder frech das Haupt erheben, kommen wird sicher der Tag, da der freie deutsche Mann dem freien deutschen Schweizer die Bruderhand drücken und Beide vereint einen frischen Siegeskranz auf Heinrich Simons Denkstein legen werden. Wohl ihm, dem das Glück zu Theil ward, für die Freiheit zu kämpfen und zu dulden; sein Leben war edel und schön, im Tode selbst ist er glücklich zu preisen!

„Eine Pflicht noch bleibt mir zu erfüllen. Die Gemeinde Murg, in deren Mitte Heinrich Simon so gern verweilte, hat hochherzig dem Fremdlinge — in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste — diesen Wiesenplatz zur Denkmalstätte eingeräumt. Im Namen der hier versammelten Freunde des Dahingeschiedenen danke ich den Männern von Murg für diese Ehrenschenkung; ihrem Schutze, ihrer Fürsorge übergebe ich zugleich — im Namen und Auftrage des Komité's — das nun vollendete Denkmal."

Hierauf verlas der Redner die von den Betheiligten vereinbarte Urkunde über Erhaltung des Monuments und schloß mit den Worten:

„Ihnen, geehrter Herr Präsident, als dem Vertreter der Gemeinde Murg, übergebe ich die eben verlesene Urkunde. Möge, unter dem Schutze und der Pflege Ihrer Gemeinde, das Denkmal fort und fort von Geschlecht zu Geschlecht erhalten bleiben, möge es den spätesten Nachkommen noch das Andenken Heinrich Simons, des treuen begeisterten Freiheitskämpfers, in's Gedächtniß rufen! Der Himmel gebe der braven Gemeinde Murg, gebe der Schweiz und dem theuern deutschen Vaterlande Heil, Segen und Gedeihen!"

Mit kurzen herzlichen Worten und dem Versprechen treuer Hut des Denkmals nahm dann Herr Präsident Gmür von Murg jene Urkunde entgegen. Und wiederum gab ein Lied der „Harmonie": „O Schutzgeist alles Schönen steig' hernieder", der gehobenen Stimmung aller Anwesenden den ergreifendsten Ausdruck. Nun trat

Moritz Hartmann, eine gewinnende Persönlichkeit mit liebestrahlendem Auge, hervor und sprach:

„Wo unsere Väter einen Bund schlossen, da bauten sie einen Altar; wo sie Quellen und Brunnen an den Wegen und in der Wüste fanden, da errichteten sie ein Zeichen. Das Buch vergißt nicht, es zu erwähnen, und sie benannten darnach Städte und Länder. Ein solches Zeichen für das Volk errichteten wir hier am Wege, ein lange währendes, einen Brunnen der Erinnerung, aus welchem die Geschlechter schöpfen. Unser Denkmal ist kein Denkmal der Eitelkeit, der Herrschsucht, es ist ein Denkmal still erfüllter Pflicht.

„Es ist ein Denkmal der Milde und Liebe. Der Ruhm Simons klingt nicht laut wie Kanonendonner und wie das Brechen geschworener Eide, oder wie Hammer und Ambos beim Kettenschmieden; es ist der Ruhm des guten Gewissens, und ein unbeweglicher Ruhm ist wie das Recht selbst. Darum errichten wir dieses Monument hinter gewaltigen Bergen und umgeben von den Fluthen des blauen Gebirgssees; es steht da wie das unnahbare Bewußtsein, das unangreifbare Gewissen. Als er für das Recht des preußischen Volks, für die Unabhängigkeit des Gerichts aufgetreten war, damals brachte ihm eine Zahl von Freunden und Gleichgesinnten einen Pokal dar, mit der Inschrift: „Virtuti!“ Dies wurde das Symbol seines Lebens. Sein Kelch trug diese Inschrift, worin er mit der ganzen Welt kommunicirte. Virtuti! steht hier in seinem Monumente, das einzige, bedeutende Wort: Die Mannhaftigkeit, die Tapferkeit, die Tugend! Männertugend, das ist es, was sein ganzes Leben erfüllt hat. So kämpfte er und ging aus dem Kampfe hervor, der manche Rüstung befleckt hat. Sein ganzes Leben schließt sich in die eine Thatsache zusammen, daß er im Exil gestorben. Dies Eine Wort: Virtus erzählt in einem kurzen Kommentare seine ganze Geschichte. Soll ich Ihnen das Leben, das Allen bekannt ist, noch einmal erzählen? Ja! Denn es ist ein Spiegel des Schönsten und Besten im deutschen Volke; sein Leben ist ein Sammelpunkt aller jener edlen Strömungen, die seit Lessing und Schiller die deutsche Nation bewegten. Keine edle Bestrebung unseres Volkes ist ihm fremd geblieben. Es ist jener Thautropfen, in dem sich die ganze Sonne spiegelt; sein Leben ragt in jene klare Atmosphäre der Höhen, die wie in die ferne Zukunft blicken. Sein Wirken für das öffentliche Wohl begann naturgemäß in der Zeit, da in seinem Vaterlande die Liebe für das Abgestorbene und Dahingeschiedene

den Thron bestiegen. In diesem Zeitpunkte mußte seine Liebe für die Zukunft hervortreten; wie in der großen Natur Heilmittel und Gift eng bei einander sprossen. Der erste Gang, den er kämpfte, galt der Religionsfreiheit. Sein zweiter Kampf war für die Unabhängigkeit der Gerichte, welche die Unabhängigkeit des Rechts selbst ist. Seine größte That aber in Preußen war, als er zum dritten Male auftrat, da man dem Volke anstatt des Brodes einen Stein, anstatt des Weines Essig und anstatt der Wahrheit Heuchelei bieten wollte. Dies war, als in Preußen das sogenannte Februarpatent veröffentlicht wurde. Wie freute sich ein Theil des Volkes, daß nun der Schein gewahrt sei, und wollte sich damit begnügen. Nun brauchte man doch nicht zu kämpfen, es war ja ausdrücklich gesagt, daß einem nicht ein bloßes Stück Papier geboten werden solle, und es war doch anders nichts als ein Papier. Da zückte er sein zweischneidiges Schwert. Annehmen oder Ablehnen, und seine Antwort: „Ablehnen" fuhr wie ein Strahl durch die Zagheit der Zeit und durch die Wirrsal der Lüge. Von diesem Augenblicke an treffen wir Simon überall in den Reihen der Kämpfer für das Recht des Einzelnen, wie für das Recht des Vaterlandes. Seine Vaterstadt schickte ihn deshalb an Friedrich Wilhelm IV., als sie wollte, daß ein Mann vor einem Throne spreche. Das Vertrauen seiner Mitbürger schickte ihn ins Vorparlament, das Vertrauen dieser Männer in den Fünfziger-Ausschuß, das Vertrauen des ganzen Volkes ins deutsche Parlament. Sie kennen seine Stellung in Frankfurt, und Viele von Ihnen als Augenzeugen. Sie wissen, mit welcher Achtung, ja Ehrfurcht man horchte, wenn er sprach. Er war einer der Wenigen, die selbst die Verleumdung nicht angriff. Man wußte zu gut, daß die deutsche Nation es wisse, wie Simon sein Auge und Herz nur dem Einen Ziele, der Größe und Freiheit des Vaterlandes, zugewandt habe. Bezeichnend ist es, daß seine Stellung anfangs eine vermittelnde war, daß er sich aber der kämpfenden und thätigen Partei mehr und mehr näherte, je größer die Gefahr wurde. Wer ihn kannte, konnte es voraussagen, daß er auch beim letzten Häuflein stehen würde. So kam es auch. Als die Vertreter des Volkes gesprengt wurden, da war er der Führer des letzten Häufleins. Auf diesem Posten beharrte er bis zum letzten Augenblicke, denn Beharren, das war der Grundzug seines Wesens. Schritt für Schritt, Fußbreit um Fußbreit kämpfte er für das Recht, bis er mit dem letzten Schritte das Land des Exils betrat. Auch hier endete nicht seine Wirksamkeit, aber dabei

wollen wir nicht verweilen. Wir wissen es, daß er sein Brod mit seinen Gesinnungs- und Leidensgenossen theilte. Der große Ghibelline, der in der Verbannung die Hölle malte, schildert sein eigenes Elend in den Worten: „Mit allen Unglücklichen empfinde ich Mitleid, aber das größte mit den Unglücklichen, denen es nur im Traum vergönnt ist, ihr Vaterland zu sehen.“ Doch sollen wir von den Leiden des Exils sprechen? Nein! das hieße den Triumph unserer Feinde vermehren. Dürfen wir aber von Simon und seinem Exil reden, ohne des Landes zu gedenken, das ihn gastlich und edel aufnahm? Dieses Freistaats, dieser Freistätte aller freien Gedanken aller Welt! An allen Seen der Schweiz, nicht nur am Wallensee, liegen die Märtyrer aller Nationen; die Märtyrer für den Glauben, die Italien, Frankreich und selbst Spanien hieher gesandt hat; am Leman die Richter der Stuarts, die Märtyrer jener großen Freiheit des englischen Volkes, die aus ihrer That so herrlich aufgegangen ist. Drüben im Züricher See, auf jener kleinen Insel, die uns heute die Morgennebel halb verhüllten, liegt der ritterliche Hutten, ein früherer Vorläufer unserer Kämpfe, dessen Schatten mit Simon gute Nachbarschaft halten wird. Gesegnet sei dieses Land, dessen Freiheit das Dach war für so viele Obdachlose, für Alle, die ein Asyl in ihm suchen. Wir stehen hier wie um ein Grab. Aber selbst die Gegenwart eines Grabes soll uns nicht betrüben. Wir feiern kein Todtenfest, wir feiern ein Fest der Heiterkeit, da wir auf einen Menschen und auf ein Leben zurückblicken, das von der Heiterkeit beständiger Pflichterfüllung getragen war. In Uebereinstimmung mit dem Wesen Simons, hat der Künstler jene rein griechischen Formen gewählt, die Formen jenes Volkes, das sich dem Staate und der schönen Lebensluft geweiht hatte. Simons Leben war selbst ein schönes Kunstwerk, er selbst ein schönes Menschenbild; er starb, wie Einer, den die Götter lieben, in der Fülle seiner Kraft, wie Einer, der die ewige Jugend in sich fühlt. Ein Vorbild für die Bürger, die wir erwarten, ein Beispiel für diejenigen, deren Mitbürger er war, so feiern wir ihn nicht besser, als mit jener heitern Hoffnung, die ihn beseelte, und der Zukunft fest, wie er selbst, vertrauend endigen wir mit dem Rufe: „Es lebe das gastliche Land, die freie Schweiz, es lebe das theure Vaterland: Deutschland, es lebe allwaltend die Freiheit!“

Nach Hartmanns Rede sang die „Harmonie“ das herzerfrischende Lied: „Die Wacht am Rhein.“ Hiermit sollte das Weihefest geschlossen sein; man rüstete sich zum Abzug — da trat Oberst

Bernold von Wallenstadt, ein in der ganzen Eidgenossenschaft hochgeachteter Mann, hervor und fügte unerwartet dem Feste einen schönen Schluß hinzu. Er sprach von der Verwandtschaft der Schweiz mit Deutschland. „Wir Schweizer," — sagte er — „sind ja auch Deutsche. Unsere ganze Bildung ist eine deutsche. Unser Höchstes und Tiefstes, wo holen wir es? Draußen bei Euch! Eure Dichter, sind sie nicht unsere Dichter? Unser Tell, ist er nicht der Eurige? Euer Schiller, ist er nicht unser Schiller?" .... „Wenn ich bedenke, wie in Wissenschaft und Kunst und in humaner Civilisation dieses Deutschland das Höchste erreicht hat, so über alle Völker das Höchste, und wenn ich dann wieder denke, wie es im politischen Zustand so gar arg zurück ist, so hülflos und gar nicht vorwärts zu bringen, so frage ich mich, wie kommt doch das, woher, warum? und da steht mir, wie man zu sagen pflegt, der Verstand still. Und ich habe auch diese Frage nicht aufgeworfen, um sie nun hier zu beantworten; ich weiß in der That keine Antwort darauf, sie ist mir ein Räthsel."

Der Redner blieb jedoch nicht bei dieser traurigen Betrachtung stehen: „Die Märtyrer und sieglosen Kämpfer der Freiheit sind ja bei allen Nationen nur Vorläufer glücklicherer Kämpfer gewesen, die endlich Das durchsetzen und in gelungener That erreichen, was vorangegangene Generationen umsonst erstrebten." Sein gläubig hoffendes Herz reiße ihn hin, auch dem alten Deutschland „trotz Kabale, List und Gewalt" diesen kommenden Sieg, auch den „cheruskischen Wäldern einen zweiten Varussieg über die Feinde der Freiheit" vorherzusagen. Der Hermann dieser Wälder müsse aber das deutsche Volk selber werden. Dazu solle jeder brave Deutsche sich und Andere vorbereiten. Wie die Spartaner durch das Denkmal in den Thermopylen an die Männer erinnerten, die dem Vaterland die Pflicht geleistet, so werde dieses Denkmal noch in ferner Zeit den hier Vorübergehenden von einem edlen Manne reden, der seinem Vaterlande die Pflicht geleistet habe und als ein Vorkämpfer und Vorläufer von Deutschlands Freiheit im Exil gestorben sei. Wenn der Todte sich noch einmal aus dem See aufrichten könnte, so würde er das heutige Thun seiner Freunde segnen, und Licht und Segen werde auch künftig von dieser geweihten Stätte ausgehen. Der Redner schloß mit dem Versprechen, daß die Gemeinde, die ganze Gegend, ja das Schweizervolk dieses deutsche Denkmal in treue Obhut nehmen und vor jeder Unbill schützen werde.

Nach dieser Rede kehrte der Zug in gleicher Ordnung zum

Gasthause zurück. Auf der Wiese hinter dem Gasthause, dem gegenüber die hohe Ruine der durch Brand zerstörten Blumer'schen Fabrik sich erhebt, und eine mächtige Fontaine aus der Wasserleitung hervorspringt, vereinigte ein ländliches Mahl die Festtheilnehmer im Freien. Da machten sich die patriotischen Gefühle von Neuem in zahlreichen gelungenen Toasten geltend, deren ersten Dr. Hilty, Fürsprech aus Chur, Namens der Familie brachte. „Der Verstorbene", sagte er, „gehörte nicht blos der Familie, sondern dem Vaterlande und der Menschheit an." Diese erweiterte Familie setzte ihm das schöne Denkmal, daher er den Urhebern desselben, voran Dr. Jacoby und dem Baumeister Chialiva, ein Hoch bringe."

Dr. Jacoby antwortete und benutzte die alte Weissagung, daß „der Brocken einst mitten in der Schweiz stehen werde," zu einem Toaste auf die Bruderliebe zwischen dem freien Deutschland und der freien Schweiz. Hierauf erhob sich Ludwig Bamberger aus Paris zu einer, manchem ergrauten Verbannten die Thränen in die Augen lockenden Ansprache. Dieselbe bietet ein so treues Bild der Gesinnung der heute noch nach 13 Jahren im Exile lebenden Männer, daß wir sie den Lesern möglichst vollständig geben wollen.

Anknüpfend an die Rede des Oberst Bernold und der ihm entfallenen Bemerkung: daß ihm der Verstand stille stehe, wenn er den Widerspruch zwischen der deutschen Geistesreife und dem politischen Elend in's Auge fasse, erkennt der Redner an, daß allerdings der Oberst den Kernpunkt der Sache herausgegriffen habe, und daß in dem Widerspruche zwischen dem fortgeschrittenen Bewußtsein der deutschen Nation und der zurückgebliebenen staatlichen Bildung ein peinliches Räthsel liege. Vieles ließe sich zur Auflösung sagen, mehr als wozu hier Ort und Zeit sei. Nur Eins sei hervorgehoben, weil es sich an den heutigen Tag anknüpfen lasse. „Auch der Vortreffliche, dem dieser Tag gilt, hat die Bitterkeit des Exils erfahren: was es heißt, die Bahn des Lebens mitten entzwei gebrochen zu sehen und mit Aufgebung aller geistigen Ziel- und Strebepunkte, von Neuem eine materielle Grundlage für's Leben aufbauen zu müssen. In dieser selben Lage befand sich Deutschland am Ende des dreißigjährigen Krieges. Viel zu wenig ist noch den Deutschen selbst bekannt, wie tief gesunken die ökonomischen Zustände des Vaterlandes aus jenem Streit hervorgegangen, der auf seinem Boden für ganz Europa gefochten wurde; während die Nebenländer ihr in-

tellektüelles Leben fortentwickeln konnten, mußte Deutschland erst wieder hundert Jahre lang für die Nothdurft des Lebens arbeiten. Dann erst erklomm es die geistige Höhe, aus welcher endlich auch die Blüthe, der unentbehrliche Schluß des politischen Daseins, aufzuschießen verspricht. Und wir können, wie Dr. Jacoby gesagt, mit Gewißheit dem Tage entgegensehen, an dem die große Erlösungsstunde schlagen wird. Dann werden wir vor Allem auch dieses edlen Todten, den wir heute feiern, gedenken und rufen: „Ach, daß er sie doch erlebt hätte, die schöne Stunde!“ So wie er dieses Looses würdig gewesen wäre, so lassen Sie uns Alle leben! Wie der Priester zum Gläubigen spricht: „Lebe so, als könnte jede Stunde die deines Todes sein!“ so spricht das Vaterland zum Verbannten: „Wandle so, als ob du lange genug zu leben hättest, um die Stunde der Freiheit zu schauen. Halte dich so aufrecht, daß du mit gehobener Stirn und mit reinen Händen hintreten kannst am Tage des großen Sieges, um auf dem Altare zu opfern.“ Zwei Dinge sind es vor allen, die den politischen Menschen machen: die hehre Anschauung vom Vaterlande und das Gefühl der persönlichen Würde. Beide aber sind, als Ausgleichung für die Schmerzen des Exils, dem Verbannten vom Schicksal in die Seele gelegt. Entrückt dem Boden der Heimath und dem täglichen Empfinden ärgerlicher thatsächlicher Schranken, steht vor seinem Auge das Vaterland in seiner ganzen fleckenlosen Schönheit und Reinheit; und die herbe Nothwendigkeit des Exils, die ihn zwingt, seinem Beruf, seinem Stolze, seinem besseren halben Leben zu entsagen, treibt um so mehr das Selbstgefühl und den Selbsterhaltungstrieb des geistigen Ichs in die Brust zurück, wo sie sich zu festem Erze bilden. Ein solcher unerschütterlicher Verbannter war der Verstorbene. Wenn Sie, denen es vergönnt ist, heimkehren in's Vaterland, so bringen Sie unsern Landsleuten den Gruß der Verbannten und sagen Sie ihnen, daß wir dem Tag entgegensehen, an dem wir als freie, ungebeugte Männer heimkehren werden; bringen Sie ihnen auch den Gruß dieses edlen Todten, sagen Sie ihnen, sein letzter Gedanke sei ihrer Aller Freiheit und Wohl gewesen; und dies Denkmal am Wallensee warte hier, bis daß ihm das echte und rechte gesetzt werde auf dem Markte der guten Stadt Breslau, und dann auch ein Denkmal errichtet werde zu Wien auf der Brigittenau und eine hohe Ehrensäule zu Rastadt im Lande Baden.“

Hierauf brachte Ludwig Simon dem Manne der That, dem schmählich gefangenen Joseph Garibaldi, ein feuriges Hoch. Der Arbeiter Retwisch aus Holstein schilderte, wie die Arbeiter in der Schweiz ihre wenigen Mußestunden dem Vaterlande widmen, und brachte seinen Gruß an die Arbeiter in Deutschland. Oberst Bernold bezeichnete in einem warmen Lebehoch auf Deutschland und seine Bestrebungen die heutige Feier als den „Rütlischwur der Deutschen in der Schweiz," und Dr. Borchardt gedachte der kämpfenden Brüder in Amerika. Mayer von Eßlingen bewährte sich als echter Volksredner durch ein feuriges Lob der Schweizer; er sprach den Wunsch aus, daß die brüderliche Annäherung zwischen Deutschen und Schweizern immer mehr und mehr befestigt werde.

So schloß die erhebende Feier, die — ein hellleuchtender Stern im Dunkel des Lebens der Verbannten, ihre Strahlen auch nach dem geliebten Vaterlande und in die Herzen des deutschen Volkes senden wird.

III.

Heinrich Simon.

(Aus einem Nachruf der Nationalzeitung vom 7. September 1860.)

Das deutsche Volk hat einen großen Bürger verloren: Heinrich Simon von Breslau ist todt.

In dem Verlaufe der eilf Jahre, welche seit dem Versuche zur Erhebung Deutschlands zur Einheit, Größe und Freiheit verflossen sind, hat keines politischen Mannes Tod in Deutschland ein solches Gefühl der Trauer, ein so einmüthiges Bewußtsein des damit verbundenen schweren Verlustes wachgerufen, als das unerwartete und plötzliche Dahinscheiden dieses tapfern und muthigen Vorkämpfers unserer Nationalsache. Und dieser Mann, dessen Tod unser Volk als einen Nationalverlust beklagt, dieser Mann, für den jetzt, wo sein Herz und sein Muth, seine Begeisterung und seine Thatkraft unwiederbringlich dahin sind, sich das Mitgefühl aller edlen patriotischen Männer in Nachrufen der Anerkennung und des Schmerzes

Luft macht — er war ein Geächteter, den die siegreiche Partei aus dem Vaterlande vertrieben, zu lebenslänglichem Zuchthause verurtheilt hatte, weil er von sich sagen durfte, was einst von dem letzten Römer, von dem ruhmwürdigen Besiegten im Kampfe gegen den ersten Imperator gesagt worden ist: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie sich in dem Leben jedes Theils das Ganze offenbart, so ist auch in der Entwickelungsgeschichte jedes einzelnen Menschen dem sehenden Auge der Bildungsgang der gesammten Menschheit erkennbar. In frühester Kindheit — unmerklich und unbewußt — durchläuft die Entwickelung des Einzelmenschen die seiner Geburt vorangegangenen geschichtlichen Bildungsphasen der Menschheit; langsamer, mehr oder minder bewußt und mitthätig durchlebt er die Entwickelungsepoche seiner eigenen Zeit. — So ist jedes einzelne Menschenleben ein treuer Spiegel der Zeitgeschichte, aber ein thätiger, lebendiger Spiegel, der selbst an dem Bilde, das sich in ihm spiegelt, mitschafft, mit arbeitet, mitgestaltet.

Je höher der Mensch steht, je größer seine Einsicht und Thatkraft sind, desto klarer dieser lebendige Spiegel, desto mächtiger wird durch Betrachtung desselben die Selbsterkenntniß der Zeitgenossen gefördert, desto stärker der Thatdrang, das Vorwärtsstreben nach dem großen Ziele der Menschheit in ihnen erweckt. Wenn irgend ein Leben in unserer an Charakteren so armen Zeit dies Gepräge trägt, so ist es das Leben Heinrich Simons, das jetzt vollendet vor uns liegt. Wer treu das innere und äußere Leben dieses Mannes zu schildern verstände, der hätte damit zugleich die vollständige vaterländische Geschichte der letzten dreißig Jahre gegeben, deren religiöse, soziale und politische Kämpfe für die Entwickelung des deutschen Volkes von so großer Bedeutung gewesen. Es sind diese dreißig Jahre die erst beginnende mühsame Erntezeit einer vorangegangenen langen Arbeit geistiger Aussaat. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Heinrich Simon war Jurist, und er hat den Stempel, den ihm seine Studien und sein Wirken als Mann des Rechts aufprägten, nie verleugnet. Die Wurzel aller seiner Eigenschaften, die ihn als Bürger den bedeutendsten Männern unseres Volkes zugesellen, war ein hoher Gerechtigkeitssinn, ein tiefes Rechts-

gefühl, dem sein juristischer Scharfsinn und sein juristisches Wissen keinen Abbruch thaten. Ruhiges Selbstgefühl, männliche Thatkraft, bürgerlicher Muth im Erfassen und Zähigkeit im Festhalten des für Recht und Pflicht Erkannten waren ihm im hohen Grade eigen. Seine Empfänglichkeit und Begeisterung für die Idee war eine solche, die nicht zurückschreckt vor irgend einer Verantwortlichkeit in Betreff der erforderlichen Mittel, und seine Energie reichte stets so weit wie seine Einsicht. Feind war er stets jenem Rausche der Begeisterung, der — mit dem physischen Rausche verwandt — von gleich kurzer Dauer ist. Sein Wahlspruch hieß: „nicht müde werden!"

Männer wie Heinrich Simon verkünden durch ihr Leben eine bessere Zukunft, sind selbst eine trostreiche, frohe Botschaft für unser, trotz seiner hohen Eigenschaften zurückgesetztes und verkanntes Volk. Auch in dem Bewußtsein des deutschen Volkes taucht endlich wieder jener antike Begriff der Sittlichkeit auf, der so lange durch ein mißverstandenes Christenthum verdunkelt und getrübt worden, jener Sittlichkeit, die von jedem Menschen Bürgertugend, Gemeinsinn, Hingebung für das Vaterland fordert und ohne diese Tugenden keinen sittlichen Werth des Menschen anerkennt, wäre er im Familien- und Privatleben auch noch so fromm und gut. Diese antike Sittlichkeit besaß Heinrich Simon in vollem Maße. Der zärtlichste Sohn und Bruder, der treueste Freund seiner Freunde, ein unermüdlicher Helfer aller Gedrückten und Nothleidenden, war doch über Alles dieses hinaus der Stern seines hellen Auges vorwiegend auf das Allgemeine, auf die Ideen des Rechts und der Freiheit, auf ihre Verwirklichung im Vaterlande gerichtet. Und so soll auch dieser Nachruf, den die bebende Hand des Freundes schreibt, und bei dem im Angedenken an die herrliche Erscheinung, die noch vor kurzer Zeit in ihrer ganzen Stattlichkeit vor uns stand, uns das Herz erzittert, keine Lobpreisung des Mannes sein — eine solche wäre wenig in seinem Sinne —, vielmehr eine tröstende Ermuthigung, ein heller Aufruf an das deutsche Volk: auf dem Wege vorwärts zu streben, den Heinrich Simon als tapferer Vorkämpfer mit angebahnt. Eine Mahnung soll es sein, daß das Volk inne werde, welche Kräfte und Männer sich im Elend verzehren, was sie im Vaterlande für das Vaterland zu leisten vermöchten. Es soll das Volk auf sein Anrecht an diese Männer und deren Wirksamkeit hingewiesen —, es soll bestimmt werden, sie auf

jede gesetzliche Weise mit Ernst und Festigkeit von seinen Fürsten zurückzufordern.

Männlich und schön, wie Heinrich Simons Leben, ist sein Ende gewesen. Schönheit aber war seiner innersten Seele Bedürfniß, und seine ganze Bildung als Mann der Erkenntniß und der That erhielt ihre Krone durch seine Empfänglichkeit für das Schöne. Sein Ideal war der vollendete Mensch im edelsten Sinne des hellenischen Alterthums, war „das Schöne zum Guten.“ Er strebte und verstand es, aus seinem Leben selbst ein Kunstwerk zu machen, und das Geschick, das ihn bei diesem Streben begünstigte, vergönnte ihm einen dem Ganzen entsprechenden schönen Abschluß. Im Vollgefühl aller seiner Kräfte, das Herz von neuer Hoffnung belebt für die Zukunft seines Vaterlandes, die Brust von Jubel und Freude geschwellt über die Erfolge des Freiheitskampfes, die er wenige Wochen zuvor in dem von ihm geliebten Italien mit eigenen Augen geschaut hatte, so ist er an jenem sonnig hellen Nachmittage des 16. August 1860 in freudiger Lebensfülle dem Elemente in die Arme gesunken, in welchem sich zu bewegen von jeher sein größter Genuß gewesen war.

Mögen die Geister der Tiefe den Leib des Dahingeschiedenen festhalten im feuchten Element —, sein Geist ist nicht mit niedergesunken: er lebt fort in den Herzen seiner Freunde, in dem Andenken eines dankbaren Volkes; er schließt sich dem herrlichen Geisterzug aller jener Tapfern an, die jemals für die höchsten Güter der Menschheit gestritten und gelitten haben.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalts-Verzeichniß.

Anhang.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.